GESAMMELTE WERKE: BD. AUFZEICHNUNGEN. ERZÄHLENDES. GEDICHTE...

Gerhart Hauptmann





Gerhart Hauptmann
Gesammelte Werke

in zwölf Bänden

Zwölfter Band



S. Fischer, Verlag
Berlin 1922

Inhalt

Aufzeichnungen:
Kunst 5
Dramaturgie 13
Eindrücke 24
Ich 28
Persönlichkeit 33
Menschentum 36
Erkenntnis 41
Wunder 52
Lebenskampf 54
Vergänglichkeit 60
Weisungen 63
Vom Mann und vom Weib 64
Religion und Pfaffentum 67
Politisches 76
Literarisches 79
Xenien 92
Paradoxe 95
In Reimen 96

Erzählendes:
Das Fest 107
Velas Testament 118
Aus dem Tagebuch eines Edelmannes 125

Gedichte:
Sonette (I—III) 157
Du stehst vor meinem Sinn, verschwiegene Grotte . 160
Wie ist das Licht so krank 161
Ritter, Tod und Teufel 162
Schwarz wogt und finster heut allmächtge Flut . . 163
Madonna 164
Wo Reinheit fern ist 165
König Enzio 166
Requiem 167

Die Weihe 168
Col di Rodi 170
Die Tauben 173
Die Barken 175
Sünderin 176
Du weißt nicht, was du gewesen bist 177
Die Klosteruhr 178
Hans Sachs in seiner Werkstatt saß 180
Zum Gedächtnisse Schillers 181
An Detlev von Liliencron 183
Prolog zur Eröffnung des Deutschen Theaters in Berlin 184
Björnstjerne Björnson 187
Frau Julie Schubert ins Stammbuch 189

Dramatisches:

Helios 193
Das Hirtenlied 202
Kaiser Maxens Brautfahrt 233
Der Dom 248
Till Eulenspiegel 260
Veland 270

Aufzeichnungen

Zusammenstellung besorgt von
Viktor Ludwig

Nicht als Leitfaden, oder etwa, daß man sich darnach richten soll, sammle ich diese Aussprüche, sondern nur, damit der, welcher Lust hat, nehmen und besitzen möge, was sein, wie mein ist.

Kunst

Die eigentlich metaphysische Tätigkeit ist die Kunst.

Kunst macht gerecht.

Die Kunst ist frei, und so muß auch der freieste Mensch im Staate der Künstler sein. Bezweckt der Staat, neben seinen schablonischen Notwendigkeiten, die irgend mögliche Steigerung seiner Individuen, so kann er an seinen Künstlern erkennen, wie weit es damit gediehen ist. Je größere und umfassend entwickelte Künstler eine Nation hervor und zur Reife bringt, um so mehr wird Gesundheit und Gerechtigkeit in ihr wohnen. Der Künstler ist nicht weniger, aber wohl weit mehr als jeder Charakter. Er wendet sich weder an Narren noch an Charaktere, sondern an das freie und menschlich gebliebene ausschließlich Menschliche. Den Staat ignoriert er, um des Menschen willen. Das ist auch der Grund, weshalb er der großen Internationale der Künste und Wissenschaften angehört. Der Staatsmann hat sich vor dem falschen Instinkt der Kunstfeindschaft und Künstlerfeindschaft zu hüten. So selbstherrlich er sein muß, ist der Künstler niemandes Feind. Ein Künstler würde sich falsch verstehen, wenn er sich zum Feinde des Staatsmannes machte. Dieser wie er arbeiten daran, das Gesetz zu erfüllen, nicht es aufzulösen. Das erfüllte Gesetz aber ist der frei edle harmonische Staat oder Mensch. Ein Staatsmann, der den Künstler beengen will, ein Staat, der ihn ignoriert, beide betrügen sich selbst. Sie gleichen Gärtnern, die ihre Ananasfrüchte über die Gartenmauer auf die Straße werfen.

11. Mai 1898

Immaterielles will die immaterielle Seele. Alles letzte Resultat der Kunst ist immateriell.

In der Kunst wird auch durch das realste Material stets das Immaterielle erstrebt.

Dichtung, auch in ihrer zartesten Form, ist immerhin Materialisation. Aber wie verstanden? Ohne Materie! Dichtungen werden und vergehen, wie materielle Formen vor den Augen Gottes, vor den Augen des Dichters.

Im Anfang war der Rhythmus. Die in den Körpern schlafenden Rhythmen wecken: ein Teil der Bildung.

Es ist nicht so widersinnig als es klingt, wenn man als Zweck aller Kunst angibt: das große Schweigende schweigend aussprechen.

Dichten heißt: hinter Worten das Urwort aufklingen zu lassen.

Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfassung des wirkenden Künstlers.

Als Pindar geboren ward, tanzte Pan.

Wenn der passive Zustand des menschlichen Ingeniums abgelöst wird durch den aktiven, so beginnt es aus dem Nichts zu schaffen.

Kunst ist Sprache: also im höchsten Sinn soziale Funktion.

Es gibt in der Kunst nur eine große Gegenwart für den Lebenden: sie reicht von den Gräbern in Ägypten und Babylon bis herauf zu uns.

Wehe dem, der sich mit seiner Generation verzettelt!

Warum schafft man, da doch das beste Vorhandene ungekannt und -gewürdigt daliegt? — Nicht zum mindesten auch deshalb, damit das zum Gegenwärtigen geweckte Interesse auch den Schatz der Vergangenheit ans Licht bringe und belebe.

Jedes Kunstwerk ist Überwindung.

Überwinden heißt etwas besiegen, etwas, das im Wege liegt, beiseite räumen oder sonstwie darüber hinausgelangen. Das ist die Scala d'oro, deren Stufen Kunstwerke sind. Sie tragen zu einem Ziel, das über ihnen liegt.

Hier hast du Ton, hier Raum, hier Zeit: nun bilde für Raum und Zeit ein Kleid!

Der Künstler ist ein Nomade. Ein Kunstwerk hervorbringen, heißt etwas mehr als ein Zelt aufschlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geist. Ein neues Tal, ein neuer Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden.

Jedes Kunstwerk hat eine prästabilierte Harmonie zum Grunde: von ihr abweichen heißt irren.

Es gibt heute keinen die Zeit beherrschenden Geschmack, sondern nur einen beherrschenden Ungeschmack, von dem sich gänzlich zu befreien der Künstler gezwungen ist; dadurch erlangt er dann eine größere Freiheit, als unter der Tyrannei des besten Geschmacks.

Das Geschöpf ist vielleicht sentimental, der Schöpfer nie.

Gute Kunst ist immer kathartisch. Aber selbst gute Menschen zuweilen nicht. Kathartische Menschen vermögen ihre geistige

Existenz nicht fortzusetzen, wenn nicht mit Hilfe täglich erneuter Katharsis. Von allen Neueren besitzt das Kathartische am mächtigsten Beethoven.

Ein Künstler, dem nicht das letzte seiner Kunst Musik ist, befindet sich im Puppenstadium.

Alle Musik ist eigentlich innere Musik und muß wieder zu innerer Musik werden.

Dieselbe bildende Kraft, die dir den Baum als Baum erscheinen läßt, gibt dir die Fähigkeit, diese Erscheinung als Kunst festzuhalten.

Der Maler: was geht die ganze meinem Pinsel nicht entflossene Welt mich an!

Irgendwann entwickelt dir jeder Gegenstand seine immanente Schönheit.

Man senkt nicht, wie Taine zu glauben scheint, als Künstler die Wurzeln in seine Zeit. Man senkt sie ins Ewige und rankt sich vielleicht empor in der Zeit.

Vielleicht sucht man nur immer das Werk und nicht ein Werk hervorzubringen: dann wäre alles Geleistete nur Versuch oder Vorarbeit, bis es gelingt.

Der Künstler braucht Arbeitsillusionen, wie der Forscher Arbeitshypothesen braucht: ja Hypothese und Illusion sind funktionell und an sich beinah das Gleiche.

Der Begriffler entfernt sich vom Ziel, der Künstler umschließt es.

Wie der auf reine Abstraktion gestellte Mensch niemals Dichter sein kann, so auch nicht Musiker im großen Stile.

Man kann ein und dieselbe Sache in so vielen Gestalten richtig darstellen, daß es schmerzt, sich für eine allein entscheiden zu müssen.

Wenn die inneren Möglichkeiten unerschöpflich, das Leben aber allzu kurz erscheint, ermahnt zum Wirken der Gedanke, daß im kleinsten Teil der Kunst das Ganze ist. 23. Januar 1921

Wer auf seine Art etwas zu sagen hat, muß auf jede andere Art schweigen können. 19. Januar 1913. Villa Carnarvon

Schönheit ist eine Sache der Sekunde. Die Sekunde entfaltet sie und verhüllt sie wieder. Für den Menschen ist Schönheit ein göttlicher Zufall. Die begnadete Sekunde bringt den Einklang von Natur, Gott und Mensch. Schönheit ist aber auch eine Sache der Form; und also auch die ist immer ein göttlicher Zufall. (Sie fällt uns zu!) Das ist das große Geheimnis den meisten. Die Form im Kunstwerk, das letzte Formale, das also das Göttliche ist, das also die Schönheit heißt, es wird von den wenigsten überhaupt empfunden! Sie reden aber vielfach davon und vermissen es, wo es ist.

Kunst, die moralisiert, ist keine Kunst. Geschichte, die moralisiert, keine Wissenschaft, Literarhistorie, die moralisiert, ist eine Erbärmlichkeit: das sind alles Reste einer Tyrannei der Theologie.

Was liegt tiefer, der Grundernst eines Dichters oder der Humor? Zu einem von beiden, oder gar zu beiden durchzudringen, ist schwierig.

Menschen tragen Balken, Balken tragen Menschen: der Dichter das Werk, das Werk den Dichter.

Vergiß alles, was du erreicht und vollendet hast, nur dann wirst du jenes Erstmalige besitzen, das in jedes Kunstwerk eingehen muß als sein lebendigstes Leben.

Le style, c'est l'homme. Dieser Satz Buffons gilt in Malerei und Musik ebenso wie in der Dichtkunst. Er gilt in einem Umfang, der alle stilistischen Spielereien ausschließt.

Griechische Münzen: das Haus, wo sie sind, ist erfüllt vom Dampf der Götter.

Dichterische Produktivität ist, wie das Atmen, halb willkürlich, halb unwillkürlich: daher beim Dichter ein Kennen und Nichtkennen, ein Können und Nichtkönnen, ein Tun und Nichttun, ein Lassen und Nichtlassen, ein Wollen und Nichtwollen Hand in Hand geht.

Ich bedauere kunstverzehrte Menschen, die von ihrer eigenen Kunst nicht erlöst, sondern aufgefressen werden, für die fremde Kunst entweder nicht vorhanden ist, oder nur als Gegenstand der Qual und quälender als die eigene Kunst.

Wenn ein Künstler nicht mehr ist, als seine Lobredner begreifen und aussagen, so ist er nichts.

Die Achtung der Guten, Echten oder Großen in der Kunst zu genießen, ist das schönste soziale Resultat künstlerischen Wirkens. Inwieweit man eine solche Achtung genießt, zu erkennen, und besonders genau zu erkennen, ist nicht leicht.

Große Künstler sind scheu, zartfühlend und stolz. Das ist der Grund, weshalb sie einander oft so fern und fremd bleiben. Je größer die Achtung und Liebe ist, die einer für den andern hegt, um so mehr Zurückhaltung legt sie ihm auf. Er weiß auch, daß es zu den peinlichsten Dingen gehört, den unmittelbaren Ausdruck irgendeiner Liebe und Bewunderung zu empfangen, die man nicht erwidert. Diesen peinlichen Zustand will er dem Verehrten um keinen Preis auferlegen, aber er muß auch fürchten, den Mangel an Gegenliebe und Gegenachtung zu bemerken, weil produktive Naturen, und zwar unter ihnen die besten, in Sachen der Kunst nicht zu heucheln vermögen. Die Wahrheit gleicht dann vielleicht einem Pfeil, den man mit einer Rose in Nachbars Garten schießt, und der mit vergifteter Spitze zurückkehrt und tödlich trifft.

Wo aber unter Künstlern die Erkenntnis gegenseitiger Achtung, Bewunderung und Liebe durchgedrungen ist, dort muß man die tiefste und echteste Freundschaft suchen. Zwischen solchen Naturen brennt die gegenseitige Neigung wie ein ewiges, geläutertes Licht, das immer vom Besten genährt wird, was die Seelen der Befreundeten hervorbringen und der Gottheit opfern.

Jeder wenn auch noch so unvollkommene Gedanke schlägt Funken aus dem Geiste dessen, der ihn vernimmt, wenn er Geist hat. Aber, o wehe, das vollkommene Kunstwerk, das Werk des Genies, welchen Unverstand, welchen Unsinn, welche Torheit, wieviel Niedertracht und Barbarei zwingt es nicht oft in die Erscheinung!

Es gibt ein großes Mißlingen, mit dem nur die Größten unter den Künstlern in ihren vollkommensten Werken zu rechnen haben, und zwar als dem Unvermeidlichen. Es hat nichts zu tun mit den kläglichen Fehlschlägen der Stümper.

Der beste Teil des Talentes ist vielleicht das Glück, mit den Großen aller Zeiten in den stillen Geheimbund getreten zu sein.

Genies sind unbequem.

Geschmack darf nicht produktiv werden, er ist wesentlich korrektiv.

Kolosse sind keine vornehmen Gebilde der Kunst.

Marmor kann keine Fratzen schneiden.

Auch in den Fragen der Kunst ist zu sagen: „Sie haben Mosen und die Propheten, laßt sie dieselben hören!"

Dramaturgie

Fast in allen Punkten mögen wir Lessing für uns sprechen lassen, auch allem Überflüssigen gegenüber, was von neuen Hamburger Dramaturgen über Schauspielkunst geäußert wird. „Dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen ..."

„Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist."

Allem Denken liegt Anschauung zugrunde. Auch ist das Denken ein Ringen: also dramatisch. Jeder Philosoph, der das System seiner logischen Konstruktionen vor uns hinstellt, hat es aus Entscheidungen errichtet, die er in den Parteistreitigkeiten der Stimmen seines Innern getroffen hat: demnach halte ich das Drama für den Ausdruck ursprünglicher Denktätigkeit, auf hoher Entwicklungsstufe, freilich ohne daß jene Entscheidungen getroffen werden, auf die es dem Philosophen ankommt.

Aus dieser Anschauungsart ergeben sich Reihen von Folgerungen, die das Gebiet des Dramas über das der herrschenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich erweitern, so daß nichts, was sich dem äußeren oder inneren Sinn darbietet, von dieser Denkform, die zur Kunstform geworden ist, ausgeschlossen werden kann.

Vorwort zur Gesamtausgabe 1906

Das Drama ist doch wohl die größte Dichtungsform. Schließlich werden alle Gedanken dramatisch gedacht, wird alles Leben dramatisch gelebt.

Ursprung des Dramas ist das zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrgespaltene Ich.

Die früheste Bühne ist der Kopf des Menschen. Es wurde darin gespielt, lange bevor das erste Theater eröffnet wurde.

Das primitive nach außen zur Erscheinung gebrachte Drama war das erste Selbstgespräch mit lauter Selbstanrede und Antwort.

Erfahrung ist das Wesen der Dichtkunst.

In der Dichtung bedingt wie in der Architektur alles der Grundriß.

Ein Erlebnis muß wie ein Saatkorn in eine gewisse lichtlose Tiefe versinken und für eine gewisse Zeit, ehe es keimt, Wurzeln und Stengel trägt und über der Erde Blüte und Frucht bringt: das heißt, ehe es dichterisch wird.

Es gibt kein irgendwie geartetes menschliches Hirn, das nicht sein Drama in sich herum trüge. Immer wieder werden Episoden aus dem großen Epos des eigenen Lebens vom Gegenwartsbewußtsein dramatisch geformt. Deshalb ist die dramatische Form, das dramatische Werk volle Gegenwart. Der zusammenfassende Geist wirtschaftet mit einem Residuum deutlicher und lebendiger Anschauung, worin seine Situation im Verhältnis zu Vater, Mutter, Geschwistern, Freunden, Vorgesetzten wie Untergebenen und vor allem zu seinen Feinden sprechend und agierend enthalten ist.

Das Genie benutzt diese innere Urform des dramatischen Bewußtseins, wie man es nennen kann, um aus seinen Grundelementen die dramatische Kunstform herauswachsen zu lassen.

Das Schicksal stieg aus dem Meere, die Schicksalsidee ist meergeboren.

Wenn das dramatische Bewußtsein schöpferisch geworden ist, so beweist es den Dramatiker: und dieser, vermöge der Eigenart des täglich neue Gebiete umspannenden dramatischen Bewußtseins, wird außergewöhnlich fruchtbar sein.

Harmonie ist das Produkt von Kämpfen: danach ist ihr ethischer Wert zu beurteilen. Auch Wert und Wesen des Dramas sind darin beschlossen.

Drama ist Kampf. Das größte Epos wurzelt in dem Ehebruchsdrama. Helena, Menelaos, Paris und den Kämpfen um Troja. Es hat sich zum Teil dann wieder in Dramen aufgelöst.

Ein Drama, das nicht vom ersten bis zum letzten Wort Exposition ist, besitzt nicht die letzte Lebendigkeit.

Das Epos geht seine Straße, das Drama bleibt auf seinen Kampfplatz angewiesen. Das Epos entwickelt sich in der Zeit. Das Drama vornehmlich im Raum.

Die epische Kunst lebt von der historischen Fiktion. Sie setzt einen Erzähler voraus.

Die dramatische Kunst fingiert Gegenwart. Sie hat einen unsichtbaren Schöpfer, allerdings einen unsichtbar Gegenwärtigen, der sich in seinen Geschöpfen dokumentiert.

Zeit im Drama: gesetzmäßige Sukzession des Psychobiologischen. Ort im Drama: Stand und Bewegung des Menschen unter Menschen.

Es gibt einen psychischen Akt. Auch der Dramatiker muß vor allem Akt zeichnen können. Viele sogenannte Dramatiker sind leider nur bestenfalls Kostümschneider.

Man muß, um wahrhaft produktiv zu sein, den dramatischen Stoff, also Menschen und ihre inneren und äußeren Beziehungen und Kämpfe, ganz unabhängig davon sehen, daß die Menschen Menschen, Männer, Weiber, Aristokraten, Bürger, Arbeiter oder regierende Fürsten, daß sie alt, jung, arm oder reich sind. Man muß sie sehen, als wüßte man nicht, wie sie atmen, was sie essen, trinken, wie sie leben müssen, um zu leben, daß sie sprechen, singen, schreiben, wachen, schlafen und Notdürftiges verrichten — nicht, was sie tun, noch in Künsten und Wissenschaften erreicht haben. Man muß sie sehen, als wüßte man gar nichts von ihnen und erführe alles zum erstenmal. Dieses vollkommen Fremde muß dem Beschauer in seiner kleinsten Funktion das ganze Mysterium, in seiner vollen Wunderbarkeit und Unbegreiflichkeit ausdrücken.

Das Drama ist nichts weiter als die natürliche Synthese zeitlich und räumlich weit auseinander liegender dramatischer Einzelmomente im Menschengeist.

Die Distance, aus der man ein Drama sieht, darf sich während der Arbeit nicht verschieben.

Ein Drama muß sich selbst bewegen, nicht vom Dichter bewegt werden. Der Ursprung seiner Bewegung muß, wie der Ursprung des Lebens, allen verborgen sein.

Wer das Wesen des Dramatischen studieren will, vergesse nicht, Rembrandts Handzeichnungen zu betrachten.

Es gibt im Drama außer dem Stofflichen und Formalen noch ein drittes.

Man darf auch in der Produktion niemals das unbewußt Wirkende aufstören: man könnte sonst leicht in die Lage kommen, Mechanik für Wachstum zu setzen.

Der Maler, dem die Farbe in einer unlöslichen Mischung, die zugleich Licht, Schatten, Seele des Objekts, Plastik und subjektiven Ausdruck enthält, aus dem Pinsel fließt, hat den meisterlichen Ausdruck seiner inneren Figur erreicht. Er schafft sein Bild vermöge eines eingefleischten Prozesses unmittelbar, so zwar, daß selbst der Kunstverstand im Unbewußten verborgen ist. Ebenso der Dramatiker.

Die wahren Synthesen des wahren Dramas sind viel verwickelter, obgleich nicht zutage tretend außer in volles Leben umgesetzt, als alle mechanisch errechneten Verwickelungen.

Die Sprache des Augenblicks ist unartikuliert, sie entwickelt sich zur eigentlichen Sprache erst in der Zeit. Der Augenblick, der leben und sterben würde, überlebt sich durch Sprache. Immer und überall wurzelt dramatische Sprache im lebendigen Augenblick.

Starke Schicksale sind starkes Leben: deshalb drängt sich das Volk zur Tragödie und zur Leidensgeschichte Jesu.

Nur so lange ich lebe, erinnere ich mich; je tiefer ich lebe in Schmerz und Lust, um so tiefer! Darum schreibe und sehe ich Schauspiele usw.

Man muß unterscheiden: den Gedanken, welcher denkt, und den, der gedacht ist. Es ist ein Gedanke, daß gedachte Gedanken

im Drama selten oder nie formuliert werden dürfen. Der denkende Gedanke soll laut werden. Höchstens der Gedanke in seiner Geburt, oder kaum erst geboren, ungebadet und mit noch unzerrissener Nabelschnur. Vielleicht auch ein blindgeborener Gedanke, der die Augen zum erstenmal hell aufschlägt. Solcher Gedanken gibt es viele in meinen Dramen, aber sie werden nicht immer erkannt in ihrem Zustand. Vielleicht auch ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, und sind nicht zu gebrauchen für den Zitatenschatz.

Immer mehr „Undramatisches" dramatisch zu begreifen ist der Fortschritt.

Schauspielkunst: keine Nachahmung, eine gesteigerte Sprache, reichster Ausdruck des Persönlichen ist im Schauspieler mehr als in jedem andern Menschen bewußt geworden.

Ein Schauspieler beweist sein Leben durch den Laut seiner Stimme und durch äußerliche Bewegungen. Die Gestalt des dramatischen Dichters beweist ihre Lebensfähigkeit durch die Gesetzmäßigkeit jener immateriellen und doch fest umrissenen Innerlichkeit, welche die Festigkeit des Diamanten mit der Beweglichkeit der Luft verbindet. Aber der Diamant ist nicht hart, die Luft nicht beweglich genug! Sie beweist ihre echte und lebendige Existenz durch die richtige Abhängigkeit von anderen Gestalten und durch die absolut gesetzliche Art, in der sie kollidiert.

Das Verhältnis des Schauspielers zur Dichtung muß mehr sein als das des Pferdes zu Geschirr und Wagen.

In der alten Tragödie überwiegt das Sein, in der neuen das Werden.

Das Theater wird solange nicht zu seiner vollen und tiefen Wirkungskraft gelangen, bis es bei uns wie in Griechenland die Sanktion eines Gottesdienstes hat. Es ist bei uns kräftig aus sich, aber nur geduldet, nicht kultiviert. Es steht unter dem Druck eines feindlichen Vorurteils, nicht unter dem Schutze der Heiligung.

Die Athener allein errichteten dem Mitleid eine Statue. Das Mitleid hat eine Stimme in uns. Zu dieser Stimme formte der Grieche eine Gestalt, gleichsam ihre ausschließliche Wohnung. Stimmen wie Bildsäulen sind Glieder des großen Dramas, an dem wir alle dichten.

Aristoteles und Lessing wenden sich gegen die Wahl abstrakter und idealer Charaktere; dieser besonders gegen den makellosen Helden im christlichen Trauerspiel.

Man hört Worte wie diese immer aufs neue: Niederungen des Lebens! Alltägliche Misere! Arme-Leute-Geruch! — Man trenne von einem Fürsten das, was des Titels ist, von dem, was des Menschen ist: was ist wichtiger? Nie und nirgend hat es die Kunst mit Titeln zu tun! auch nicht mit Kleidern! Ihr Gegenstand ist die nackte Seele, der nackte Mensch! Es braucht kein Lessing zu kommen, um uns wissen zu lassen, daß „die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, der Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt ..." „pathetischer" sind als alle Titel usw.

Armeleutekunst

Man sollte endlich damit aufhören, die Kunst der Klassiker durch einen solchen Ausdruck zur Reicheleutekunst zu degradieren. Volk und Kunst gehören zusammen, wie Boden, Baum, Frucht und Gärtner.

Wo du auch immer dem begegnest, was dramaturgische Schädlinge immer vermissen, immer suchen und niemals erkennen, wo es vorhanden ist, eben das, was sie auch mit dem Namen „Handlung“ bezeichnen — nimm was du findest, wenn dir die „Handlung“ begegnen sollte, Axt, Knüppel oder den ersten besten Stein, der dir gerade zur Hand ist, und schlage sie tot.

Ich habe noch in keiner Kritik zum Beispiel gelesen: dieses Gespräch hat einen schönen Rhythmus, jenes hat einen tiefen Unterstrom, jenes verrät eine leichte Hand, dieses besitzt eine eruptive Macht usw.

Wer etwas im Dichterischen nimmt, was er nicht schon besitzt, behält selbst als Meisterdieb leere Scheuern.

Der Denkweise eines Menschen nachzugehen, ist leicht. Seine Art zu empfinden, nachzuempfinden, worauf es allein mir ankommt, schwer.

Man muß in der Arbeit zuweilen auch auf Meisterschaft zu verzichten wissen.

Das Absolute hat im Drama keinen Ausdruck.

Das Drama regiert die Welt, nicht das Theater.

Die innere Bühne muß ihre Entwicklung nehmen, und zwar über das Natürliche in das Kunstmäßige hinaus, wenn das Theater, die äußere Bühne, danach seine Entwicklung nehmen soll.

Jedes Drama ist ein historisches, ein anderes gibt es nicht.

Verbessere deine Arbeitsmethode und du verbesserst dein Werk.

Jede Familie trägt einen heimlichen Fluch oder Segen. Ihn finde! Ihn lege zugrunde!

Tieck und andere Dramatiker kennen die vielfältigen Äußerungen der Affekte nicht, sondern nur einige konventionelle.

Das Bereich dessen, was man gesund und normal nennt, wird im Affekt verlassen. Ein Drama ohne Affekt ist undenkbar, daher es immer einigermaßen ins Pathologische übergreifen muß.

Sie verlangen den Helden: diejenigen am lautesten, die ihn am lautesten schmähen würden, wenn er erschiene. Reichtum der Seele, ein starkes, friedliches, großes Empfinden machen vielleicht Heldentum aus. 1896—1897

Jedes Drama enthält einen Zug von Pedanterie, den das Leben nicht hat.

Vom Individuellen der Charakteristik muß in der Tragödie irgendwie abstrahiert werden.

Episodenfiguren können geschaut, Gestalten des engeren Dramas müssen gelebt sein.

Fanatiker sind im Drama nur episodisch zu verwerten: ihr unbewegliches Wahnsystem ist bald heraus und die Standhaftigkeit, mit der es behauptet wird, ebenfalls: darüber hinaus gibt es dann nichts, was dem Leben des Dramas noch förderlich sein könnte.

Mechanische Szenen sind roh und nur mit aller Vorsicht künstlerisch zu verwerten: Totschlag, Duell, Schlachtszenen.

Die Fabel muß einfach bleiben und die Personen nicht belasten, damit weniger Fasern und viele saftige Zellen in der Frucht der Dichtung entstehen mögen.

Je zusammengesetzter die Fabel, um so weniger Charakter. Je einfacher die Fabel, um so reicher der Charakter.

Was man der Handlung gibt, nimmt man den Charakteren.

Eine stille Dramatik findet nicht einmal unter den Fischen im Meere statt.

Das Leben schließt einen tragischen Konnex ebensowohl ab als der Tod.

Ibsen sieht das Tragische meist nur in der sogenannten gescheiterten Existenz. Tragik bei voller Existenz ist die höhere.

In Fällen, wo wir das Leben der dramatischen Kunstform nicht anpassen können: — sollen wir nicht diese Kunstform dem Leben anpassen?

Der Dichter, der zum Pathologischen seine Zuflucht nimmt, habe schlecht komponiert, sagt P. E. Darf der Dichter den Menschen universell betrachten? Muß er die medizinische Fachunterscheidung von krank und gesund machen und dann das krank ausschalten? Wieviel ärztliches Fachwissen würde aber allein dieser Prozeß voraussetzen und, nach seiner Vollziehung, was bliebe übrig? Ein Restermensch? Würde dieser in seiner notwendigen Existenzunfähigkeit noch Objekt der Kunst sein können? Warum nicht ebenso gut der vollkommene Mensch? Das gleiche Unding und von Subalternen gesucht.

Vermögt ihr die Schönheit einer inneren Linie im Drama zu sehen?

Man hat immer alle und jede Tragödie abgeschwächt, ja im wesentlichen abgelehnt. Keine Tragödie, die nicht gemildert, gelähmt und verdorben worden wäre. Das Haupt der Medusa ist nicht einmal auf dem Schreibtisch des Gelehrten, geschweige im Salon oder Boudoir erträglich gewesen.

Die Satyrmaske, die hinter der Schlußfeuersbrunst der Tragödie aufgrinst im göttlichen Triumph des Lebens. Ironie ist der Grundzug des triumphierenden Lebens.

Man spricht von blutiger Ironie: das ist die echte Tragödie.

„Die Form ist ein Geheimnis den meisten." Die Form ist ein Geheimnis: allen!

Eindrücke

Sebaldusgrab

Wie grazil es ist! wie die Apostel gleich göttlichen Flammen auf Leuchtern stehen! wie alles auf eine unsägliche Kostbarkeit im Innern des Sarges deutet!

Man muß die Art, wie der Meister sein Kunstwerk genoß, wiederfinden: dann werden es die Schnecken, auf denen es ruht, langsam und feierlich um sich selbst bewegen und um das Kind, das die zentrale Erneuerung der Welt bedeutet, die es zugleich als höchste Spitze und Blüte trägt.

Im Stephansdom, den ich morgens besuchte, empfing ich einen tiefen Eindruck von dem Grabmal Kaiser Friedrichs des Dritten (begonnen von Niklas Lerch aus Leiden, 1467, vollendet 1513 durch Michael Dichter). Es ist aus rotem Marmor und steht im sogenannten Passionschor. Es ist ein gewaltiger Ernst mit diesen Monumenten in den Chor gebracht, der in der Kirche sonst nirgend noch erreicht wird. Hier ist drohende, kahle, finstere Kraft ausgesprochen, und die Nische hat eine drohende Weihe. Merkwürdig sind Gestalten von Dämonen, in Form von Hunden und Affen: sie füllen, einer an den anderen geschlungen, eine Art Rinne oder Graben aus, der um das ganze Monument geht. Die Kette ist unterbrochen durch einen Menschenschädel, zwischen dessen Kinnladen eine dicke Schlange hineinkriecht. Die Hunde nehmen allerhand natürliche beobachtende Stellungen ein, kratzen sich usw. usw., desgleichen die Affen. Dieser ganze Kranz um den altarähnlichen Bau herum ist von grausiger Kälte und Bizarrerie.

25. Januar 1897

Ich sah gestern im Stephansdom mit großer Ruhe ein kleines Marienbildchen, das mit einem silbernen Gitter überzogen ist,

und dem man göttliche Ehren erweist. Etwa hundert Menschen standen und knieten immer gleichzeitig und Gebete lispelnd davor. Der Türsteher sagte mir, Kaiser Franz Joseph habe es von Tetschen(?) hierher bringen lassen, weil es ein wundertätiges Bild sei und aus den gemalten Augen Tränen vergossen habe. Am Fundort sei es nicht genügend verehrt worden und stünde deshalb nun hier. In der Tat: es brannten auf eisernem Ständer davor dicke und dünne, lange und kurze Opferkerzen, deren Flammen der kalte und düstere Steinhauch des riesigen Kirchenraumes hin und herbog. In der flackernden Beleuchtung gab es ein unaufhörliches Neigen, Beugen, Sichniederlassen, Sicherheben, Kommen und Davongehen. Die Andächtigsten und Gläubigsten küßten das silberne Gitter. 26. Januar 1897

Die Orientpracht der Kirche von San Marco erschließt Venedig. In dieses goldene Haus gehören die Purpur- und Goldgewänder der Dogenzeit. Ein messelesender Priester ordnet sich in den Prunk durch sein feuerfarbenes Meßgewand.

Von San Marco zu Tizian ist ein kleiner Schritt. Hier mußte der Meister von Pieve di Cadore gewandelt haben.

Die Priester sind zufällige Besiedler dieser Prachtschale, wie die Larve eines gewissen Insekts des Raumes im Inneren einer Haselnuß. In gewisser Weise sind Priester mehr.

Tätiger Wahn, zeugender Wahn! Ist nicht dies alles, was wir wünschen können. Diese Schale ist da, um eine religiöse Hauptempfindung teils zu zeugen, teils zu verherrlichen, teils durch Umhüllung zu behüten. Nicht so die Natur, Kunst gebiert dem Menschen das Göttliche. Kunst aber ist menschlichen Ursprungs durchaus. Marmor, Porphyr, Gold, Eisen, Silber, dem menschlichen Handwerk unterworfen, das wieder der Geist zur Einheit fügt, hat die Hülse geschaffen für etwas Ungreifbares, Unmeßbares, Unwägbares, Unsichtbares. 1. Februar 1897

Ich träumte von Lonig. Ich besah mir die Scheune, wo ich als Vogt neben den Arbeitern gestanden habe. Der Hof machte einen öden Eindruck. Ich ging dann ins Herrenhaus, wo Tante Julie noch wohnte, aber gänzlich vereinsamt. Die Räume und Wände enthielten für sie und mich noch die Schatten der Vergangenheit. Es herrschte ein fremder Verwalter. Wir schritten gemeinsam durch eine ungeheure Allee von Kastanien: Tante Julie und ich. Auf einmal fühlte ich, sah in ihrem Gesicht die Veränderung zum liebenden Weibe. Um die Lippen spielte Zärtlichkeit, Humor und kindliches Leben. Da sah ich, und weiß nun auch im Wachen, was ihr das Leben genommen hatte. Unter den Seitenfenstern war ein stehendes Wasser, ein Teich: düster von Pappeln und Weiden umgeben. Gelbe Blätter bedeckten überall die Ufer. Mai 1898

Mir ist, als hätte ich den Grat eines Gebirges erstiegen, auf dem ich nun gehe. Der Gang ist sicherer, ruhiger, leichter, indessen der innere Auftrieb, der zwecklos geworden ist, fehlt. Jetzt blicke ich gradeaus, nicht mehr in die Höhe. Ich blicke nach unten, wohin ich, wie ich fühle, wieder hinabsteigen muß, wenn ich eine Strecke in der Höhe werde gewandelt sein. Früher baute ich Utopien und bildete im Ringen nach ihrer Verwirklichung. Jetzt schwebt mir ein plastisches Werk vor, ein großes Denkmal vieler Freuden, Menschen und Dinge. Ein solcher Tempel des Todes müßte resignierend und veredelnd, scheint mir, in das noch übrige Leben hereinwirken. 14. Juni 1898

Warum bin ich nicht Musiker, der ich doch vor allem Musiker bin? Ich habe gestern von Sonnenuntergang bis tief in die Mondnacht mit allen Sinnen Musik gehört. Es gibt in der Musik das Konkrete und das Abstrakte wie in jeder Sprache. Die Musik des Sonnenuntergangs, die Musik der Meeres-

unendlichkeit, die mystische Musik der lebenzeugenden Meerestiefe, die konkrete Musik der Brandung, die machtvolle der zerklüfteten, wilden Felsküste mit ihren Faltungen und Verwerfungen. Der Kirchhof auf der Spitze mit seiner Musik. Die Musik der fortschreitenden Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht. Das Aufgehen der Lyra des Himmels mit dem Gesang der Sterne. Luna, die Trägerin so zahlloser menschlicher Irrtümer der Sehnsucht, mit ihrer rätselvollen Urmusik. Gegen diese duldende steht die gewaltig aktive des Sol. — Die Musik der Straßen. Das aufdringende Geschrei der Menschen. Die Hähne mit ihrer Musik. Der große Karren mit riesigen Rädern, diese sich bewegend in Ton und Rhythmus. Die Schlittenschellen der vier Gäule: diese selbst von unten beleuchtet und ihre Musik. Das schwankende Licht der unterm Wagen baumelnden Laterne und die seine. Der singende Fuhrmann dazu usw. usw.

Ich

Wonach ich mich sehne? Nach gläubigen Menschen aller Art!

Dir das Deine,
jedem das Seine,
mir das Meine.

Ex corde lux.

Ich will etwas, das von Klein und Groß ebenso unabhängig ist als von Gut und Böse.

Ihr glaubt mich zu überschätzen? Schätzt mich nur als das, was ich bin, so verliere ich nichts.

Wo willst du stehn: hoch oder niedrig? verborgen oder öffentlich auf der Rednerbühne? auf der Kommandobrücke eines Schiffes oder eines Staates?

Dort will ich stehen, wo ich zu mir und andern sagen muß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Ich habe niemals eine andere Würde bekleidet als die mir innewohnende.

Soll ich mich in die Gegenwart drängen wie eine Zeitung?

Es konnte mir nichts Besseres passieren, als daß der Antagonismus der Welt mich immer wieder auf mich und in mich zurückwies.

Ich achte die geistigen Ameisen. Ich liebe die geistigen Bienen.

Der Himmel möge mir das Glück erhalten, mich täglich über das Lokale und allzu Persönliche ins Unendliche und Ewige erheben zu können: will heißen vom zeitlichen ins ewige Schicksal.

Von dem, was die Welt beherrscht und allgemeinste Verbreitung hat, von der Arglist, ist bis jetzt wenig in meinem Werk. Trotzdem habe ich sie von Jugend auf gekannt, gewußt, gesehen, gefühlt und mich gegen sie aufgebäumt: immer ohne sie eigentlich für möglich zu halten. Sie ist das wahrhaft Niederträchtige und im Nurirdischen das wahrhaft Erfolgreiche. Bosheit ist nur eine impotente Abart der Arglist.

Weil Hartmann von Aue atmete, meinen die Leute, ich solle ersticken.

Ich hatte mitunter viel Zeit für fremdes Leid. Allmählich bekam ich mehr zu tun mit dem eigenen.

Oft, wenn ich Schwächen meiner Natur freimütig bekannte, fand ich einen Menschen, der sich gleicher Schwächen rühmte.

Die Hand am Ruder kenn ich keine Furcht, wohl aber als untätiger Passagier.

Vogel-Straußpolitik ist nicht immer ganz vom Übel. Ich erfahre es oft in den Kämpfen meiner Seele, in denen ich zugrunde gehen müßte, wenn ich nicht einen vorübergehenden Frieden auf Vogelstraußmanier mitunter erzwänge.

25. Januar 1897

Mein Frühjahr muß früh sein, mein Herbst spät, wenn Früchte reifen sollen.

Die glücklichsten unter meinen Tagen begannen zuweilen hoffnungslos, die übelsten wie Gottes Sonntag.

Mein Leben an einem Tage ohne Einsamkeit ist das Leben des Fisches in einem Teiche ohne Wasser.

Meine Kunstform ist meine Moral.

Haus Gottes, Kirche. Welchen Besudelungen ausgesetzt! Wie rein dagegen mein Haus!

Wer meine Dramen verleugnet, verleugnet sein Menschentum.

Mich beschäftigt nicht nur die Sache der Lebendigen, sondern auch die der Toten.

Ich fühle, daß ich wirke, und das macht mich, im Augenblick, wo ich es fühle ... nicht glücklich, nicht zufrieden, nicht stolz, aber ... im Wirken wahrhaft wirklich.

Glaubt ihr, daß ich alles nicht kann, was ich ungetan lasse?

Was ich vielleicht habe, und was mein ist, wird mir fremd wie einem Fremden. Aber ich behalte keine Möglichkeit, es mir wie dieser vertraut zu machen.

Wir haben ein Recht über Unsinn zu klagen. Wir müssen schwerste Anklagen geduldig und schweigend anhören mit den lebendigsten Gegenbeweisen in der Hand. Unsere Richter sind so geartet, daß sie ganz bestimmt und gelassen wissen: ihr Justizmord sei reinste Gerechtigkeit. Oh, wann wird der Tag kommen, diese Richter vor Gericht zu stellen? Niemals!

Anfang Februar 1908

Es kommt vor, daß eine Gesamtheit sich entschließt, dir großmütig das zu verehren, was schon seit Jahrzehnten dein schönstes Eigentum ist.

Bewunderung, die man erfährt, macht klein; Geringschätzung groß.

Der Dummstolz ist der undurchdringlichste Panzer: aber ich mag wider ihn nicht einmal die goldene Rüstung meines echten Stolzes anlegen! Warum nicht? weil sie ein wenig jenem andern Panzer ähnlich sieht.

Zwei Dinge unterschätzen meine Gegner, meinen Hochmut und meinen Gleichmut.

Nein, ich liebe nicht alle Menschen, und sie haben es auch wahrhaftig nicht alle nötig.

Es gab eine Zeit, wo ich für mutig galt. Heut bin ich es.

Ich habe dem Politiker in mir jeden Tag mit einem Hammer den Schädel einschlagen müssen, um zu leben: es wäre verkauftes Menschentum, wenn ich es in meinem besonderen Falle nicht getan hätte.

Im April 1913 sprang mein Kätzchen in den weißglühenden Kamin und wieder heraus. Es war vollständig nackt gesengt. Am 31. Mai 1913 tat ich dasselbe.

Glaubt jemand vielleicht, ich könnte mich je als Kohlhaas auftun und nach Gerechtigkeit schreien? Der irrt sich.

Meine Feinde kennen den Grad der Verachtung nicht, dessen ich fähig bin.

„Und wissen Sie was, ich kann schweigend lachen!" die wenigsten Menschen können das.

Persönlichkeit

Man sagt, eine Persönlichkeit sei bedeutend oder nicht. Nennen wir sie bedeutend, so lassen wir das außer acht, was sie ist. Was bedeutet ein Mensch? Das zu wissen ist wichtiger, als die richtige Antwort auf die Frage: was ist er?—?

Menschen klagen zuweilen über Mangel an Persönlichkeit bei anderen: meistens sind es Leute, die Persönlichkeit weder haben, noch dulden können, wo sie ihnen entgegentritt. Juni 1905

Man redet von öffentlichen Charakteren: es gibt überhaupt keine anderen. Das, was wir Charakter nennen, ist eine Form, die nur im Betrachter entsteht. Je intuitiver die Betrachtung ist, je tiefer sie auf Wesenhaftes drängt, um so weniger Charakteristisches wird sie bemerken. Der Künstler ist der sicherste, geduldigste, am wenigsten voreingenommene Betrachter. Wenn auch das Künstlerische in jedem Kinde und Menschen enthalten ist, so ist es doch meist verkümmert, und die Künstler sind eine kleine Gemeinde. Ihre Propaganda der Tat wirkt nicht so weit, weil nur auf Eingeweihte! wie die Propaganda des Wortes, die von den Schulmeistern ausgeht. Sie, diese Schulmeister, haben den guten und schlechten, den schwachen und starken Charakter erfunden. Ihrem oberflächlichen Blick genügen wenige Züge, und der Masse wiederum behagen die wenigen Merkmale, die ihr an die Hand gegeben werden, um „richtig" über Menschen urteilen zu können. Überdies will der Schulmeister mit etwas „fertig" werden oder „fertig" sein: sonst läßt sich darüber nichts „Richtiges" sagen.

Ergo: Ihr sollt nicht einen „Charakter" aus mir machen wollen, und sucht ihr an mir feste Merkmale, so werdet ihr letzten Endes nur auf das stoßen, was allen Menschen gemeinsam ist.

Ein Minister, mehr noch ein Parteipolitiker, ist ein Charakter. Ich nicht. Die Gesichter aber, welche diese Leute jahrzehntelang der Öffentlichkeit zukehren, sind nicht ihre eigenen, sondern Masken. Hinter jeder steckt ein Charakterloser, der mich tiefer als der Charakter interessiert. Charaktere wollen und müssen sich darstellen. Ich aber muß weder, noch will ich einen Charakter darstellen, sondern mich, mich selbst. Wenn ihr nach meinem Charakter sucht, so ist das, als ob ihr nach meiner Staatsuniform sucht: ich habe keine. Aber ich denke mehr wert zu sein als das Werk eines Schneiders, und wenn ich auch selbst der Schneider wäre.

11. Mai 1898

Jedes Menschen Geist ist über alles hinaus synthetisch, und auch Goethes Kraft zur Synthese war diese natürliche, nicht außergewöhnliche Kraft. Aber daß er sie in ihrer Wirksamkeit erkannte und gelten ließ, auch über alle logischen Widersprüche hinaus, gab ihr die große Entfaltung. Sie wird in vielen Fällen verkannt, negiert und in Bann getan zugunsten der reinen Logik, die auf gewissen Gebieten die großartigsten Synthesen zuwege bringt. Die reine Logik als synthetische Kraft ist immer nur eine Teilkraft der großen synthetischen Kraft der Persönlichkeit.

Der Mensch beruhigt sich dem Mitmenschen gegenüber niemals gänzlich. Seelenruhe ist unsozial, man muß sie geheim halten. Man gewinnt sie einzig aus sich und in sich. Jeder andere muß sie, selbst wenn er nicht will, zerstören.

Was ist mein Eigen? Alles und nichts! Mit größter Wahrscheinlichkeit ein feinstes formales Element, welches in der Gesamtäußerung der Persönlichkeit am stärksten hervortritt. Diese Gesamtäußerung kann aber nie eintreten, es wird sich also um Teile handeln, in denen aber das Eigenelement schwerer nachzuweisen ist.

4. Februar 1899

Eine Sache gewinnt oder verliert durch den Mann, der sich für sie einsetzt, auch ein Gedanke und eine Meinung.

Man nehme ein Bild von Rubens und lasse es von van Dyck kopieren: es wird ein van Dyck daraus.

Schroff, eckig, unabgeschliffen, schmerzend im Reagieren muß der Echte zur Tiefe gezwungen sein: er muß Tyrann, Narr, Hysteriker scheinen! — Anders geht er den Weg der Verflachung.

Es ist wohl der Beweis einer kräftigen Seele, wenn sie, jahrzehntelang öffentlichen Angriffen ausgesetzt, von den übrigen Leiden abgesehen, sich weder zum Rundspiegel wölben, noch zum Hohlspiegel einschlagen läßt, sondern richtig und gerade nach wie vor Gott, Mensch und Welt widerspiegelt.

Was verwandelt die geistige Atmosphäre in ein Vakuum? Nichts Eigenes mehr sein zu dürfen.

Bekenntnisse sind ihrem Wesen nach flach; aber dieser Art Flachheit soll man sich niemals schämen, sie ist urlebendig.

Wir sehen überall Individualitäten, selbst in einem halb verkohlten Stück Holz: aber ebensowenig wie dieses in sich, würden wir, ohne andere, imstande sein, Individualität an uns selbst festzustellen.

Menschentum

Wenn der moderne Fortschritt mit Hilfe der Wissenschaft auch den Wagen gebaut hat, wohin wollt ihr reisen? Zu einem Menschen wollt ihr reisen! So achtet darauf, daß noch irgendwo in dem Wirbel der Zivilisation einer übrig bleibt.

Es liegt ein dunkler gewaltiger Rhythmus in der Natur. Wir hören ihn nicht mehr! Wer ihn hört, wird fortgerissen zum tanzenden Sein und Sehertum, zum Dithyrambus des Alls.

Gerade wir, die wir den Bund der wahren Menschheit wiederherstellen wollen, wir können leben ohne Bund, und doch, und doch: einigt euch, Ihr Einigen.

Er will gelten!
Nein!
Nicht gelten!
Sein!

Etwas sein ist nicht so viel als etwas werden, am allerwenigsten etwas sein, ohne es geworden zu sein.

Abhängigkeiten? Ja! Durch Liebe, aber nicht durch Furcht.

Man muß zugleich mit dem Gesicht, dem Gehör, dem Geruch, dem Geschmack und dem Gefühl vorstellen. Die reichste Empfindung des Lebens liegt im Atmen.

Das Neugeborene: das neue Zentrum, die neue Sonne für das Planetensystem und Spiel unserer auseinanderstrebenden Seele.

Der wahre Mensch geht auf dem Kopfe, weniger auf den Händen, noch weniger auf den Füßen: aber die Gehwerkzeuge müssen alle in Ordnung sein, wenn vollkommen gegangen werden soll.

Die Jugend legt die Fundamente aller unserer künftigen Werke in unseren Geist.

Die Trennung der Generationen ist ein zu wenig beachtetes Phänomen: diese Trennung ist absolut; größte Vertraulichkeit ja Freundschaft (selbst von Vater und Sohn) können sie nicht aufheben. Die neue Generation lebt in einer neuen, jungen, selbstgeschaffenen Welt, die aber doch etwas Einmaliges hat. In diese hinein sind sie geboren, in ihr leben und sterben sie. Wir aber sind nicht hinein geboren, noch leben und sterben wir darin.

Ich möchte mich in deine Jugend drängen, ist der Gedanke mancher Väter, die ihre Söhne betrachten.

Ich war einmal jung, du aber warst niemals alt, sagte der Greis zum Jüngling, also habe ich etwas voraus.

Jugendliche Greise sind die Hauptpfeiler des menschlichen Kulturbaus. Darunter verstehe ich solche, die nicht erstarrt sind, sondern die noch immer an bewegter, beweglicher und bewegender Weisheit zunehmen.

Die psychischen Flugbewegungen seien schön und vielgestaltig: Taube, Falke, Storch, Kranich, Adler, Geier, Bachstelze, Schwalbe fliegen auf sehr verschiedene Art, und es gibt noch unzählige Formen des Fluges unter Käfern, Fliegen und Schmetterlingen.

Der „moderne Mensch“ kann sich seine Bedeutung meist nur durch Negation sichern.

Vergeßt nicht: jedes Instrument muß gespielt werden und in gewissem Sinne von seinesgleichen gespielt werden. Daher ist man zuweilen in Gesellschaft stumm. Das gespielte Instrument aber will auch von seinesgleichen gehört werden. Damit tröste sich der Stumme. Überhaupt wird der Redende nur selten gehört, höchstens der Redner. Und auch dieser hört sich besser selbst, als ihn die anderen hören.

Wir glauben mit Unrecht, daß menschliche Zivilisation, das heißt die gesamte Ökumene, mehr sei als eine Arche Noah.

Wer die Empfindungen nicht in ihrer tiefen, anklagenden Kraft versteht, der wird überall nur das Gewöhnliche sehen.

Oft erneut der Morgen über Erwarten.

Man darf jeden Tag einen Geburtstag nennen. Von früh an üben wir gleichsam das Aufwachen. Wir wachen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer vollständiger auf.

Das Leben bedeutet eine fast lückenlose Reihe persönlichster Entdeckungen.

Alle wahren Häuser (nicht Warenhäuser!) erscheinen äußerlich einsam und verlassen, innen aber sind sie voll des wahren Lebens.

Der Mensch ist des Menschen Zeuge und Zeugnis.

Die Fackel, die leuchtet, zeugt für Licht und Träger.

Jedem Mitgefühl geht eine Empfindung von Schönheit voraus.

Die Tummelplätze der Seelen sind nur wieder Seelen.

Jeder Mensch verbirgt ein geheimstes Motiv. Es ist oft über jeden Begriff nebensächlich und lächerlich. Weil er das weiß, stirbt er, ohne es je verraten zu haben. Wer es entdeckt, besitzt oft den Schlüssel zu vielen und großartigen Handlungen eines großen Mannes.

Das, was das Allerzarteste, Edelste und Reinste der Menschenseele einschließt und verbirgt, ist immer aus gröberem Stoff, ja zuweilen aus grobem. Wie könnte es anders sein?

Ich fragte ein elfjähriges Mädchen: „Was macht Deine Tante?“ (Sie hat ihren Mann und ihr Kind vor etwa Jahresfrist bei den Spartakistenkämpfen in Berlin verloren.) Also „Wie geht es der Tante?“ frage ich. „Gut,“ antwortet das Kind, „aber alles, was sie ißt, schmeckt ihr bitter.“

Die Welt ignoriert uns alle wahrhaft; und das ist gut.

Dummheit und Langeweile sind als zwei furchtbare Mächte oft genannt, aber in ihrer ganzen ungeheuren Größe noch nicht begriffen.

Wenn die menschliche Arroganz körperlich dargestellt werden könnte, so würde die Menschheit darunter begraben sein wie ein Ameisenhaufen unter dem Mont Blanc.

Optimismus an sich hat etwas Verdächtiges... mehr: etwas Vulgäres... mehr: etwas Banales... mehr: etwas Gemeines! — Aber auch der Pessimismus wirkt abgegriffen und in jeder Beziehung als geforderter Gegensatz zu dem vorherigen: denn

Begriffe sind ganz unzulänglich, wenn es gilt, das Mysterium des Seins auch nur zu berühren.

Pariagefühl und die Verhöhnung des Volksmäßigen verhalten sich zueinander wie Zweig und Frucht.

Es gibt einen blinden Eigensinn, der sich für Kraft nimmt und genommen wird, und eine redliche Klugheit, die Kraft ist und für Schwäche gilt.

In den modernen Großstädten rennen die Menschen hinter sich selbst her und erreichen sich selten.

Wir ringen alle um das Westöstliche.

Wer schreibt uns den neuen westöstlichen Koran?

Zivilisation

Der Osten verliert sein Östliches, der Westen sein Westliches: beide ihr Köstliches!

Mit der Bekleidung beginnt Maskerade, das heißt Kultur. Das ist einigermaßen ernsthaft gesagt.

Zivilisation ist Zwang, Kultur Freiheit.

In jedem Menschen schläft ein Tanz.

Wessen Leben festlich durchwoben ist vom Großen und Göttlichen, so daß er den Alltag nicht kennt: was sind dem „Feste?"

Gemeinschaft? ist einer außen geblieben,
der trete herein: wir wollen ihn lieben.

Erkenntnis

„Philosophiere mit wenigem, Neoptolemus!"

„Sedula curavi, humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere." Baruch Spinoza

Deine tiefste Erkenntnis ist zugleich am meisten und ganz ausschließlich dein Eigentum.

Der Mensch kann niemals etwas anderes entdecken als sich selbst: aber das ist ein unendliches Feld.

Erkenntnis ist Anbetung.

Erkennen heißt: Raum und Zeit besiegen.

Wahre Zeit: wahre Produktivität!
Wahre Produktivität: wahre Zeit!

Wir wollen das Rätsel nicht in sein Bett legen, sondern nur Wahrheit, darum bleibt das Bett leer.

Viel Chaos empfinden heißt weise sein.

Jedes Sinnes Wesen ist Sehnsucht.

Was du nicht malst, Liebe, bleibt farblos.

Erkenne dich selbst! — Die Befolgung des Satzes und die Konsequenzen des Gehorsams würden die Welt erneuern.

Der Strauß im zoologischen Garten zu Dresden hat im Freien ein weites Begängnis, geht aber immer an der Umzäunung, das heißt an der Grenze, hin und her. Das Gleiche ist's mit dem Menschengeist.

Laß deine Skepsis ins Riesenhafte anwachsen, aber laß sie den Riesen des Positiven nicht niederwerfen und besiegen!

Gewonnene Einsicht und betätigte Einsicht sind zweierlei. — Die allgemeinste Erscheinung sind Menschen, die, harmlos sowohl als ahnungslos, täglich die Summe ihrer besten Einsichten in ihren Handlungen unberücksichtigt lassen.

Wie sorgfältig vermeiden sie alles, was einen Anflug zur Größe notwendig macht; sie meinen: Verehren, das sei Erniedrigen.

„Morgen ist auch noch ein Tag."
Morgen ist auch noch kein Tag!

Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur stärker in ihrer Wesenheit als Irrtümer, entfernen sich damit aber nur um so weiter von der Wahrheit.

Je mehr Stimmen einen Irrtum stützen, um so stärker wird er als Irrtum, um so verheerender greift er über in das Gebiet der Wahrheit, deren Namen er sich anmaßt.

Es gibt einen Leittrieb beim Obstbaum, es gibt einen Leittrieb auch im bewußten Seelenleben.

Ich glaube, daß der erste unter seinen Mitmenschen, der erkannt hatte, wie sich das Leben in Schlaf und Wachen teilt, gesteinigt wurde.

In der Lebensgeschichte Stanleys: „während solch niedriger Daseinsstufe war es mir nicht möglich, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden".

Dies ist ein Beleg für meine Ansicht, wonach es in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einen entscheidenden Augenblick gab, wo man anfing, die Welt des Schlafes von der Welt des Wachens abzusondern. Lange jedoch blieben ihre Bilder noch als Objekte des Denkens ununterschieden.

Die Erscheinung des intermittierenden Wachens (und Schlafens) ist irgendwie verwandt mit der Erscheinung von Ebbe und Flut.

Zieht man ab, was der Mensch wirklich erkennt, so bleibt ihm noch das ungeheuere Werk seiner Einbildungen: fast alles, was ihn ängstet und erfreut, ist darin beschlossen. Zieht man dagegen alles dieses ab, was bleibt übrig? Keinesfalls irgendein Grund zur Angst, noch zur Freude.

Einbildungen sind die Unterjocher der Menschennatur. Wer ist nicht durch ein Bild und Bilder unterjocht!

D'Anville, sagt A. von Humboldt, hat die geistreiche Bemerkung gemacht, daß der größte aller Irrtümer die Menschen zu der größten Entdeckung in bezug auf neue Erdstriche geführt habe. (Gemeint ist die Entdeckung Amerikas auf Grund der irrtümlichen Meinung über die Ausdehnung Asiens nach Osten.) Nun: das Kapitel: produktive Irrtümer ist sehr groß.

Wäre Irrtum nicht produktiv, dann sollten wir lange warten, ehe wir Brot zu essen bekämen.

Welche große Wahrheit hat nicht Unheil angestiftet in den Köpfen der Menschen? Welche große Lüge hat nicht Segen gebracht? Auch das Gegenteil ist vorgekommen.

Wahn ist wichtiger für uns Menschen als Wahrheit.

Wer tiefer irrt, der wird auch tiefer weise.

Der Denktraum ist höchste menschliche Kraft, Bedingung höchsten menschlichen Adels, in seinen höchsten Auswirkungen Gotteswort.

Irrtum des Herzens ist der köstlichste aller Irrtümer.

Oh, wie tief beuge ich mich vor den wahrhaften, den wirklich göttlichen Irrtümern der Seele.

Die absoluten Wahrheiten — scheint mir — haben das größte Unheil angerichtet. Daher ist weniger verbrochen durch Wissen als durch Glauben, durch Denken als durch Eingebung. Die „Nägel" im Menschenhirn, das ist die Gefahr: um sie herum beginnt es immer zu eitern. 22. Oktober 1892

Vermutlich ist Glaube die stärkste Macht im Menschen. Die geglaubte Substanz übertrifft weit die des Weltalls.

Erwägen wir recht, was wir in diesem Leben tun, so werden wir finden, daß ein jeder an der Welt malt. Michel Angelo.

Nur Glaube existiert, Aberglaube ist ein monströser Begriff.

Die Welt und der Himmel bauen sich auf aus unseren Denkfehlern.

Lüge ist eine Wahrheit mit schiefer Wurzel.

Wer die Wahrheit spricht, durch den braucht deshalb die Wahrheit noch nicht zu sprechen.

Jedes Wort ist Proteus.

Wie schwer ist es irgend etwas zu sagen. Sagen heißt Wahrsagen, und alles Wahrsagen setzt den Propheten voraus und den Gläubigen. Welche Verantwortung für den mit Sprachwerkzeugen begabten, der Lüge und der Verführung abgeneigten Menschen.

Wahrheit sah noch niemand, außer in ihm selber.

Wer fühlt, fühlend denkt und erkennt, dem sind alle menschlichen Bekenntnisse und Erkenntnisse, inbegriffen Sprache, gleich verkorkten Flaschen mit eingeschlossenen Notschreien verschollener Schiffbrüchiger, auf dem Weltmeere treibend.

Das ist mir nun aufgegangen: Ein Mensch kehrt nicht nur jedem seiner Mitmenschen eine andre Seite zu, sondern er ist tatsächlich jedem gegenüber von Grund aus anders.

Ich habe während dreißig Jahren keine wirkliche Veränderung an Menschen wahrgenommen, außer an mir selbst.

Nie wirst du wahrhaft erfahren, was du nicht an dir selbst erfährst: ergo mußt du alles selbst erfahren.

Wenn nach Schopenhauer der Widerstreit des Willens gegen sich selbst der Quell alles dem Leben eigenen Leidens ist, so muß, da dieser Widerstreit auf Vernichtung des Willens hinausläuft und diese Vernichtung auch das Streben des Weisen ist, ihm etwas wesentlich Gutes eigen sein, wie einem immerwährenden, immererneuerten Versuch zur Erlösung.

Nur in der Tätigkeit sondert man sich rein von der Welt, von der Masse und vom Chaos im Innern.

Du willst Bescheid sagen über das Leben der Menschen in vergangenen Jahrtausenden! Was weißt du von denen, die mit dir leben? ja was auch nur von dir selbst?

Wir wissen nicht einmal, was wir sind, geschweige was wir werden können.

Wer nicht weiß, was ist, wie will er voraussagen, was werden soll, oder erkennen, was einmal gewesen ist?

Wir wissen von keiner höheren Vollkommenheit als die menschliche ist.

Was für uns nicht Individuum ist, ist für uns nicht.

Was die Menschenstimme von andern Naturlauten allein grundsätzlich unterscheidet, ist der bewußte Gebrauch.

Die Seele empfindet nicht eigentlich, sondern erkennt nur den Schmerz.

Der eine Sinn des Auges hat mehr für das Bewußtsein getan als alle übrigen.

Der Hunger der Organe: er ist am deutlichsten beim Magen. Es gibt aber auch einen Hunger des Auges, er geht auf Licht, Farbe und Form. Er ist der immateriellste. Was essen die Augen? Was verdauen sie? Die Vorteile der Belichtung hat auch der Körper eines Blinden, nicht aber die der Augennahrung.

Was sind diese? Wer und welches unsichtbare höhere Organ wird dadurch gespeist, ernährt, entwickelt? Das Denken.

Beethoven, Bach usw. können nur durch das Ohr aufgenommen werden. Wie mächtig also sind die Funktionen des Gehörsinnes erweitert und gesteigert worden durch den Geist. Ist das Auge wirklich so weit gediehen? Nein. Ich glaube wenigstens nicht. Was alles müßten wir sehen, könnten wir sehen, was wir hören können.

Leute mit Suggestionskraft sind in viel höherem Grade Erlöser der Menschheit als man gemeinhin annimmt. Feste Willensrichtungen haben nur wenige Menschen, sofern es sich nicht um Ziele handelt wie essen, trinken, schlafen und andere tierische Funktionen. Der Sonderling, dem es gelang, seiner Umgebung seine Idee, also eine fremde Idee, einzuprägen, war der Begründer der Kultur. Diese Idee mußte zunächst unpraktisch sein, denn sie konnte nicht unmittelbar mit den Zielen der tierischen Triebe identisch sein. Sie vermittelte höhere Ziele und einen höheren Willen, die dem gemeinen Individuum ohne Suggestion nicht erkennbar noch nutzbar geworden wären. September 1898

Jenes eigentümliche Phänomen des leuchtenden Punktes, den wir als den Quellpunkt der Seele, den Sitz der Seele, die Seele selbst empfinden, und den wir im Kopfe lokalisieren, lokalisiert der Inder im Herzen. Also kann dies Phänomen Verschiebungen erfahren, kann auch wohl eines Tages in den Fuß verlegt werden. Ungeeigneter aber, es zu beherbergen, kann uns ein Zweig, ein Baumblatt auch nicht erscheinen: die Folgerung ist klar.

Wir sind in die Welt gestellt, um zu prüfen.

Gibt es eine Aufrichtigkeit ohne Tat?

Dem denkenden Geist kann keine Schranke gesetzt werden, eine solche aufrichten heißt den Versuch machen, alles Denken überhaupt auszurotten.

Das grenzenlose Denken kann niemals eine allgemeine Gefahr werden. Die Gefahr entsteht dort, wo es sich beschränkt; dort allerdings droht immer wieder der neue malleus maleficarum.

Es gibt weder wirkliche Zeugung, noch wirkliche Zerstörung.

Alle Geburt ist Wiedergeburt.

Wer bestreiten wollte, daß ein Leben vor der Geburt möglich sei, ohne daß wir uns seiner erinnern, der bedenke, wieviel, genau genommen, nach einer durchschlafenen Nacht vom vorhergehenden Tage in Erinnerung bleibt: einiges, manches, keineswegs alles! Schon ist viel Verlust zu bezeichnen; schon zeigt sich eine Unvollständigkeit und zwar des bloßen Traums.

Verbarg dir Licht nie etwas?

Du glaubst, die Finsternis sei nur Nichtlicht: sie ist eine Form des Lichts.

Eine goldene Folie, darauf die Sonne fällt, macht den Geist leuchten, dem sie zum Grunde liegt: Glück! — Eine dunkle Folie macht den Geist dunkel, dem sie zum Grunde liegt: Gram! Verbitterung! — Jeder Gedanke bekommt, je nach der geheimen Folie, die Helle und Wärme der Liebe oder die düstere Färbung des Hasses, so daß er ein dunkler oder lichter Dämon, ein Schöpfer oder ein Mörder sein kann.

Deine ganze, gute und freundliche Auffassung irgendeiner menschlichen Angelegenheit kann, so fest sie immer gegründet sei, mit einem Schlage ins Böse verkehrt werden.

Von Illusion zu Illusion gelockt, erreicht man schließlich ein Ziel: in der Kunst! — aber im Leben?

Das Bewußtsein wandert. Allem jedoch, was wandert, offenbart sich etwas bei jedem Schritt und etwas verschließt sich ihm: nämlich das, was vor ihm liegt, offenbart sich, was hinter ihm zurückbleibt, schließt sich zu. Die Summe des Offenbarten ist immer gleich der Summe dessen, was verloren geht.

Willst du schreiten, so kannst du auch einen hohen Standort nur vorübergehend betreten. Du mußt notwendigerweise Abhänge auf- und absteigen, Täler verfolgen, Ebenen nach allen Himmelsrichtungen durchmessen usw.: denn selbst die ganze Erde ist zu enge für einen immerwährenden Fortschritt.

Alle Urteile sind Vorurteile.

Erzwungene Geistesklarheit ist Lüge.

Der wahre Skeptiker wird zum konsequenten Individualisten: aber wer weiß, was das heißt? Verallgemeinerungen sind Lügen.

Jedes irgendwie gefärbte Urteil verstellt dem Urteilenden seinen Gegenstand.

Urteilen ist leider immer eine Wohltat für den Urteilenden. Aus diesem Grunde seien wir milde gegen Vorurteile: falsche, dumme, tolle, blinde, wilde und grausame, niederträchtige, schurkische, beschränkte, neidische, ironische, hinterlistige, feige, verwegene,

ja verruchte. Urteilen ist der größte Selbstgenuß, verurteilen der tiefste und verruchteste! Anerkennen? Diese Funktion löscht uns aus, nimmt uns den erwähnten Selbstgenuß, macht urteilen überflüssig und läßt uns das Gefühl der Unterlegenheit. Es ist klar, weshalb so viel geurteilt wird.

Moralische Urteile sind Bequemlichkeit.

Zuweilen verwechseln wir Kälte mit Größe.

Eine Krume Weißbrot erschlägt dich wohl: wer kann es wissen?

Eine Lüge kann mehr Adel in sich tragen als zehn Wahrheiten.

Öffentlichkeit trivialisiert,
Heimlichkeit idealisiert.

Genau so weit, als man sich selbst kennt, kennt man die andern.

Der größere Kenner der Menschen ist der größere Mensch.

Weib, Wein, Gesang ... alles in Ordnung, das heißt, wenn der wirkliche Mann noch hinzu kommt.

Die Folgen einer wahrhaft selbstlosen Tat wissen nichts von ihrem Ursprung. Wer Gedanken hat zu denken, der denke!

Das Gegenwartsleben hat wenig Sinn für Humor und Humore. Die meisten Menschen schleppen einen toten Humor mit sich herum. In seinen Humoren einig sein, heißt im Tiefsten befreundet sein und teilhaftig eines überirdischen Glückes.

Humor ist Scharfsinn an sich. — Humor ist zugleich die tiefste Schätzung und die tiefste Geringschätzung. — Humor erhebt über den Wunsch zu fliegen und über die Notwendigkeit zu gehen. — Humor hält den Dachdecker auf dem Kirchturm und schickt den Bergmann in die Grube: er ist da, steckt unter dem größten Ernst und tut seinen Dienst, den der Ernst allein nie leisten würde. — Humor ist das Wappen des Weltüberwinders: in hoc signo vinces. — Humor ist kein Lachreiz für Toren, sondern allein für Weise. — Humor ist adlig. — Humor ist in seiner Domäne, wenn er über den Ernst ... nicht lacht! — Humor ist das wahre Echo des Schweigens Gottes. Humor ist gelebte und gelachte Erkenntnis. — Humor ist Erkenntnis der Grenze, verbunden mit grenzenloser Erkenntnis. — Humor vereinigt das Bescheidenste und das Unbescheidenste in einem Gelächter. — Humor löst den Willen ab, wenn er ruhen muß. — Humor ist nicht unsterblich, auch Humor ist verwundbar, aber der letzte Widerstand, den der Mensch leisten kann, ist der des Humors. — Humor läßt nie fallen, trägt immer: er befreit immer, schlägt nie in Fesseln. Er schlägt die sichersten Brücken, er verfeindet nie. — Humor habe das letzte Wort: der Leichtsinnigste und der Schwersinnigste sollen Hochzeit machen und ihn wieder zeugen, wenn er einmal aussterben will.

Man darf nicht das Gras wachsen hören, sonst wird man taub.

Wahrheiten dürfen nicht dicht beieinanderstehen, sonst verbrennen sie.

Mit alledem kann ich dir nichts geben, als was du hast.

Wunder

Wahrheit und Lüge sind Geschwister,
das Märchen stammt aus einem edlern Haus.

Das Urgeheimnis: wenn nicht zum Sprechen, bringe es zum Tönen.

Der Märchenerzähler gewöhnt die Leute an das Ungewöhnliche, und, daß dies geschehe, ist von großer Wichtigkeit: denn im Gewöhnlichen erstickt der Mensch.

Das Leben schmückt Erinnerung eines Traums, es schmückt den Traum Erinnerung eines Lebens.

Du hörst durch die Nacht, siehst erleuchtete Häuser. Die Menschen hinter den Mauern sind dir ebenso fern und fremd wie jene, die zu Karl des Großen Zeit gelebt haben. Seltsam genug.

Mythos, große Heimat.

Man darf die Illusion des Lockenden nicht zu sehr verfolgen und nicht zu lange, sonst verflüchtigt sie sich: steh ab von ihr, und sie schenkt sich dir wieder.

Wie unreal ist ein Traum, und wie fest verbindet er Menschen!

Nicht träumen können würde, wie es mit uns nun einmal bestellt ist, heißen: nicht denken können, weder Geschichte noch Sage, weder Zukunft noch Vergangenheit! Und was wäre dann unsere Gegenwart?

Einst war anschauliche Phantasie von einer ähnlichen Kraft als heut die Mathematik.

Wieviel Phantasie hat Amerika gesucht, gefunden, begründet: wieviel Nüchternheit ist das Resultat!

Wir leben ebenso sehr und mehr auf der Sonne als auf der Erde, in der Sonne als in der Erde.

Wir wissen nichts über das Wesen der Kraft und sind selbst das Wesen der Kraft.

Wenn du horchst, hörst du eine Stimme zuweilen in dir, sie sagt: ich verstehe dich usw. — Nimm diese Stimme getrost für das, was sie ist: Gottes Stimme. Gott spricht mit einer Menschenstimme in dir. In dieser Ansicht liegt nichts Überschwengliches, solange du das Denken als etwas Wunderbares, als Wunder ansiehst. Gott kann nur nah sein, nicht fern, wenn er ist. Er kann dir nur das Vertrauteste sein, wenn er ist.

Ist es nicht seltsam, daß wir durch menschliche Bildung, also künstlich, zu den höchsten Dingen gelangen: zur Kunst, zur Wissenschaft von Natur und Gott.

Das Bewußtsein als das höchste Wache in uns ist aus Schlaf geboren, aber wenn es brennt, so bedient es sich der Sinne als Diener, der Welt als Scheiterhaufen und nährt und vergrößert durch beides den Brand.

Aber wer oder was, aus dem Schlaf heraus, bedient sich des Bewußtseins?

Lebenskampf

Du schöne, seufzende Welt.

Die großen Gesunden.

Wo kann man die Menschen hinführen? Ich fürchte immer nur wieder in den Kampf.

Einen aufrechten Mann nur sehen, stärkt das Rückgrat.

Man steht wohl einmal am Ende des Lebens, immer aber am Anfang des Lebens.

Die Leidenschaften erzwingen das Leben.

Es ist verlorene Unschuld, wenn jemand nicht ganz an dem Orte ist, wo er steht, das heißt eine gespaltene Seele hat.

Saul ging aus, seines Vaters Eselin zu suchen, und fand ein Königreich, aber wieviele gingen und gehen aus, ein Königreich zu suchen und finden nicht einmal die Eselin!

Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organisation.

Ordnung ist die Grundlage aller Kultur. Ackerbau, Architektur, alle Künste und Erfindungen gehen auf Ordnungssinn zurück und aus ihm hervor.

Es genügt nicht, auch im Geistigen nicht, Kadaver am Wege liegen zu lassen: sie müssen begraben werden.

Es ist besser, das Geringste zu unternehmen, als die halbe Stunde unbenutzt vorübergehn zu lassen.

Wenn die Ratten das Schiff verlassen,
muß der Mann das Steuer fassen.

Alle großen und wichtigen Sachen haben wenig Gehilfen: Martin Luther.

Die Menschengeschichte, sowie die persönliche, bedeuten Rückblicke auf ein ungeheures Totenfeld von Illusionen: welcher grenzenlose Aufwand von Täuschungen zu einem unersichtlichen Zweck. Außer dem Begriff der Wahrheit haben wir nichts von ihr.

Welche Verschwendung an Gläubigkeit, welche Gleichgültigkeit gegen Enttäuschungen, welche Blindheit bezeichnet den Weg der Menschheit!

Bild und Bildersturm ist vielleicht eine ewig notwendige Ergänzung.

Es gibt viele Spiegelbilder des Leidens. Aber solche der Freude? Leiden wird illuminiert im Spiegel! Aber die Freude im Spiegel? — Leid verwandelt sich nicht in Freude, wenn es verschwindet, aber Freude, wenn sie verschwindet, je nachdem die Freude war, in mehr oder weniger tiefes Leid.

Die Welt der Scheinfreude und des Scheinleides einen sich, die Welt der absoluten Freude und des absoluten Leides niemals. Dann gäbe es Himmel und Hölle? Hölle bedeutet eine schmachvolle Degradation des Leidenswertes. Durch diese wird auch die

Freude, das heißt der Himmel, degradiert, zu einer vulgären Volksbelustigung herabgewürdigt.

Das ist ein zäh Kapitel: der Zweck verdirbt die Mittel.

Der Begriff des Richters ist die höchste menschliche Anmaßung.

Handeln macht gemein.

Immer wenn das Volk zu einer großen moralischen Handlung aufgerufen wird, versteht es: kreuzige, kreuzige!

Wie allseitig ist das Gute bedroht. Selbst durch seine Verteidiger. Wie wirr und verworren sind die Richtungen ihrer Schwertschläge, verworrener fast, wie die der offenen Gegner des Guten, wirrer und verworrener als die Richtungen des Hasses.

Der Verstand arbeitet unversehens leider immer wieder an einem malleus maleficarum.

Der Hunger des Raubtiers ist eine Art Raserei: eine schreckliche, schmerzgepeinigte Ekstase: Das Grausame liegt nicht in ihrer Absicht, sondern nur die Stillung ihrer selbst.

Es gibt naiv aggressive Geister, die es darauf anlegen, daß man sich in sie verwickelte, ich möchte sagen mit den Beinen der Seele.

Reizbaren Temperamenten liegt Irrtum und Gehässigkeit meist ebenso nahe als echte Begeisterung.

Den weitaus bittersten und heftigsten Haß erzeugt man durch Humanität.

Mit den Waffen der Seele können sich nur wenige verteidigen, ohne sich selbst zu verwunden.

Wische die Lästerungen ab wie die Athleten den Staub.

Der Kommunismus im Menschlichen allzu Menschlichen ist längst eine Tatsache.

Zwei Dinge erzeugen gleicherweise Ungeduld: Schmerz und Freude.

Ein Leben muß sich in sich selbst immer wieder entzünden können.

Es gibt eine Kraft der Werkstatt.

Wahre Musik stärkt den Starken.

Solange man lebt und wirkt, muß man leben und wirken, als ob man ewig lebte und wirkte.

Der Einzelne, wahrhaft Einzelne, wahrhaft einzeln Denkende muß notwendigerweise vor der Masse, der Menge, der sozialen Gemeinschaft im Ideellen und Materiellen als Verbrecher oder als Irrsinniger gelten.

Es kommt mir vor, zu allermeist
erweist sich feindlich Geist dem Geist.

Lebe jeden Tag, als ob er dein erster und dein letzter wäre!

Man muß seine Gebäude errichten mit Schwert und Kelle, wie zu Zeiten des Romulus und Remus die ersten Römer.

Du hast eine Idee: stelle dich mit dem gezogenen Lauf deines Gewehres davor und verteidige sie! — Du willst abseits von der Heerstraße einen Schritt tun: tue ihn mit dem Revolver in der Hand! — Du willst Gott, deinem Gott, dienen: stelle Kanonen um den Altar! Du willst anbeten: tue es hinter dicken Steinmauern, wohin das Hohngelächter der Niedertracht nicht dringt, noch seine Stein- und Schmutzwürfe.

Der Orkus soll verschüttet werden, das ist die Riesenarbeit der Menschheit.

Weltabgeschiedenheit? Worauf käme es also an? Ersticke das Drama in dir.

Wenn die Füße nicht mehr auf der Erde sind, hört auch der Tanz auf.

Romantik ist das Leben als Spiel gelebt.

Worauf stützt sich der innere Widerstand? Gegen Auflösung und Untergang im Menschen.

„Ich kann des Niederträchtigen, Allzumächtigen um mich nicht Herr werden.“ „Versuchen Sie es noch einmal aus Leibeskräften mit Humor.“

Sollen wir warten, bis die Gegensätze des Lebens ausgeglichen, die Armen und die Reichen reich geworden sind: wann sollten wir denn ein höheres Leben anfangen?

Die Tat trägt, die Tat macht Zeit, sie schafft, sie wirkt die Schöpfung: denn wo Schöpfung ist, da ist Zeit. — Also tut! —

Tut einen Tag, so habt ihr ein Jahrhundert oder Jahrmillion oder was ihr davon zu besitzen wünscht. Versäumt einen Tag, so habt ihr ein Jahrhundert versäumt. — Dies alles bezieht sich auf das höhere Leben und Sterben. Kloster, 4. August 1918

Zieh selbst den Wagen aus der Klemm
und dann ruf an den Herkulem!

Die Qual von gestern muß die Tat von heute werden.

Will Gott den Frieden nicht — ich will ihn!

Vergänglichkeit

Wer Landschaft sieht, Landschaft wahr sieht, wahre Landschaft sieht: der sieht die wahre Verlassenheit des Menschen.

In der Jugend hat man Zeit treu zu sein.

Mein Freund! Es gibt Menschen und Dinge, die für dich zu lange leben. Du hast den rechten Augenblick nicht benützt, sie sterben zu lassen.

Wer richtig tötet, macht recht lebendig.

Leben heißt auch sterben: das bedenken die wenigsten.

Man darf nicht durch ein Schlachtfeld schreiten wie der Storch durch den Salat.

Es muß in der Seele etwas geben, ähnlich den Jahresringen der Bäume.

Warum können wir das Leben nie, jederzeit aber den Tod hervorrufen?

Mit den Griechengöttern vernichtete man einen ganzen Olymp der Seele.

Wenn du im Leben nur noch Wiederholungen siehst, intermittiert der Lebensprozeß.

Wenn der Geist eine Zeitlang einen gewissen Grad von Ruhe genossen hat, so gelangt er in eine Verfassung, die dem Tode mehr verwandt ist als dem Leben.

Sie sahen plötzlich nicht mehr, daß es Leute gab, die das Gewordene darstellten. Sie wollten mit lautem Geschrei die Welt ganz ummodeln: was später die Welt in aller Ruhe mit ihnen tat.

Die meisten unserer Wünsche sind deshalb unerfüllbar, weil ihre Erfüllung irgendwie unsere Vernichtung in sich schließt.

An unerfüllten Wünschen hängen noch mehr falsche Vorstellungen, die niemals korrigiert werden.

Der Vogel, das Kamel, der Sklave, der Krieger, der Mensch überhaupt, alle sind notbeflügelt.

Wie viele gehen zugrunde, Männer und Frauen, weil eine fette, große, dicke Lüge über ihnen liegt und sie erdrückt.

Es gibt nichts so Grauenvolles als die Fremdheit derer, die sich kennen.

Die Bruderzwiste in der Geschichte sind die in jedem Betracht grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche. Ich glaube, daß Beethoven nur durch Vermittelung seines Bruders den tiefsten Abgrund der Hölle kennen gelernt hat und damit einen Grad des Leidens, von dem alle diejenigen nichts wissen, die den Schatten nicht kennen gelernt haben, den Bruderliebe zu werfen vermag.

In das Bruderproblem schlägt das Doppelgängerproblem. Völlige Doppelgänger müßten sich ohne Überlegung sogleich mit dem Dolch anfallen. Sie müßten einen grenzenlosen Haß gegenseitig erwecken, den Urhaß, der ein Zwang, ein Befehl zur Vernichtung ist.

Hat man die Vergänglichkeit tief erfahren, so dauert es einen, daß man die Jugend mit ihrem Glauben an sich gebunden sieht.

Das größte Mausoleum ist das der Lebendigen.

Der Grundklang des Todes ist in allem Festlichen.

Mit jedem Menschen stirbt eine Welt.

Um wie weniges tiefer liegen die Toten als wir.

Er und ich, wir nähern uns einander langsam im Laufe des Lebens: man mag unsern Staub vermischen.

Weisungen

Gehe blind an die neue Arbeit: Homer war blind.

Durchdenke deine Sinne.

Sobald man in einer Sache Meister geworden ist, soll man in einer neuen Schüler werden.

Ist es eigentlich vornehm, sich im Geistigen allzuweit auszubreiten, allzuviel Plätze zu belegen?

Es müßte uns gehen wie echten Teppichen; je mehr man mit Füßen auf uns herumtrampelt, um so besser sollten wir werden.

Enttäusche nie das wahrhaft Dienende.

In der Kraft liegt auch die Geduld. In der Ungeduld offenbart sich die Schwäche.

Sowohl in der Freude als im Leid bleibt Arbeit das Quietiv.

Lasset uns leben in Eintracht der Dämonen!

Gib deine liebsten und geheiligten Werte nur mit größter Behutsamkeit preis, am liebsten gar nicht.

„Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht." Leonardo. „Wer das Leben schätzt, verdient es" würde ihm Eckehart und Gotamo Buddha antworten.

Vom Mann und vom Weib

Als die Götter zeugten und nicht wußten, was, war Eros aller Götter Vorfahr und Herr.

Auf der falschen Voraussetzung, als könnten zwei Menschen ganz ineinander aufgehn, wurzeln die schlimmsten Übel des Lebens.

Es gibt Frauen, die nur Frauen und sonst ohne Talente sind, die aber nach Geist hungern, wie der Fisch auf dem Strande nach seinem Element. Sie öffnen und schließen gleichsam Kiemen und Mund ihrer Seele krampfhaft, um aus der leeren Luft Lebensgeist einzuatmen.

Unter den Ehefrauen gibt es sehr viele eingemauerte Nonnen.

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht und gedichtet haben. Dieses Bewußtsein, verbunden mit dem jener unendlichen Summe von Schmerzen, durch die sie das Geschlecht der Menschen stetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in sich schließen, den sie braucht, um sich aus einem nicht hinreichend würdigen Zustande aufzurichten, in dem sie ist: denn die Gesellschaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten, aber mit Unrecht die Freiheit in alledem, wodurch sie wahrhaft lebendig macht. Diese Freiheit muß sich die Frau zurückerobern! Einen Sieg, den sie niemals erringen wird, sie werde denn Mutter in großem Sinne.

Die Mutteraufgabe ist fruchtbar und reich: die Mutter ist mit Seele und Leib um den Quellpunkt des Lebens herumgebaut.

Wenn viele Kinder sich in die Liebe einer Mutter teilen müssen und jedes einzelne die ganze zu besitzen meint, ist dies nicht spukhaft?

Kind der Liebe: kein reinerer Name.

Wer nicht ein Kind von seiner Geliebten will, liebt sie nicht.

Vom Mann zur Seele des Weibes gibt es Verwachsungen. Mit unsichtbaren Polypenwurzeln senkt sich die Seele des verführerischen Geschöpfes in dich. Du gehst vorüber, ahnungslos, und trägst den Parasiten im Innern davon. Er zehrt von dir, aber er ist nicht so ganz ein Parasit, daß du nicht auch von ihm zehren könntest. Liebende sind innerlich eins, bevor sie es äußerlich sind. Gewaltsames Auseinanderreißen ist schmerzlich, läßt Wunden zurück, wo es nicht tötet. Es gibt allerdings auch ein Auseinanderwachsen, wie es ein Ineinanderwachsen gibt: das eine geschieht gedankenschnell, das andere braucht lange Zeit. Wird der Prozeß nicht unterbrochen, so verläuft er schmerzlos.

Gewisse Ehen halten nur in der Weise zusammen wie ineinander verbissene Tiere.

Haben wir Frieden, so müssen wir nach Liebe gehen, haben wir Liebe, so müssen wir nach Frieden gehen.

Liebe strebt zur Vereinigung, durch Vereinigung erstrebt sich der Friede, das heißt die Ruhe: ist sie erreicht, steht man aber auch vom Tode nicht mehr allzu fern.

Liebe stellt eine Beziehung zwischen Menschen her. Ebenso der Haß. Wer Beziehungen sucht, hat die Wahl.

Stabil im Knaben bleibt das Verhältnis zu seiner Mutter. Dem Vater gegenüber schon wird er zum Mann. Der Mann wiederum wird zum Unmann seinem Weibe gegenüber. Sein Verhältnis zum Weibe an sich dagegen bleibt stabil, ihm gegenüber bleibt er Mann.

Man redet über tiefste eigene Schmerzen, die wie tiefstes Glück aus Liebe stammen; man redet zu anderen, hört die Antwort und ist zumeist verletzt auch durch den Wohlmeinenden. Warum? Gerade das Eigenste bleibt den Freunden immer fremd, und jeder Anteil in dieser Beziehung ist oberflächlich: weshalb er als das und meistens als roh empfunden wird. Er gestattet jedoch keinen Schluß auf das Wesen des Menschen, der ihn uns zuteil werden läßt.

Die Weiber zerreißen immer noch den Mann, wie die Mänaden den Stier.

Spiel mit Frauen: Keine Partie wird zu Ende gespielt. Immer werden zuletzt die Figuren durcheinander geworfen.

Jemand sagte: „Wir wollen Gott lieben, das Weib ist es nicht wert."

Sie war ein echtes Weib und hatte täglich Freude an ihrem Pantöffelchen.

Religion und Pfaffentum

„Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.“ I. Kor. 15. 49

Duldsamkeit

Duldsamkeit ist die Religion der Zukunft. Duldsamkeit beruht auf der völligen Gleichachtung des Nächsten. Ohne Duldsamkeit keine Freiheit. Es gibt wohl eine religiöse Wahrheit, aber diese ist nicht so geartet, daß sie vielgestaltige religiöse Wahrheiten ausschlösse. Der tolerante Chinese sagt: „Bruder, wie schön ist deine Religion.“

Es wird lange dauern, bevor sich aus den jahrtausendelangen Wehen der Kultur die Toleranz geboren hat. Bisher ist der einzig vollkommene Toleranzfaktor die Kunst. Die Kunst kennt nicht den Fanatiker. Die Kunst, durchaus nicht charakterlos, ist parteilos: allen Künsten voran die Musik. Sie ist unter den Künsten die universellste und die Seele aller übrigen. Die Künste verwirklichen den Frieden durchaus. Nicht nur den Frieden, sondern auch die Religion. In ihnen verbindet sich das wahrhaft Humane mit dem wahrhaft Göttlichen. Also nicht: du sollst dir kein Bild machen! sondern: du sollst dir Bilder machen! Nur vergiß nie, daß es Bilder sind.

Natur ist die größte Bildnerin. Was sie gebildet hat, bildet sie uns ein (Einbildung) und bildet es durch uns aus zur Kunst. Natur schafft die Vorbilder der Kunst, den Künstler und die Kunst. Sie dichtet blind, wie Homer, aber es ist, als wolle sie auf diese Art langsam, langsam sehend werden. Auch in der Natur liegt aber das zerstörende Prinzip. Nur scheint es, als suche sie in der Kunst zum Unzerstörbaren durchzudringen, um dessen Anblick und dessen Weihe zu sichern.

Die Natur schafft die Blume und schafft Esel, Ochse und Schaf, die sie stumpfsinnig auffressen. Nur der Künstler frißt sie nicht, wenn er sich ihrer durch die Kunst bemächtigt. Die Natur schafft den Vogel und den Fallensteller, den Fisch und den Fischer, das Raubtier und den Hasen und so fort. Aber indem sie den Künstler schafft, stellt sie das parteilose Auge in den allgemeinen Krieg: diesen irdisch notwendigen Krieg, der nur mit dem Leben der Erde stirbt, dessen Formen aber immer mehr und mehr zu veredeln sind.

Bilder als Bilder, Visionen als Visionen ansehen, darauf kommt es an. Unsre Phantasie nährt sich von den Eindrücken des Tages, mehr noch von denen der Nacht. Unser wahrer Zustand wird mit der Erscheinung der Sonne gleichsam unterbrochen. Wir werden in die göttlichen Äußerlichkeiten abgelenkt. Der nächtliche Traum reicht aber ins tägliche Leben und der Tagestraum ins nächtliche. Der Tagestraum hat einen mehr dualistischen Charakter. Das Subjekt erhält ein Objekt. Der Vollblutkünstler ist mit allen Arten Bildern und Träumen vertraut, aber der rohe und ehrgeizige Dilettant kommt in Gefahr, aus irgendeinem seiner Bilder und Träumereien, ohne Fähigkeiten dafür, eine Realität machen zu wollen. Ihm gelingt kein Kunstwerk, dafür aber das Furchtbarste, was es geben kann: der Götze.

Ist aber das Phantasiebild des Künstlerdilettanten zum Götzen geworden, so ist er selber zum Pfaffen geworden. Die Eigenliebe jedes Menschen ist so groß, daß er leicht sich und das, was er hervorbringt, anbetet. Der Dilettant, der den Götzen geformt hat, ohne die wahre Bescheidenheit des Meisters einer Kunst, betet erst sich in dem Götzen an, unterjocht alsdann, in Gestalt des Götzen, eine möglichst große Menge seiner Mitmenschen und wird endlich selbst von dem Götzen unterjocht.

Wahre Religion hat nichts mit Unterjochung und mit Götzen zu tun, sie ist synonym mit dem Wort Frieden.

Nicht die Könige, sondern die Pfaffen, die Schöpfer der Götzen, haben die Welt unterjocht. Um der Götzen der Pfaffen willen ist das meiste Blut geflossen. Wo aber Blut um religiöse Dinge fließt, so fließt es immer nur um der Götzen willen.

Götzendienst ist die ärgste und furchtbarste Greuel. In der Reihe der Unterjochungen ist diese besonders grausig, die der schlechte Künstler durch sein schlechtes, angebetetes Werk erfährt. Er besitzt sein Werk und wird noch mehr durch sein Werk besessen. Also wird der Pfaff ein Besessener.

Unter diesen Besessenen lebt, statt des ewigen Friedens, der ewige Krieg. Wer von diesem ewigen Kriege erzählen will, der versinkt in Blut. Man spricht davon, daß im rohen Heidentum nicht selten Menschen den Götzen geopfert wurden. Zweifellos war es der Fall. Die Menschenopfer der alten Ägypter, Babylonier, Juden, der alten Karthager, Inder und Germanen sind bekannt. Man glaubt, in diese Epochen wie in Zeiten überwundener Barbarei zurückblicken zu können. Aber diese Opfer sind sehr gering im Vergleich zu denen, die man indirekt den Götzen darbrachte. Was sind nicht in grausamsten Götzenkriegen, bis noch zuletzt im Dreißigjährigen Krieg für unzählbare Menschenmassen geopfert worden. Wir haben einstweilen nicht den geringsten Grund, mit hochmütiger Genugtuung auf die Zeiten vor Christi Geburt herabzublicken.

Und auch auf die Zeiten der Christenverfolgungen von Nero bis Diokletian sollen wir nicht herabblicken. Sie sind aufgebauscht. Die schlimmsten Verfolgungen hatten Christen von Christen zu erdulden; Christen waren es, die christliche Brüder in unzählbarer Menge hinmordeten. Dagegen schrumpfen die sogenannten Christenverfolgungen des alten Rom zur Geringfügigkeit. Aber nicht nur katholische Christen haben in maßlosen Christenschlächtereien sich hervorgetan, sondern auch unter den Reformatoren floß in Strömen unschuldiges Blut. Richtet man den Blick auf diese Verhältnisse,

so ist es nicht zu begreifen, wie Historiker noch immer eine Art Schuld der Gerichteten herauszutüfteln den Mut haben. Statt die ungeheure, schwarze Last von verbrecherischer Schuld zu sehen, die nur als finsterster Wahnwitz zu begreifen ist, der unersättlich mit Henkersschwert, Scheiterhaufen und jeder fluchwürdigen Folter gearbeitet hat. Götzendiener waren die Richter. Reißende Tiere sind barmherziger!

Die Religion der Zukunft ist Duldsamkeit! 1912

Das individuelle Verhältnis zu Gott ist die Religion eines Menschen: sie bleibt fast immer Geheimnis.

Ich glaube, das Wort der Pythia muß eine Kraft entwickelt haben ähnlich der Lawine, die, je weiter sie sich vom Punkte ihres Entstehens entfernt, um so mehr wächst.

Die Religionen siechen hin, seit sie die Spaltung in ihr Exoterium und ihr Esoterium aufgegeben haben. Ihr Mark wird von der Masse vertilgt.

Der Begriff physischer Reinheit und Ordnung ist ursprünglich mit dem göttlicher Reinheit und Göttlichkeit überhaupt beinahe identisch.

Totenkult, Ahnenkult: angeblich nur bei Chinesen, Japanern oder primitiven Völkern. Und doch, was ist die Liebe zu Shakespeare, Goethe, Buddha, Jesus usw. anderes?

Gesellschaftsreligion muß notwendig flacher sein als Individualreligion, weil sie Produkt eines Übereinkommens ist und nur Übereinkommen zum Ziel hat. Das bedeutet für jedes Individuum erstens bewußte Aufgabe des Tiefsten und Eigentümlichsten, wenn

es dem Übereinkommen schädlich ist. Es bedeutet zweitens Verlust eines wertvollen Teiles des Individualbekenntnisses durch das unzulängliche Mittel der Sprache. Es bedeutet drittens Beschneidung des zutage Geförderten, sofern es dem erstrebten letzten Idealübereinkommen entgegensteht. Alles in allem: Gesellschaftsreligion ermöglicht sich nur durch fortgesetzte Opfer an Individualreligion. Auch in Jesus war Individualreligion, als deren einziger Bekenner er starb: was von ihr Gesellschaftsreligion geworden ist, hat das Individuellste ihres Gründers unberührt, sowie unentwickelt lassen müssen und besitzt übrigens alle Eigenschaften eben einer Gesellschaftsreligion.

Das Gefühl des Verlorenseins im All als Wollust.

Sollte nicht, um die blutige Raserei der Menschen untereinander und gegeneinander zu hemmen, ihre eingeborene Gottesscheu auf den Menschen dadurch überleitet werden, daß man diesen zu Gottes Ebenbild machte? In weiterer Folge dieses Gedankens könnte man vielleicht das Christentum überhaupt eine Staatsreligion oder eine Gesellschaftsreligion nennen, zum Unterschied von Individualreligion, weil sie den Landfrieden, Volksfrieden, Gesellschaftsfrieden als vielleicht wesentlichstes Ziel hat. Überall finden wir den Gewalttätertypus, die Großen und Gewaltigen ausgesondert, welche die eigentlichen „Gottlosen" sind, trotzdem sie so wenig gottlos sind oder sein können wie Hiob. Diese Großen und Gewaltigen und Verbrecher haben Individualreligion: in ihr Bewußtsein tritt eine Art universales Bewußtsein, in welchem die Gesellschaft, ja der Mensch nur sehr beiläufige Figuranten sind. Damit werden sie und ihre Religion leicht der Gesellschaft und ihrer Religion feindlich. Die Gesellschaft, das ist der himmlische Friede; alles Außergesellschaftliche, das ist höllisches Chaos, Krieg, böser Feind. Juni 1898

Wir haben nicht den Wunsch, im Paradiese heroische Taten verrichten zu müssen.

Man ist erstaunt, wie alles, was das Tridentinische Konzil, 1577 die Formula concordiæ der Protestanten in sich begreift, so vollkommen abseits vom Begriffsvermögen des Volkes steht. Eine Welt- und Lebensfremdheit ohnegleichen macht sich darin geltend. 99 Teile vom Hundert der ganzen Christenheit, auf diese subtilen Dinge eingeschworen, haben falsch geschworen.

Mein Freund, Pfaffen stecken in vielen Vermummungen, und wir sind stets in Gefahr, entweder von solchen der Religion, der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst vergewaltigt zu werden.

Krankheiten des Leibes und der Seele sind es, welche die Menschen immer wieder Quacksalbern Leibes und der Seele in die Arme treiben. Wahre Religion ist Gesundheit in ihrem Wesen und hat mit Pfafferei nichts gemein.

Gott sprach: Glaubst du, ich könnte meinen Priestern nicht vorgreifen?

Der Mensch, dessen Sinne durch eine antisinnliche Moral verdorben und geschwächt worden, ist ein von Priestern um sich selbst betrogener armer Schelm. Wir verwerfen heut Askese in Form der Kasteiung und blutiger Geißelung, auch sind die eingestandenen Formen der Gottesopfer — Menschenopfer! — selten geworden. Aber ihre geheimen, feinen und tödlichen Formen blühen geheimöffentlich.

Die Moral hat mehr Kinder gemordet als Herodes und Moloch, Scharlach, Masern und sämtliche Seuchen der Welt.

Der organisierte Wahnsinn ist die größte Macht in der Welt.

Vielerlei Irre liefen im Mittelalter herum, fanden sich, tauschten ihre Erfahrungen aus, erhoben und verfochten ihre Wahnsysteme gemeinsam, erklärten sie für Offenbarungen und verbreiteten sie fanatisch.

Wir preisen die „Gemeinde"
und sind die besten Feinde.

In jeder direkten Beziehung zu Gott liegt Gefahr für die soziale Ordnung.

Um bloß immer so fort zu leben in Ewigkeit, liegen allbereits die Himmel unserem Wesen zu offen da.

Ihr löst den Gewöhnlichen aus seinem einzigen Verhältnis zum Ungewöhnlichen: ihr habt ihm die Ehrfurcht genommen.

Ganz unwillkürlich nenne ich den Himmel mitunter, zu ihm aufblickend, den blauen Gott.

Es gibt eine heitere Ironie und eine finstere: die letztere geht auf stärkeren Füßen. Gott vernichtet beide, wenn er will. Vor Gott besteht keine Ironie außer der ihm eigenen.

Die Götter waren Begriffe, nichts weiter! und noch immer machen wir Begriffe zu Göttern.

Gott ist auch im Säugling, aber dieser weiß nichts von Gott. Also beginnt irgendwann die Offenbarung Gottes ins Bewußtsein des Menschen zu treten. Er kann auch wieder darin erlöschen.

Da Gott sich im Geist des Menschen nach und nach offenbart, seine Offenbarung also fortschreitet, ist es wichtig, alt zu werden. Bleibt es wichtig und richtig, auf immer neue Offenbarungen zu hoffen.

Natur, sich voll genießend, ist Gott.

Geht und seht, wie die Tempel entstanden, die Dome, die Theater, die Städte überhaupt, die Staaten überhaupt, die höhere Menschlichkeit, die Menschlichkeit überhaupt ... Dionysos! Dionysos!

Von Gott soll man wissen, an Gott soll man nicht glauben.

Im Geist ist eine Vergötterung der Natur im Gange.

Schauspieler, indem sie das Leben spielen, leben sie es erst! Sollte es Gott ebenso gehen?

In neuerer Zeit, auch mit durch die Resultate des Darwinismus, liegt die Idee nahe, die Schöpfung der Welt als des eigentlichen Paradieses sei im Gange: eines Menschenparadieses.

So viele Gedanken über Gott! Warum nicht auch zahllose Bilder von Gott?

Der Scholastiker, der Gott nachzulaufen glaubt, läuft dem Teufel nach. Der Künstler nicht.

Schildere, wie alle Götter zum Altare Jesu kommen. Warum? Weil er ein Mensch war.

Ihr bliebt nur Götter. Er wurde Mensch.

Gott ist hier, der gerecht macht, wer will verdammen? Römer 8, 33. Diesen Spruch hatte ein frommer Proselytenmacher in eines Knaben Hand gespielt. Handelte da der gute, enge, magere Frömmling wohl im Sinne seiner intoleranten Sekte? Schwerlich! Graviert sich wirklich diese Goldschrift auf dem blutroten Gelablättchen in junge Seelen, dann ade Eiferertum.

Der Protestantismus ist unsinnlich und unsexuell.

Die Seele brennt auch im Himmel, nicht nur in der Hölle.

Die Götter pochen noch immer vergebens an die Türen der Menschen.

Der Born der Sage ist vertrocknet. Die Berge sind entgöttert und kahl. — Aber sie sind! Sie sind und warten.

Politisches

Man verleumdet die Wüste, wenn man sagt, Politik sei eine.

Größe holt sich ein Volk auf dem Meer.

Wenn Sie wissen wollen, was Europa ist, müssen Sie nach Amerika gehen.

Es war für Napoleon leicht, über die Menschen schlecht zu denken. Es ist für die Menschen leicht, über Napoleon schlecht zu denken: wer entschließt sich zuerst, das Schwerere zu wählen?

Bismarcks Erinnerungen. Sprachlich durchaus nichts Lutherisches. Eine Art Benvenuto Cellini auf preußisch. Deutsches Fundamentalbuch. Ein Buch, das Preußens Hegemonie rechtfertigt. Ein Lehrbuch, ein Grundbuch. Bismarcks zweite Tat, die seine erste ergänzt. Es muß die tragende Säule der deutschen Einheit werden. 3. Dezember 1898

Deutsche Geschichte. Selbst in Lamprechts Darstellung, wo liegt für all das die Verantwortung? Es liegt keine befriedigende Erklärung in der moralischen Belastung von Ständen oder einzelnen.

Geschrieben und gelesen: Was sagt das? Geschrieben, ein Schatten! Gelesen, eines Schattens Schatten. Wie hoch anzuschlagen, mit solcher Erkenntnis, ist der Anspruch auf Realität unserer Geschichtschreibung.

Wie ein Mensch zunächst erzogen wird, dann aber nur fortschreiten kann und eine höhere Bildung erlangen, wenn er diese

seine Bildung selbst in die Hand nimmt, sich selbst erzieht: so ein Volk.
15. Februar 1913

Voraussetzung der Kultur ist, daß dem Menschenleben höchste Wichtigkeit beigemessen wird. Krieg, dem das Menschenleben nichts gilt, verleugnet, ja verrät deshalb die Kultur.

Jeder Schwertstreich entehrt und verwundet irgendwie die ganze Menschheit. Jeder Spatenstich bereichert sie.

Nur die Idee des Friedens, nicht die des Krieges ist steigerungsfähig.

So viel Spekulation beschäftigt sich heut mit der Zukunft, warum so wenig mit der Vergangenheit? Kann es nicht sein, daß diese uns überschwemmt wie eine rückkehrende Flut eine fruchtbare Insel, die durch die Ebbe freigelegt wurde? So schrieb ich am 30. Oktober 1911. Heut 1921 ist das Gefürchtete geschehen.

Positive Begabung des Menschen ist nur in den Künsten nachweisbar. Die negativen Begabungen überwiegen. Sie kritisieren und analysieren: Gott, Natur, die Welt, den Himmel und alles. Aber was von allem können sie machen? Marx und Engels kritisieren den Gegenwartsstaat. Wer wird die neue Gesellschaftsordnung aufbauen und ausbauen?

Das Reinindividuelle vom Reinsozialen zu trennen sind Menschenalter genialer Arbeit erforderlich.

Wir sind im Demokratischen ahnungslos: deshalb wissen wir nicht, wie produktiv wir im Demokratischen sein würden.

Der Idealstaat würde mit voller Gesundheit des Volkes identisch sein.

„Wer Soldat werden muß, muß auch Offizier werden können, solange der Staat nicht faul ist", sagt Mommsen in seiner römischen Geschichte.

Es gibt Fehlsprüche mit Gewicht und solche ohne Gewicht: diese sind zahllos, die andern gering an Zahl, — aber doch zahlreich genug, um das allergrößte Elend über die Welt zu bringen.

Recht häuft sich nicht, wohl aber Unrecht.

Krieg ist gewöhnlich, Homer ist selten.

Wenn sie unser Volk nicht mögen in der Welt, so ist höchstens der Durchschnittszustand zwischen Mensch und Mensch ein wenig verstärkt worden.

Zu erstreben?
Das Volk der Einzelnen.
Der Staat der Individuen.
Die Geselligkeit der Einsamen.
Die Herrschaft der Duldenden.

Denn keiner hat einen so hohen Stand,
daß höher nicht stände das Vaterland.
(Im eigenen Exemplar des Festspiels.)

Literarisches

Die Sprache, sofern sie die Gegenwart betrifft, ist unartikuliert. Ihr Entwicklungsgebiet ist Vergangenheit und Zukunft.

Schrift der Götter nannten die Ägypter die Hieroglyphe: Kunst!

Die meisten Leute vergessen, in wie hohem Maße fragmentarisch doch alle Bücher sind: in dem, was sie subjektiv aussagen, in dem Objektiven, das sie darzustellen gedenken. 15. Juni 1898

„Die Mundart zerstört die Poesie?"
Der Quell verdirbt das Wasser!

Das Alte Testament hat die monstrose Suggestionskraft, die begrenzt, indem sie vertieft, aber nur so weit vertiefen kann, als sie begrenzt; darin ist sie unerhört magisch, weil unerhört subjektiv: sie vermittelt Unendliches auf der Grundlage von Beschränktzeitlichem, alles Unendlichzeitliche ignorierend.

Ich habe mich von jeher besonders zum indischen Drama gezogen gefühlt: der Blumensaft, das Blütenarom, die weiche, brünstige Natur des indischen Dramas entspricht meiner Wesenheit. Es ist alles sinnlich in ihm und jeder Sinn darin ganz geheiligt. Sinnfein und sinnrein also und dabei üppig ist das indische Drama im Schoße einer natürlichen, tiefsinnlichen Religion erzeugt. Es ist nicht lärmend und skandalsüchtig, sondern tief und still, und der Ohr und Seele zerreißende Knalleffekt hat in ihm keine Stätte.

Die Minnesänger erkannten den unendlichen Wert der Freude, Schiller den der Begeisterung. Heilig war das Lieblingswort Hölderlins. Goethe sprach viel von Wirkung und Wirken, E. T. A. Hoffmann viel von Wehmut.

„Ungeacht des Papstes Bann, Kaisers, Kunige, Fürsten, Pfaffen, ja, aller Teufel Zorn": das war Luthers Sprache, des Gottesmannes, zu Wittenberg.

Luthers wahre Vorzüge haben zu wenig gewirkt, seine Fehler zu viel.

Was wißt ihr von dem abgrundtiefen Haß Shakespeares, von dem furchtbaren Ernst seiner von ihm voll erkannten Situation!

Ich sah gestern „Romeo und Julia" (1898). Ich will keine künstlich gestachelte und auf die Spitze getriebene Handlung. Pater Lorenzo würde die Trauung, bei seinem Wunsch beide Häuser zu versöhnen, nicht geheim halten, sondern zur Versöhnung ausnützen. Romeo würde nicht von Julia, sondern mit ihr fliehen. Julia würde, als sie mit Paris vermählt werden soll, diesem bekennen: daß sie es bereits ist. Die Fläschchen-Geschichte ist für solche Leute fabuliert, denen es nicht abenteuerlich genug, nicht toll genug kommen kann; und nur Shakespeares Kunst bewahrt in den Konsequenzen vor dem Lächerlichen. Die plötzliche Trauungsidee, der Tod am Hochzeitstage, als gerade der Traugang stattfinden soll, sind eine Häufung grobschlächtiger Effekte, wodurch die Charaktere mißbraucht, die Schlußtragik völlig vernichtet wird. Was in der Wirkung übrig bleibt, ist allein die Leidenschaft junger Liebe: eine schnelle, großartig gestaute, und dadurch furchtbar gemachte Leidenschaft.

London. Kaufmann von Venedig. Irving gehört unter die Großen seiner Kunst. Der „Kaufmann" ist ganz als Märchen aufgefaßt. Viel Musik. Die Poesie erhebt sich aus einem musikalischen Gewölk. Sie liegt darauf wie schöne Stickerei auf einem Kissen. Das Beste an Irving läßt sich nicht ausdrücken. Er ist nie laut, nie, als Schauspieler, allein. Als Shylok oft allein. Er ist fast ganz verzehrt von Erwerbsgier, Haß, Liebe, Intelligenz, Alter, sobald er auftritt. Es ist eine furchtbare Senilität in ihm, eine aktive: aus ihr heraus glaubt man ihm alles. Furchtbar in sich gekehrt ist sein Haß, scheu seine Liebe, scheu seine Intelligenz, scheu und schamhaft. Seine Haut ist wie gelbes Leder, die Gestalt gebeugt. Aber sie richtet sich auf in Haß. Einmal entblößt Shylok den Hals bis unters Schlüsselbein und schlägt mit der Faust seinen mageren Leib. Der Laut des Pochens an das alte Gebäude gibt uns die unabweislich schmerzliche Gewißheit, daß dort ein Brudergeschöpf von Fleisch und Blut leidet. Überhaupt: wir fühlen das Leiden in Shylok. Der große und hauptsächlich an zertretenem Stolz leidende Geist reißt das kraftlose Fleisch zu einer letzten kläglichen Anstrengung auf, die das ganze Gefäß zertrümmert. Das lange innere Werden seiner Qualen, Ängste und Anschläge zeigt Irving. Groß sind die halbblinden Augen aufgerissen, vagierend der Blick, die Hände, aber alle unvermeidliche Gebrechen dennoch durch den Willen geführt. Irvings Organ umspannt jeden Ausdruck. Er greint kläglich oder böse wie eine Katze, zeigt greisenhafte Anstrengung der Sprachbildung. Seine Bewegungen haben das ewig Lauernde ohne Aufdringlichkeit. Er rührt und ergreift und erregt zugleich Entsetzen, Mitleid, Ekel, Liebe. Er hat eigenen Stil: so wenn er in stummer Versonnenheit eine Minute lang und länger das Haus anblickt, aus dem seine Tochter entflohen ist. Da bricht das Theater in Beifall aus. Er hat das Stück mit Kunstverstand inszeniert. Tiefe Dunkelheit wird durch festliche Helle,

Häßlichkeit durch Zartheit und Jugend abgelöst. Die Qual des Einzelnen durch Musik und Maskentaumel. Am Ende ist Shylok wie ein schlechtes Insekt unter Shawls aus Seide, unter golddamastnen Gewändern, unter Juwelen und Blumen erstickt und erdrückt, und das grausam göttliche Märchen triumphiert.

3. Juni 1905

Falstaff in „Die lustigen Weiber von Windsor" macht, seinem Dichter spitzbübisch zublinzelnd, gleichsam gute Miene zum bösen Spiel und läßt gutmütig alles mit sich geschehen, was den lustigen Weibern sowohl, als etwa einer allerhöchsten Bestellerin Spaß macht. Aber diese sind die Gefoppten. Er stellt sich nur so, als ob er der Angeführte sei.

Sommernachtstraum. Er ist, im bösen Sinne, die Komödie der Liebe. Die Menschen zu Marionetten herabgewürdigt und als solche genasführt. Zettel muß einen Eselskopf aufsetzen, um geliebt zu werden. Und es ist niemand geringeres als Titania, die ihn liebt.

Shakespeare-Visionen

(Einleitung zum dritten Druck der Marées-Gesellschaft.)

Diese Blätter enthalten Shakespeare-Visionen moderner Künstler. Hier entzündet sich Phantasie an den Gesichten, die der Seele des großen Briten entstiegen und von seinem inneren Auge zuerst wahrgenommen worden sind. Die wiederholten Gesichte haben neue Gestalter und neue Gestalt gewonnen, durch die sie sichtbar bleiben und fortwirken.

Die Vision des Dichters hat eigentlich keine Sichtbarkeit. Sie geht von Einbildungskraft zu Einbildungskraft mittelst krauser Zeichen. Einbildungskraft jedoch nennt Kant ein blindes Vermögen der Seele.

Vielleicht wird jede Shakespeare-Vision durch jede äußere Sichtbarkeit abgeschwächt: durch die des Pinsels, des Griffels sowie der Bühne, weil sie allein in dem blinden Vermögen der Seele ganz zu Hause ist. Aber was kann man über das Geheimnis des Hin und Her von geschriebener Sprache und innerer Apperzeption überhaupt aussagen?

Oder was wissen wir über den Schöpfungsprozeß, der den Visionen und Gestalten Shakespeares ihre besondere Art von Realität, Dauer und Weihe gibt! Eines von Shakespeares Dramen heißt „Der Sturm". Vielleicht kann man den Sturm als Symbol des Schöpfungsprozesses gelten lassen. Es geschehen vielleicht in der Dichterseele Ballungen stürmender Rotation, erzeugen im Verdichten Wärme, Licht und zuletzt das Leben. Dabei ist etwas wie Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman.

Überhaupt Ormuzd und Ahriman, Gott und Teufel, bekämpfen sich, und Schauplatz dieses Dramas ist des Menschen Brust.

So wäre denn jeder Mensch Dramatiker? Ich meine, daß es so ist. Goethe suchte die Urpflanze. Man könnte mit mehr Recht nach dem Urdrama, und zwar in der menschlichen Psyche suchen. Es ist vielleicht zugleich der früheste Denkprozeß.

Ursprung alles Dramatischen ist jedenfalls das gespaltene oder doppelte Ich. Die beiden ersten Akteure hießen homo und ratio, oder auch „du" und „ich", das primitivste nach außen zur Erscheinung gebrachte Drama war das erste laute Selbstgespräch. Die erste Bühne war nirgend anders als im Kopfe des Menschen aufgeschlagen. Sie bleibt die kleinste und größte, die zu errichten ist. Sie bedeutet die Welt, sie umfaßt die Welt mehr als die weltbedeutenden Bretter.

Der Seher und Schöpfer großer Dramen bedarf allerdings nicht nur der Einbildungskraft, sondern auch der Ausbildungskraft. Er ist Bändiger und Verdichter des Sturms, Schöpfer, Demiurgos einer neuen, inneren Himmels-, Erden- und Menschen-

welt, über deren Geschicken er mit der Zaubergewalt eines Prospero waltend schwebt, auch bewirkt, daß diese ganze seiende und nichtseiende Schöpfung anderen im göttlichen Lichte der Kunst erkennbar wird.

Prospero Shakespeare ist dieser Zauberer. Niemand hat so wie er die Gewalten magischer Täuschungen in der Hand. Wir unterscheiden seine Welt des Scheins in vielen ihrer Gestaltungen nicht von der Wirklichkeit. Wem wäre zum Beispiel Falstaff nicht eine Realität. Kein Mensch ist es mehr, dem man irgend im Leben begegnet und nahe gewesen ist. Er wirkt so real wie ein Schauspieler, der ins Theater ging, um zu spielen, und den man hernach bald da, bald dort auf der Straße trifft. Sein Leibgericht und Getränk kennen die Weinwirte. Man weiß nicht nur, wie es um seinen Geldbeutel, sondern auch wie es um sein Hirn, sein Herz, seine Leber beschaffen ist.

Es gibt unter den Dichtern keinen, der es uns so leicht macht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, als hätten wir es in seinen Geisteswerken nicht mit Erdichtungen, sondern mit Wirklichkeiten zu tun. Der Zauber, das göttliche Blendwerk dieses Prospero, ist unergründlich und unübertrefflich. „Man kann über Shakespeare nicht reden, es ist alles unzulänglich", sagt ein Goethewort. Also tritt der Sprecher zurück und gibt denen Raum, die als Künstler bilden, nicht reden.

Goethe entfernte sich nie weit von sich selbst, blieb vielleicht ein wenig zu ängstlich in seiner Nähe.

Goethe wollte nur Liebhaber sein und war doch Gildemeister.

Es ist schön zu sehen, wenn das Göttliche in Goethe den Gildemeister überstrahlt.

Die Gestalten Hebbels sind wie Eisblumen, gefrorener Seelenhauch.

Ein wirklich gebildeter Mensch kann unmöglich den Begriff des Unzüchtigen mit der großen Kunst Flauberts in Verbindung bringen. Dazu steht dieser Begriff an sich viel zu niedrig. Mit dem gleichen Recht könnte man die Klinik und den klinischen Bericht eines Dermatologen als eine Porcherie bezeichnen. Der große Arzt, der große Künstler kann ebensowenig wie der große Politiker bestehn, wenn man ihn den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert.

Ibsens Stücke enthalten eine gewisse unentschiedene „Moral".

Tolstoi

Tolstoi ist tot. Die Welt hat ihren zweiten Savonarola verloren. Der einzige große Christ der Zeit ist nicht mehr. Die Kirche hat ihn verflucht. Sie würde seinen Leib zu Asche verbrannt haben, wie den Savonarolas, wenn sie die Macht dazu besessen hätte. Immerhin bedeutet der Fluch ihr mehr, der die Seele trifft und sie der Verdammnis für ewig ausliefert. Und wiederum mußte dies alles geschehen, wie geschrieben steht. Wiederum ist der wahre Christos, der wahre Gesalbte, der Stein des Anstoßes und das heilige Ärgernis.

Viele haben Tolstoi für einen Narren gehalten. Auch Jesus, den Heiland, hielt man dafür. Er war ein Mensch. Er war unser Bruder. Es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Liebe, der Menschlichkeit. Dies nahm der Synod für ein Feuer der Hölle. Und es brannte in ihm der Geist, den die Klerisei mit Beschwörungsformeln nicht auslöschen konnte, weil selbst herrschsüchtigen Priestern Gott überlegen ist.

Tolstoi ist kein Reformator gewesen. Er war mehr. Wer das nicht spürte, solange er lebte, der spürt es jetzt, wo Tolstois Laufbahn beschlossen ist. Wer es jetzt nicht spürt, der wird es nach zwanzig Jahren spüren. Furchtbar und stärker, wie die des Lebendigen, pocht die heilige Geisterfaust des Toten gegen die Kirchentür, und sie greift hindurch und schreibt an die innere Kirchenwand mit feuriger Schrift ihr Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Geschrieben unmittelbar nach Tolstois Tode.

Tolstoi, ein schwacher Luther, für alle: Rußland, Europa Amerika, ein schwacher Luther: der starke hat gewirkt und sein Werk verwirkt, wie Kohlhaas, der schwächste Luther. Was nun, wenn wir lutherisch, wahrhaft lutherisch noch ein Interesse haben? Was tun?

Nietzsche empfand sich vor als Religionsgründer. Sein Angriff gerade auf Straußens neuen Glauben bedeutet im Grunde: Raum für Zarathustra!

Strindberg

August Strindberg ist für mich eine der markantesten Persönlichkeiten unserer Epoche: Dichter, Wahrheitsucher, Skeptiker und Mann des Glaubens! Alles nicht etwa lau, sondern in Glut. Seine Leidenschaft erreicht zuweilen einen furchtbaren Grad, wo sie dem Gefäß, das sie einschließt, gefährlich wird. Dann gibt es etwas wie „einen Brand in der Schmiede". Aber Strindberg meint: Mag die Schmiede verbrennen, wenn nur der Schmied, der Hammer, der Amboß und genug Roheisen übrig bleibt. Immer wieder geht er ans Werk und sei es auch unterm bloßen Sternenhimmel der Winternacht. Wer in einer solchen Natur keine Größe sieht, der wird sie auch nicht in der Sage

von Prometheus finden, der um der Menschheit willen mit den Göttern im furchtbarsten Kampfe lag, oder in dem Mythos von Veland dem Schmied. Zwar ist das Flugproblem heute gelöst, aber doch nicht so, wie es Veland und Lionardo auffaßten, denn wir sind höchstens zu fliegenden Philistern geworden. Strindbergs Flüge in den eisigen Weltenraum und sein Hinabsteigen in die Abgründe bietet meinem Geist noch immer das sowohl gefährlichere als erhabenere Schauspiel dar, und seine Abenteuer sind die verwegeneren. — Es gibt starke und große Geister, die sich mehr diszipliniert haben als er. Aber die Gewitter, die See, die Vulkane, die Urwälder sind undiszipliniert, dennoch befruchten die Gewitter die Erde! — die See gibt Fische und Perlen! — die Vulkane bringen kochende Solphataren ans Licht, und der Urwald köstliche Früchte! Strindbergs Arbeitstag ist stark, gefährlich und schöpferisch wie die Natur, und viele seiner Werke besitzen Meisterschaft! Das germanische Geistesleben wird stets mit ihm rechnen.

Zu Strindbergs Geburtstag.
(Vor dem Kriege.)

Rhythmen

Neue Folge

Ob man auch wenige Blätter eines bedeutenden Künstlers vor Augen hat, sie werden sein gesamtes Werk vor die Seele rufen. Das Werk Ludwig von Hofmanns ist durch und durch Kultus der Schönheit. — Es ist damit wenig gesagt. Der Streit über das Wesen der Schönheit ist noch nicht ausgetragen. — Wir wollen ihn nicht entscheiden. Das Werk Ludwig von Hofmanns überträgt in die willig erschlossene Seele Heiterkeit, Freude, Rausch, Glanz. — Die Gestalten des Werkes — Mensch, Tier — haben die Aura von Göttern oder sie leben in Götternähe. Sie trinken den gleichen Äther mit Zeus und Helios. — Besonders diesem Gotte scheint das in ewiger Jugend freudeatmende Menschen-

geschlecht entsprossen zu sein und den Sonnenrossen die Hofmannschen Pferde.

Selige Mädchen, selige Knaben, selige Kindlein, Tänzerinnen, Badende, Licht- und Freudeberauschte überall, allüberall. — Überall auch die keusche Nacktheit des Griechentums. — Ob dieser Künstler Pinsel, Farbstift oder Holzschnittmesser führt, es ist immer ein Suchen, nach dem entschwebten Lande der Griechen, mit der Seele. — Die Zartheit, die Reinheit, die Innigkeit seiner Hand in diesem Betracht erinnert an Hölderlin.

Wie seltsam, wenn man von diesem Suchen und Finden des entschwundenen Landes der Griechen den Blick auf die grundstürzenden Geschehnisse unserer harten Zeiten abirren läßt. — Beinahe ist es, als blicke man von der Mondinsel Leuke auf eine verfluchte Erde herunter. — Als weltfern und weltfremd könnte man diesen Gestalter mit Pinsel und Stift ansprechen, ihm etwa auch einen Mangel an Ernst vorwerfen, träten nicht essentielle, vom reinsten Feuer des Lebens durchglühte Gebilde aus ihm hervor, die als solche nach einem Recht auf Dasein nicht zu fragen haben, und läge nicht Flucht in jeder Art Eigenleben, das sich erhalten und durchsetzen will. — Hier ist also kein Mangel an Tiefe, kein Mangel an Ernst, kein ruchloser Optimismus, wie Schopenhauer es nennen würde, sondern aus dem gesättigten Humus, aus dem Kampf- und Gräberfelde der Erde, darin ihre Wurzeln sich ausbreiten, erhebt sich die überirdische Blume dieser Kunst.

Agnetendorf im Sommer 1921

Wenn im Bereiche der literarischen Welt die Wege gebessert werden, so geht man mitunter wie auf Haifischzähnen.

Abschiedsworte an Richard Dehmel

Wir sind wieder einmal die Zurückbleibenden. Lieber Dehmel, lieber Freund, Du hast uns verlassen, wie uns so mancher liebe

Kamerad und Mitstreiter im Laufe der Jahre verlassen hat. Solche Trennungen sind immer groß und trübe, auch in Zeiten, die wir glücklich zu nennen geneigt sind. Sie sind größer und trüber in trüben Zeiten. Es sind trübe Zeiten, in denen Du uns zurück und allein gelassen hast.

Wir waren gemeinsam jung. Etwa zur gleichen Weltstunde betraten wir das schöne Reich verantwortlicher Geistigkeit, getragen von einer Welle — ich möchte sagen — sonniger Energien. Unsere Mutter, unser Deutschland, war bekränzt und heiter. Es war bekränzt und war heiter, trotzdem manche es ableugneten. Wir gehörten nicht zu denen, aber auch nicht zu den anderen, die mit unermüdlichen, grellen Siegesfanfaren den Neid der Götter herausforderten. Den nationalen Gewinst in allen Pulsen fühlend, wandten wir uns dem allgemein Menschlichen zu, in dem die Gegensätze der Nationen verschwinden und von jeher verschwunden sind. Und getragen von eben jener sonnigen Welle der Energien, wurden wir im rein Menschlichen stark, und vor allem Du wurdest stark darin, und das Starke ist immer optimistisch, will heißen: im Guten zuversichtlich.

In Dir war eine gute Zuversicht. Es lag in Deiner Dichtung die volle Sinnenfreude des Diesseits in der Umarmung mit der Wirklichkeit, in der Vermählung mit der Tragik des Irdischen, und nicht zuletzt mit einer Ewigkeitshoffnung, ja, einer Ewigkeitsgewißheit. Deine Inbrunst war, obgleich sie kein Nonnen- oder Mönchsgewand, sondern den Purpur des Lebens um sich gelegt hatte, der Inbrunst christlicher Heiliger nicht unähnlich, die in Jesu ihrem Bräutigam entgegenleben und entgegenharren. Nicht war es bei Dir der Bräutigam, sondern das „Ewig-Weibliche" zog Dich hinan.

Was in Deiner Dichtung das Beste ist, hatte diesen Charakter. Es war von der Art, daß es den Tod als eine Brücke zum Jenseits nicht anzuerkennen schien. Vielmehr bot es sich selbst

als Brücke. Das Beste in Deiner Dichtung war, oder schien zu sein, ein besonderes ätherisches Element, das schon hier die ungehemmte Einheit von Jenseit und Diesseit herstellte.

Nun, lieber Freund, lieber Dichter und Seher, der Du auch aus der Inbrunst Deiner Empfindung ein Erkenntnisorgan Dir gebildet hattest, wir müssen in Deine Dichtung flüchten, denn anders wüßte ich keinen Weg, weiter mit Dir vereint zu sein. Und wir müssen geduldig zuwarten, bis die Weltstunde die Entscheidung bringt, daß Dein wissensmächtiges Gefühl Dich nicht getäuscht hat.

Ohne das, ohne dieses Gefühl, ohne das ätherisch verbindende Element Deiner Dichtung, sehen wir uns rettungslos vor Deinen Sarg, vor Deinen Verlust gestellt, und wir sind geneigt, wenn wir von unserem nahen und persönlichen Verlust und persönlichen Schmerz absehen, Dir nachzurufen: „Oh, wärest Du doch bei uns geblieben, nicht um unsertwillen, sondern um Deutschlands willen, Deiner Mutter willen, der Du mit so heißer Liebe Treue gehalten, Treue bewiesen hast!" Sie ist nicht mehr, wie damals, heiter und bekränzt, Deine Mutter. Sie ist tief unter schwarzem Schleier verhüllt. Sie steht nicht an einer Bahre bloß, nicht an Deiner Bahre bloß, sie steht an der Bahre von Millionen hingemordeter Söhne. Und wenn sie sich wendet, diese in schwarze Trauer gehüllte Gestalt, so sieht sie hinter sich ein baufälliges Haus, in das der eisige Herbst hineinregnet. Sie sieht unzählige Hände, die bemüht sind, es ganz und gar abzutragen. Und sie sieht und erleidet und erduldet noch viel, viel mehr. Ihr heiliges Trauergewand, das ist nicht hinwegzulügen, sieht sie, von oben bis unten, durch Würfe wahnwitziger Fäuste mit Unrat besudelt.

Dich und Deinesgleichen braucht Deine Mutter wie nie zuvor.

Aber wir wollen von Dir nicht Abschied nehmen, ohne daß Du uns mit einer kleinen Welle Deines Lichtäthers beschenkst. Mit einem Hauch Deiner Zuversicht. Du wirst Söhne haben im Geist, Söhne und Töchter, wie Sand am Meer, und das

arme, gemarterte Deutschland wird nicht untergehen. Langsam, langsam wird unsere Mutter Schleier um Schleier ablegen und eines Tages dastehen in gesunder Weiße und Reine. Dann wird sie auch wieder einen Kranz tragen, und niemand, der sich selbst nicht besudeln will, wird noch wagen, sie zu besudeln. Aber wir wollen auch — darin weiß ich mich einig mit Dir — jene grellen Fanfaren nicht mehr hören, womit man einst den Neid der Götter herausforderte.

Lieber edler Mann: lebe wohl!

Xenien

Es gibt Esel, die tote Adler mit den Zähnen rupfen, um sich in ihren Federn zu wälzen.

Eitelkeit ist eine schöne Wiege für Erwachsene.

„Ihr versteht es nicht in eurem Frankfurt", sagte Imhoff zu einem Frankfurter: Albrecht Dürer hatte, nachdem sich sein Auftraggeber, eben dieser Frankfurter, töricht gezeigt, den von ihm erhaltenen Auftrag annulliert und die Anzahlung an Imhoff zurückerstattet. Der Frankfurter nahm sie von Imhoff befriedigt in Empfang.

Es gibt Männer, die sind ihre eigenen Schulmeister, Pfaffen und Henkersknechte.

Ich schätze sein körperliches Gewicht höher als sein geistiges, sagte jemand.

Er hatte eine nicht sehr ausgedehnte Verschönerungsanlage im Kopfe, und darauf ging sein Geist spazieren.

Die Poesie lag über ihrem Wesen wie die Lackmalerei auf einem japanischen Kästchen. Das Holz des Kästchens ist hart und saftlos. Dazu ist das Kästchen leer.

Nichts liebe ich mehr als das kalte, klare, reine Gebirgswasser, sagte der Schlammpeitzker und schnellte vergnügt durch die dicke warme Lehmpfütze.

Die Benachteiligten und Erfolgsarmen halten sich auf gewisse Weise reichlich schadlos.

Es gibt in der Welt allzuviel geistreichen Schweiß.

Es gibt ein Genie der Oberflächlichkeit.

Es gibt Pfennigfuchser der Begeisterung.

Es gibt Gymnastiker der Gemütsbewegungen.

Gewohnheitstiere sind keine Charaktere.

Er hatte sein ganzes Leben dazu verwendet, seine Persönlichkeit rein und groß auszubilden, und brachte es am Ende nur zu kleinen Schurkereien.

Einer hatte geborgt, veruntreut, gestohlen sein Leben lang und behauptete schließlich vorwurfsvoll, die Welt sei ihm alles schuldig geblieben.

Man erkennt den Deutschen schon am Husten.

Wie wäre es mit einem neuen Begriff: Humanitätsschurkerei.

Es gibt heute eine philosophische Wasserpest.

Es gibt etwas in unserem öffentlichen Leben, das man treffend geistigen Speichelfluß nennen könnte.

Ihr nehmt teil an allem Neuen und laßt alles beim Alten.

Wahrhaft sterile Bücher haben den Geruch der Frechheit und der Unfähigkeit zum Respekt.

Es gibt Literaten, die sagen: friß mein Buch und sage, daß es gut schmeckt, oder stirb.

Die schwächsten Intelligenzen bedienen sich zumeist der stärksten Worte. Naturen von den kleinsten Maßen, die sich nur höchst mühsam „druckreif" machen können, bestreiten „Größe" oder fordern sie. Was können solche Menschen von Größe wissen? Und wenn sie schon etwas ahnen von ihr, warum bewundern sie nicht das Geahnte, anstatt die Erkenntnis ihrer eigenen Geringfügigkeit unnützerweise in anderen zu erzwingen, somit den Adel der Ahnungskraft selbst verscherzend?

Dieser Publizist ist wie eine Waschfrau. Er bringt sein Leben zwischen Bergen schmutziger Wäsche zu. Er chlort mit Vorliebe. Eine Stänkernatur: er schreit in einem fort: „Achtung! ich bin ein Kra . . . Kra . . . Kra . . . Krawattenmacher."

Er ist wie ein Vogel, der immerfort über der Erde fliegt und dabei piepst: „Ich kann mich nicht setzen, ich kann mich nicht setzen." — „Das ist dein Pech, guter Junge!" — Aber er setzt sich doch, wenn er Hunger hat und schnabuliert sein Räupchen. Gleich darauf schreit er ebenso weiter: „ich kann mich nicht setzen". Überall sucht er das Positive! Überall ist es da, nur fehlt ihm der Sinn dafür. Oder tut er am Ende nur so, um sich bemerkbar zu machen? „Ich kann mich nicht setzen, ich kann mich nicht setzen."

Die Suchenden.
Ich suche, du suchst, er sucht, wir suchen, ihr sucht, sie suchen.

Gewisse Mistkäfer, wenn sie auf den Rücken fallen, vermögen sich nicht mehr aufzurichten: einige aber doch.

Paradoxe

Das Paradoxon ist der Gedanke in der Fassung des Affekts.

Da ich mich schon entschlossen habe, im Geistigen zu leben, lebe ich viel zu wenig im Geistigen.

Werde Menschenfeind, damit deine Menschenfreundlichkeit Dauer gewinne.

Sehr viele Menschen leben ohne Gegenwart.

Es gibt Leute, denen der Anstand nicht fehlt — den sie nicht besitzen.

Das Dilettieren in den Künsten ist verzeihlich, ja sogar zu billigen: nur darf man es nicht berufsmäßig betreiben.

Nirgends rauschen die Laubwälder süßer und erquickender als am kahlen Strand, wo keine sind.

Die Ehe ist ein Staatsinstitut — die Galeere ein anderes.

Irren ist göttlich.

Güte ist eine Kunst.

Nichts ist so fürchterlich als die Macht der Dummheit in den Klugen.

Wieviel Kluges ist gesagt, wieviel Törichtes benutzt worden!

In Reimen

Das Feuer minn ich,
das Feuer verehr ich.
Ein Feuer bin ich,
zum Feuer kehr ich.
Muß ich einst ruhen tief in der Erden,
werd ich zum schlafenden Feuer werden.
Schlafende Feuer, wachende Flammen
schlagen doch einstmals wieder zusammen.

Gehe deiner Wege gerade,
schenken wird sich dir die Gnade.

Was ich einsog von dem Licht,
nahm mir meinen Schatten nicht.

Die Erde gab ihre heiße Kraft,
mir Leidenschaft, die Leiden schafft.

Die du schön und groß zugleich
schenktest liebe Gabe,
sei belohnt durch alles, reich,
was ich nicht mehr habe.

Ihr Augen, die ihr seht aus Sehens Grund,
Mund, der du issest mit des Mundes Mund,
aus Horchens Urgrund, wie du hörest, Ohr!
Dort bricht des Fühlens Fühlen reich hervor.
Und alles, was da riechet, schmeckt und spricht,
es ist nicht Nase, ist die Zunge nicht;
es stammt aus ganzer Gottheit ew'gem Sinn,
mit der ich, als ihr Sinn, verbunden bin.

Unter ein Bild für Else Lehmann:
Ich hab es erdacht, du hast es gemacht,
wir waren Genossen in mancher Schlacht.

Ein goldnes Sternlein reiset
mit mir ferne übern dunklen Wald.
Es reiset durch grünlichen Schimmer,
durch klaren, rosigen Hauch,
es reiset im schönen Himmel,
ich muß auf der Erde gehn.

Unter der Berge Schnee und Eis
schluchzen die Vögel frühlingsheiß.

Ich rufe einen Vogel,
der soll dir singen.
Ich grabe eine Quelle,
die soll dir springen.

Eine Scala d'oro dacht ich mein eigen,
nun muß ich auf grauen Stufen steigen:
grau, wie die Steine, die wir beschreiten,
Kummer und Sorge zu meinen Seiten.
Oben über der höchsten Schwelle
statt des Weines die Wermutsquelle.
Tremezzo, 25. April 1898

Hier hab ich nach jeder reichen Nacht
das Licht erwacht,
das Große gedacht,
das Niedere veracht,
Agni das heilige Bett gemacht:

XII. 7

Oh wahre Sonne, oh letzte Pracht!
wie im Meere doppelt entfacht,
so bist du doppelt in mir erwacht!
Oh, wem die doppelte Sonne lacht,
der hat gewonnen die doppelte Schlacht!

Villa Carnarvon

Krankheit

Ich stehe fest mit meinem Schiff,
mit meinem Meer zwischen Riff und Riff.
Mir bleibt verschwiegen, was sich bewegt,
starr ist das Bild, das mein Innres trägt.

Hast du jemals darüber nachgedacht:
was sie entschleiert, die alte Nacht?
Und was sie verhüllt an Schauern und Wonne,
die Allerleuchterin, Mutter Sonne?

Prüderie

Womit hat Gott dich am reichsten beschenkt?
Mit dem Rocke, der am Nagel hängt?
Oder mit dem, was übrig ist,
wenn du nackend wie Adam bist?

Wer alles faßt in seine Hand,
dem wird auch alles wieder entwandt.

Verschlafner Grieche, salbe deine Glieder
und steig geschmeidig zur Palästra nieder.

Du hattest dir meine Achtung erworben,
sonst wärst du nicht in ihr gestorben.

Der Himmel dampft, feucht glänzt das Gras,
ein klingend Maschennetz, von Vogelkehlen
gesponnen, überzieht das offne Tal.
Stumm gärt an allen Hängen Öl und Wein.
Dicht überdeckt mit Blütensternen spreizt
das Pfirsichbäumchen seine nackten Ruten
in feuchte Luft und Klang: ein Weltenraum
voll lauschender, voll werdender und voll
welkender Sonnen. Drüber sät der Wolke
sich lösender Schoß des Regens wehende
Saat in des Tales krause Runzeln und
der Bauern Gärten. Alles trank und trank.

St. Margherita. Februar 1912

Siehst du Christophoro ins Gesicht,
am gleichen Tage stirbst du nicht.

Als wäre nichts geschehen,
liegt Sonne auf dem Blatt:
die Arche scheint zu stehen
am Berge Ararat.
Und doch, noch steigt die Flut!
Noch fließet, fließet edles Blut.

26. Dezember 1918

Viel Lebendes wird durcheinander gerüttelt,
viel Leben tödlich abgeschüttelt: aber die Toten!?
Die sind stumm.
Sie können ihr Recht nicht mehr vertreten.
Laßt sie für uns beten.
Für sie zu beten, wäre dumm.

Geister gehen mit lautlosen Füßen,
stumm können sie lieben, unsichtbar grüßen.

Kein noch so winzig kleines Tor,
draus Gott und Welt nicht tritt hervor.

Zu eurer Freude gehören zwei:
Leider bin ich nicht dabei.

Kinderreim

Ich klopfe, klopfe Steine,
so grobe wie feine:
die Straße liegt im Sonnenschein,
bald wird mein Tempel fertig sein.

Es frißt und glimmt von Flämmchen und Flammen,
schlügen sie niemals in Brunst zusammen.

Breche niemals der Herd im Haus
zum alles verschlingenden Brande aus.

Was wird nicht alles in Asche gelegt,
wenn erst die Brunst aus den Fenstern schlägt.

Es ist immer ein einziger Augenblick,
da endet das Unglück, beginnt das Glück! —
Da endet das Glück — und kein Schritt zurück
macht ungeschehen das schwerste Geschick.

Spinne dich ein!
und du wirst befreit zu Tiefen und Höhen sein.
Aber, wenn das Gewebe reißt,

der Alltag die goldenen Fäden durchbeißt,
dann ist selbst der Sonntag ein toter Mann,
der nicht schreiten, geschweige fliegen kann.

Der Papierne spricht:
Ich bin Papier, du bist Papier.
Papier ist zwischen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
die Erde unter dir Papier.
Willst du zu mir und ich zu dir:
Hoch ist die Mauer von Papier!
Doch endlich bist du dann bei mir,
drückst dein Papier an mein Papier:
so ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe ist Papier. —
Und unser Haß ist auch Papier.
Und zweimal zwei ist nicht mehr vier:
Ich schwöre dir, es ist Papier.

23. Februar 1908

Oh, wenn er nur nicht so krampfhaft wäre,
voller Künste, Dünste, Schwüle und Schwere!
Voller Flüche, die wir, wie lange, nicht fluchten
Voller Ängste, die uns nicht mehr ängsten,
immer auf der Jagd nach dem Allerbängsten,
dem Blutrünstigen und Verruchten.
Oh, wenn er nur nicht! Denn stark im Kleinen
ist er im Großen leider schwächlich:
im Einzelnen tief, im Ganzen nur oberflächlich.
Und will er auch noch so blutig scheinen,
so ist er doch leider blutlos ganz.

Und noch so reicher Firlefanz
ist immer noch kein Blutestanz.

Er?

Wir deckten ihm den Tisch,
Gastgeber ward er frisch.
Wir buken gut Gebäcke,
ihm zahlte man die Wecke.
Wir kelterten die Weine,
ihm trocknete man die Beine.
Der Bürger, der die Weine trank,
ihm sagt' er freundlich schönen Dank.

Er findet an mir alles schief und schlecht,
dieweil an ihm keine Faser gerecht.

Ich weiß nicht, was mein Pate hat,
er macht sonst einen bessern Salat.

Willst ins Herbar tun deinen Witz,
gibt es einen getrockneten Blitz.

Sie treiben alberne Tändeleien
und lassen sie als Kunst ausschreien;
so wie Wahrheit im dicken Dunst,
steht vergessen im Nebel die Kunst,
steht verborgen, nein liegt begraben.
Wär sie sterblich, fräßen sie Hunde und Raben.

Wenn Straßendirnen Tugend predigen,
wer soll dann die andern Dinge erledigen?

Er reibt die Hesperidenfrucht
und Dreck in seinem Tiegel:
Duft wird Gestank, Wein Wassersucht
verfluchter Schweine-Igel!

Die Reblaus, die am Weinstock heckt,
hat nie einen Tropfen Wein geschmeckt.
Es liegt ihr gar nichts an Traube und Wein!
Würde sie sonst eine Reblaus sein?

Erzählendes

Das Fest

Fragment

Der Raum glich einem Refektorium, die Tafel war gedeckt. Ein bartloser Mann von sechzig Jahren rückte den großen silbernen Weinkrug, der voll Wein war. Nach und nach fanden sich drei andere Männer hinzu, ein starker, weißbärtiger, ein magerer und gebeugter mit scharfen Zügen, und ein kleiner und dicker, der oft und laut lachte. Sie kamen zusammen, um zu essen, sie wollten bei weit geöffneten Fenstern sitzen und schmausen. Die Klarheit eines sonnigen Herbsttages lag über den Gebirgen, und von den Wiesen drang das Geläut der Herdenglocken herein.

Über der Tafel, von dem Gewölbe herab, hing eine Lichterkrone aus blankem Messing; sie war mit den letzten Rosen bekränzt: weißen Rosen und nur wenigen roten, das hatte der alte bartlose Mann getan, bei dem die anderen zu Gaste waren. Er hatte sein ganzes Haus geschmückt und Blumen in alle Räume verteilt, um das Stille, Festliche hineinzubannen, das ihn erfüllte.

Bald saßen die Freunde beieinander zu Tisch. Ein Diener setzte die Speisen auf, der Wirt zerteilte den Braten und legte vor, mit Ruhe und Andacht wurde gespeist, wie alten Männern geziemt, und jeder genoß das gute Mahl, dankbarlichst zufrieden, daß es ihm noch vergönnt war. Gesprochen wurde zuerst nicht viel. Sie kannten einander, ohne zu sprechen. Auf einmal faßte der Wirt sein Glas, erhob sich und sagte dies: „Liebe Freunde, wir sind die Übriggebliebenen. Wir haben ein langes, seltsames Leben gelebt, das für keinen von uns ohne die anderen zu denken ist. Nach zahllosen Stürmen sitzen wir nun doch wieder in einer Art Hafen. Nach langen, lichtlosen Wochen und Monaten, wo der Hunger nach Sonne das einzige war, was uns vom Leben blieb, sitzen wir nun wieder im Licht. Es ist eine herbstliche Sonne, die uns bescheint, aber sie verklärt uns nicht minder als die

Kraft des Frühlings. Lasset uns dankbar sein für die Stunde, die uns geschenkt ist, lasset uns dankbar sein für den Becher und für den edlen Wein, den wir daraus noch trinken dürfen. Wenn das Festliche aus dem Glase gestiegen ist, so empfinde ich es immer noch, wie wenn das Meer, vom Treibeis frei, wogt. Die Liebe erwacht. Nicht nur an klaren, hellen, heiligen Tagen wie heut, ist der Zauber kräftig, sondern auch zwischen den dumpfen Mauern der Städte, in trüber, mondloser Nacht. Da kommen die Toten zu uns als die Lebendigen, die sie uns waren, zugleich mit allen Fernen, noch Lebenden, und die Seele umschließt sie alle inbrünstig. Wenn ich trinke, bringe ich Opfer, wenn ich anstoße, ist es eine Libation. Ich bin nie tiefer religiös gewesen, als beim perlenden Wein. Alles Zeitliche stirbt da ab, alles Ewige tritt hervor. Es kommt etwas selig Lachendes in mich, eine wundervolle Gewißheit. Während die Fächer meines Innern, wo die toten Namen liegen, sich schließen, brechen tiefste Quellbrunnen des Lebens auf. Scheinbar tote Beziehungen der Vergangenheit treten in einer Art Ewigkeitsverklärung hervor und nahe, und Saiten, welche ich zersprungen glaubte, geben Klänge von sich, jugendlicher und süßer, denn je. Schmerz und Lust treten gleichsam in ein Leben, so daß Höhe der Seligkeit und Tiefe des Wehes ein einiges Schwingen und Beben sind.

Freunde, gedenket der Toten!" Er trank und setzte sich nieder, die anderen erhoben sich nicht. Sie nickten und tranken still. Dann lehnte sich einer zurück, es war der mit dem weißen Bart und den breiten Schultern. Er kaute, hustete etwas, und sagte dann: „Du hast eine schöne Rede gehalten, Joseph, es ist aber gut, daß sie niemand gehört hat als wir. Den Wein zu loben, wie Du es tust, mag hingehen, wenn Du es tust und kein anderer, und wenn Du es tust vor Leuten, wie wir sind. An uns ist nichts zu verderben, dem Volke draußen den Segen der

starken Getränke predigen, das hieße soviel als Feuerbrände in eine gefüllte Scheune tragen."

„Natürlich!" entgegnete ihm der Wirt, und während er ruhig weiter aß, verzog sich sein altes Gesicht ein wenig, die Nasenflügel vibrierten leise, und es leuchtete unter der hohen Stirn. Ein wenig Spott und viel, viel Liebe. — So hatte sich alles zur Ruhe begeben, und Alf mit den breiten Schultern auch. Einst war er der wackerste Ritter Georg, der gegen den Drachen der Trunksucht zu Felde zog. Zu Zeiten legte er da die Lanze täglich ein. Heut war es nur noch ein schwaches Erinnern an ehemals. Die Sommerfäden schwammen herein, die Gabeln und Messer klapperten leise, und alles war gut und friedlich geworden. Nun sagte, zum Wirt gewendet, der Gebeugte: „Wir haben so manches im Laufe der Jahre eingesargt, Joseph: Menschen, Dinge und Meinungen, vielerlei Glück, vielerlei Unglück, manche Hoffnung und auch manche Befürchtung. Ich wundere mich oft, daß ich noch immer des Morgens aufstehe und meinen Tag lebe, und es ist wahrhaftig wunderbar genug, daß wir vier noch sitzen und schmausen können auf einem so ausgedehnten Trümmerfelde." — „Das ist kein ganz treffender Ausdruck: Trümmerfeld", sagte der Wirt. „Solange einer lebt, ist, im Grunde genommen, nichts von alledem gestorben, was er hinter sich gelassen. Das wirkliche Erlebnis ist nicht allzuviel realer als die Erinnerung daran. Je älter der Mann wird, je mehr gewinnt er durch seine Erinnerung. Wenn die glücklichsten Ereignisse unseres Mannesalters ohne das leidenschaftlich verlangende Weib nicht zu denken sind, so sind die freundlichsten Stunden unseres Alters durch Erinnerungen verschönt: Das sind gleichsam milde, resignierte Frauen, welche mit schönen Krügen hin- und wiedergehen und uns verjüngendes Quellbrunnenwasser aus dem fernen Quell der Jugend zutragen, der uns selbst unzugänglich geworden ist. Wir haben die Erinnerungen, und zumal wenn vier Freunde zusammensitzen, so

sind die Samariterinnen besonders geschäftig. Ich weiß nicht, wie Ihr fühlt, aber bei mir bewirkt Eure Gegenwart eine Art Wunder. Ich brauche gar nicht mit Euch zu reden, und doch ist mir mein ganzes Leben mit Euch gegenwärtig. Der ganze Raum erfüllt sich mit einem äolsharfenartigen Akkordklang, jeder von Euch klingt für mich wie die Säule Memnons, und in solcher Musik ist alles, was wir waren und sind. Ich suchte da etwas auszudrücken, was unaussprechlich ist, ich weiß es wohl, aber es gibt ein Fluidum der Freundschaft, das alten Männern wie Wasser des Lebens wird. — Alte Männer sind frostig, sie brauchen Wärme: wenn vier beisammen sind, wärmen sie sich."

Alf sagte das und blickte dabei den Gebeugten an, der nickte, kaute und wischte sich die geröteten Augen. Sie schienen sonst klein und freundlich und blau. Der Gebeugte war Dichter und Philosoph, er wischte den Mund und begann aufs neue. „Joseph hat recht; Prosit, liebe Kinder, es ist um die Freundschaft kein leerer Wahn. Unsere Kultur hat im allgemeinen keinen Platz dafür, oder besser, sie läßt die fruchtbarsten Gebiete der menschlichen Seele unbebaut. Im Haß sind die Menschen heutigen Tages nicht lau, der Haß ist so tätig am Werk, wie nur je, und wer wollte den Wert des Hasses verkennen? Aber die Menschen sind lau in der Liebe. Die Menschen sind lau und ängstlich und klein in allem, was mit der Liebe zusammenhängt. Der Haß mag wüten in allen Formen, das ficht sie nicht an, das stört sie nicht, er knebelt die Liebe überall, das lassen sie ungehindert geschehen. Wo Liebe ein bißchen ihr Haupt erhebt, gleich schlägt der Philister sie auf den Kopf. Der Haß wird belobigt und gestreichelt. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, mein Loblied der Freundschaft kennt Ihr ja. Von uns vieren bin ich es vielleicht gewesen, der den Freundschaftsgedanken am zähesten festhielt."

Sie stießen nun alle mit ihm an.

„Ich hab ihn nicht minder festgehalten und hoch dazu," erklärte der Wirt, „allein weder Liebe noch Freundschaft sind im Zeitlichen unzerstörbar, wie nichts im Zeitlichen unzerstörbar ist. Auch unsere Freundschaft konnte zerstört werden, und daß sie es nicht ward, beruht auf Glück. Ihr wißt ja, wie viele Krisen sie hatte. Es ist überdies ein Glück für uns, und wir müssen sehr dankbar dafür sein. Jeder von uns ist zu Zeiten auch in der Freundschaft lau gewesen; das konnte nicht anders sein, wir wissen das und haben einander längst vergeben. Weil jedoch irgendeiner von uns immer das Band wieder festzog, wenn es sich allzusehr gelockert hatte und Schicksal das übrige tat, hielt das Ganze bis diesen Tag. Über irgend etwas allzutief nachdenken, führt davon ab. Über die Freundschaft allzutief philosophieren, ist ebenso gefährlich für den einzelnen Freundschaftsfall, wie die Neugier des Botanikers für die einzelne Pflanze. Vielleicht ist es außerdem nicht viel anders, als wenn man ein Netz wollte auswerfen, um einen vorüberziehenden Narzissenduft, der uns für Augenblicke frühlingshaft beseligt, darin aufzufangen und festzuhalten. Freundschaft ist nicht zu bezweifeln. Man braucht nicht einmal an sie zu glauben. Sie ist. Wir wissen es, daß sie ist!"

Sie stießen an. Eine rote Rose löste sich von dem Kronleuchter und fiel auf das weiße Tischtuch. Dort lag sie neben dem breiten Rand einer flachen Fruchtschale aus Messing, einem alten, ehrwürdigen Stück, das mit frischen Weintrauben, dunklen und grünen, mit Äpfeln und Pfirsichen prangte. Der Diener brachte neue Speisen herein.

Mit einem kühlen Windhauch durchdrang den Saal der Geruch der Bergtannen und das Rauschen des Baches, der fern durch Gerölle zu Tale floß. Das weiße Haar auf den Scheiteln der alten Männer regte sich leise, wie kühle Flämmchen des Geistes. Sie wurden still. Nach einer Weile sagte der kleinste,

der Arzt: „Wenn einer doch die vielen Verkappungen des einen Triebes feststellen könnte, der die Welt erhält. Ich meine natürlich den Trieb des Geschlechts, den meist geschändeten und dennoch unter tausend Formen herrschenden Trieb. Er scheint mir der wahrhaft unbekannte Gott zu sein: allwissend, allmächtig und allgegenwärtig. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Erzeuger der Kunst, der Religion und der Wissenschaft." — „Doch nicht so schlechthin", bemerkte der Wirt. „Du hast in gewissem Sinne recht. Darüber einiges zu ergründen, könnte nach meinem superklugen Bedünken vielleicht sogar für die Allgemeinheit fruchtbar werden. Im Allgemeinen ist meine wissenschaftliche Neugier nicht so sehr auf die Grundkräfte gerichtet als Deine. Sie ist überhaupt, wie Du weißt, ziemlich schwach. Ich habe fast nur mit den Formen zu tun und lasse mir gern an den Formen genügen."

„Das ist bei Euch Künstlern das alte Lied", so sagte der Arzt und lachte behaglich. „Er wöllte wahrscheinlich," fügte der Dichter an, „auf jenen nicht mehr ganz neuen Gedanken hinaus, daß es im Grunde nur eine Art Liebe gäbe und ihre verschiedenen Formen nichts weiter seien als Gradunterschiede. Daß also die Elternliebe, die Liebe zweier Geschwister, die Liebe von Freunden untereinander, die Liebe der Nonne zum himmlischen Bräutigam, die Liebe des Mönches zur himmlischen Braut und schließlich die Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann schlechthin aus ein und derselben Wurzel stamme. Kinder, ich glaube, daß es so ist. Die Frommen im Lande wissen das nicht, Gott sei's gedankt. Sie würden sonst die Liebe in ihren letzten Schlupfwinkeln aufstöbern und wer weiß wohin, aus der Welt jagen. Das ‚Kindlein, liebet euch untereinander' würde sie daran wenig hindern. Ebensowenig die Worte und Handlungen dessen, den sie als ihren Meister mit dem Munde bekennen und der von der Ehebrecherin sagte: ‚Ihr wird viel vergeben, denn sie hat viel

geliebt.' Die Frommen reden von Liebe viel und wissen von Lieben wenig, wie mir scheint." Der Wirt, der eben die Becher füllte, begann nun wieder: „Sie haben auch eine Art von Liebe, die lieben Frommen, doch ist es gleichsam gefrorene Liebe. Denn Liebe und Wasser sind darin gleich, man kennt sie heiß und man kennt sie kalt, man kennt sie schäumend und brausend und hart wie Stein. Die Frommen lieben die steinerne Liebe."

Mit mancherlei Scherzen wurde das Bild von der steinernen Liebe und von der gefrorenen zu Tode gehetzt. Sie meinten, die Frommen im Lande würfen mit Steinen nach jedermann, indessen, wenn einer gesteinigt sei, so könne er doch noch im Sterben zu sich sagen, er sei mit Steinen der Liebe gesteinigt. Dann kam die Rede auf Toleranz, die edelste Blüte der Menschlichkeit: dafür erklärten sich alle vier.

Die Früchte wurden herumgereicht, und wie das Gespräch noch immer insonderheit um die Freundschaft ging, so sagte der Wirt, in den Sessel zurückgelegt: „Ich war einmal nahe daran, uns allen Fünfen, denn damals lebte der fünfte noch, ein würdiges Grabmal zu errichten. Zu einer Zeit war das, wo ich ohne äußeren Markstein empfand, daß meines Lebens Mittagshöhe nunmehr erreicht sei. Mir kam es vor, als ob der Weg unter meinen schreitenden Füßen sich langsam senkte. Ich sah zurück, ich ging auf dem Scheitel eines Gebirges, schon wieder ein wenig tiefer als kurz zuvor. Zur Rechten lag das bekannte Tiefland, aus dem ich gekommen war, ein abendlich farbiger Duft verklärte es. Zur Linken, im Nebel, lagen die Täler der Zukunft, die unbekannten, in die ich hinab sollte. Keine Höhen, die über mich selbst noch hinauswiesen, Täler und Hügel überall, aber unter mir. So hatt' ich nun das gewonnen, wonach zu streben mein Schicksal gewesen war. Aber der große Gewinst war ein großer Verlust zugleich. Das Glück des Aufstiegs mit all seinen jugendlich treibenden Kräften, seinen verwegenen Wünschen,

seinen lockenden Phantasmagorien, war unwiederbringlich dahin. Ich war nicht enttäuscht! Auf meinem Wege hatte ich Sonne, Waldesschatten, Quellen, Blumen und Früchte getroffen. Auf manchen bunten Paradiesvogel richtete ich unterwegs mein Geschoß und holte ihn mir herunter. Ich hatte genossen, was zu genießen ist und empfand das dankbar. Ich empfand auch zugleich, triumphierend im Herzen, daß Himmel und Erde nichts Göttlicheres und nichts Süßeres zu vergeben haben, als was mir geworden war ohne Verdienst. Aber dieser Triumph war vollgesogen gleichsam mit Wermuth. Genuß wie Entsagung verbrauchen gewisse Gebiete der menschlichen Seele und der menschlichen Lebenskraft, und was ich genossen hatte und niemals in dieser Frische wieder genießen konnte, das ließ mir nun eine unstillbare Sehnsucht zurück. Ich mußte entsagen, so gut wie der, der nie zum Genusse gelangt ist. Und kurz und gut, mich befing eine große Traurigkeit. Empfindungen, welche das Leben in der Reihe der Jahre in uns auslöst, und die wir mit gleichem Namen bezeichnen, sind einander nur ähnlich, niemals gleich. Und da mir der Sinn nicht abgeht für ihre Verschiedenheit, war eben das Gefühl, von dem ich rede, mir eine seltsame, schöne und neue Erfahrung. Die Zugänge zu den seltensten Empfindungen sind der Willkür fast immer verschlossen. So vermag ich Euch auch jetzt nur ins Ungefähre davon zu reden. In einer großen Traurigkeit, in einem großen Trübsinn, ist immer etwas Trennungsschmerz. In mir war damals etwas von dem tiefen und rätselvollen Trennungsschmerz der Welt, verbunden mit einem wehmutsvollen Hellsehen in einen weiten Gesichtskreis. Der Verbrüderungs- und Verschwisterungsdrang, der die Menschheit zur Zeit unserer Jugend besonders stark zu bewegen schien, und der auch in unserem kindlichen Freundschaftsbunde seinen Ausdruck gefunden hatte, schien mir hoffnungsloser als je zu sein. Die hochaufschwellende Woge der Liebe, die uns getragen, schien mir verebbt, und so

dachte ich, was die Welt zerstört und getrennt hatte, in einer gemeinsamen Totenhalle wenigstens feierlich zu vereinen."

Der Arzt hub an, nachdem eine Weile Schweigen geherrscht hatte. „Mir ist diese Leichenbestatterstimmung auch bekannt. Die ersten inneren wie auch äußeren Todesfälle bringen sie mit sich, und da sich das Glück verzehrt, so gut wie der Schmerz, und eines wie das andere sterben muß, so ändert es nichts an der Sache, daß ich ziemlich viel Schmerzen und wenig Glück zu bestatten hatte. Denn wie es dem Joseph gegangen ist, ging es mir nicht."

„Kinder, nehmt Euch in acht," sagte Alf, indem er langsam Beeren von einer Traube pflückte und aß, „sonst kommen wir jetzt noch zuletzt ins graue Elend hinein, und unser solennes Gelage, das Gott uns gesegnet, bekommt uns schlecht; zum Teufel die Leichenbittermienen und alle Leichenbestattergespräche. Denk lieber daran, Joseph, wie Du von den Hallen des Lebens träumtest. Weißt Du noch? Da warst Du ein anderer Kerl, als in der vertrackten Mausoleumszeit, da hattest Du buntere Sachen im Kopfe."

„Ganz recht," entgegnete ihm der Wirt, „es sah überhaupt recht bunt aus in unseren Köpfen dazumal. Aber warum fürchtest Du, weil wir ein wenig um Tod und Grab herumreden, gleich ein Verflauen der Stimmung, Alf? Eine Stimmung, die sich verflüchtigen will, verflacht sich zuerst, ein ernstes Thema vertieft sie nur. Eine feierliche Vertiefung der Empfindung ist für mich in den letzten Jahren überhaupt nicht zu denken, als durch den Gedanken an Grab und Tod. Die magnetischen Liebeskräfte, die uns im Leben und ins Leben gelockt haben, sind mit so vielen trauten Gesellen und Gesellinnen in die Gräber gesunken und wirken von dort aus stärker auf mich, als die gleichen Kräfte des mich umgebenden Lebens der Gegenwart. Kinder gehen nicht gern auf Gräbern, Erwachsenen und Greisen wird

der Kirchhof ein traulicher Ort. Denkt doch an unsere ganze, liebe Kumpanei, die uns vorangegangen ist. Jeder nahm etwas Heimliches mit sich hinunter aus der Welt. Sollte, da doch die Welt für uns an Heimlichkeit vieles verloren hat, auf diese Art ... sollte es nun da unten nicht heimlicher für uns geworden sein?"

„Josef hat recht, Kinder", sagte der Dichter. „Alten Männern steht es überhaupt an, sich mit dem Tode auf einen freundlichen und würdigen Fuß zu stellen. Wir haben ja nun eine Reihe gemeinsamer Tage vor uns, und ich bin ganz dabei, wenn wir uns gelegentlich in die Zeit der goldenen Jugendeseleien, der Utopien und Luftschlösser zurückversetzen. Aber es schadet auch nichts, wenn sich die stillen, leichten Feststunden des heutigen Tages zu einer Art sonnigen Totenfeier gestalten. Das Leben enthält ja doch alles, auch den Tod, und der Tod ist ja nur die mildeste Form des Lebens." „Und überhaupt, liebe Kinder," sagte der Wirt, „es ist um den Tod ein ähnliches Wesen wie um die Liebe. Ein- oder zweimal, vielleicht nur einmal im Leben des Mannes, kann durch das Weib die große Liebe in ihm entbunden werden. Ingleichen die große Liebe des Weibes durch den Mann. Da werden alle göttlichen, reinsten Kräfte der Liebe befreit, zwei mystische Flammen treten in eine zusammen, und in ihrem Lichte erschließt sich das tiefste Rätsel des Seins. Der Tod entbindet Liebe, so wie dem Weibe der Mann und dem Manne das Weib. Sofern die Dämonen des Lebens die Sinne des Sterbenden nicht verwirren, umfaßt er noch einmal mit ganzer, liebender Seele alles, was er im Lichte zurückläßt, und einig in diesem Gefühl und gleichsam verjüngt in Liebe ist alles, was um ihn ist. Versteht Ihr das?" Die Freunde nickten, und er fuhr fort: „Die schöne, traurige und schwere Zeit nun, wo der alte Mann, der in der Kette meines Lebens der Vorgänger war — von dem ich die unauslöschliche Fackel des Lebens gleichsam empfing — seine letzten Stunden lebte — er lehrte mich damals

zugleich, wie man sterben soll! — Die schöne, traurige, schwere Zeit ließ mich zu meinem Staunen gewahr werden, wie sehr der Zustand, darein ich im Anblicke dieses Sterbens geraten war, einem andern glich, den einst die Geliebte entbunden hatte. Das war ein heißes, göttliches Fieber des Lebens gewesen, das Leben selber in seiner stärksten Form (wo es ‚Liebe' heißt) und doch eine Krankheit zugleich, mit dem Drohen des Todes. Ich ward zugleich ein Gefäß des tiefsten Leides und der höchsten Glückseligkeit. Schmerzlich, glückseliges Wiedergebären in jedem Augenblick, und so auch jetzt. Jetzt hatte der Tod den Aronstab, den damals die Geliebte besessen, und machte die Quellen der Liebe springen. Sie sind den blutigen Quellen verwandt, die aus den Wunden der Märtyrer fließen.

Belas Testament

Ich sage zu mir dies und Ihr mögt mir zuhören. Wenn ich als ein Toter noch auf meinem Krankenbette liege, oder wenn das Feuer meinen Leichnam verzehrt haben wird, wie es nach meinem Wunsche tun soll, werden diese Zeilen offen vor Euch liegen als ein wichtiger Teil meines vergangenen Lebens. Ich sagte zu mir dies alles, was nun folgt, und wiederholte es mir in sehr vielen Augenblicken, bis ich den Wunsch in mir reifen fühlte, es so zu gestalten, daß auch Ihr es hören könnt, aber nicht früher, als bis ich gestorben bin. Der Unterschied zwischen dem, was die Menschen sind, und dem, was sie scheinen möchten voreinander, war immer sehr groß. Ich habe mich gleichermaßen interessiert sowohl für den Schein, als auch für das Sein. Allein, je länger ich in der Welt gelebt, je seltener konnte ich in den Fehler verfallen, den Schein für das Sein zu nehmen und umgekehrt. Sehr mannigfaltig fand ich den Schein, und ich habe mich viel und mit großem Vergnügen mit ihm befaßt. Es ist sehr lustig, sich mit dem Schein zu befassen, mitunter auch traurig, mitunter führt es zum blutigen Kampf bis aufs Messer mit ihm. Einfacher und reiner ist die Beschäftigung mit dem Sein. Ich schloß mich um so tiefer an es, je älter ich wurde, und in diesem Bestreben erlosch für Zeiten in mir der Hohn, der Spott und jede Belustigung der Oberfläche.

Wenn ich gezwungen war, mit dem Schein zu kämpfen, so sah ich ihn in feindlicher Beleuchtung, scharf und klar. Mein Urteil wurde ein Schwert, das die Faschingsgewänder und Masken zerschnitt, der Könige Masken, die Masken der Generale, die Masken der Kirchenfürsten, die Talare der Richter und Pastoren, die Kutten der Mönche, die Kleider der Nonnen, ganz zu geschweigen von der übrigen Herde der großen Narren, welche von ihresgleichen sich haben bescheinigen lassen, daß sie Weise

sind. Man kann dies tun und braucht darauf doch keinen Wert legen, aber sie legen den höchsten Wert darauf und werden dadurch zu sehr niedrigen Narren. Ich spreche mit mir und zu den Bildern von Euch in mir, denn Ihr lebt in mir und seid Bestandteile meines Wesens geworden, wie meine Hand, mein Auge oder mein Ohr; Kinder beiderlei Geschlechts, Freunde beiderlei Geschlechts. Ich sage Euch also, auch ich bin einer der Narren gewesen. Ich stritt als Narr mit den Narren, ich stritt auch dann ohne Maske und Faschingsgewand mit ihnen und schließlich schwieg ich als Weiser. Und wenn ich hier rede mit meinen geliebten Bildern, so weiß ich doch zur Genüge, ich schweige den Narren so wie bisher. Es ist eine allgemeine Krankheit bei ihnen, sie kennen nichts Höheres als ihr Faschingsgewand, und nichts ist ihnen verächtlicher in der Welt, als einer, der dieses Faschingsgewand stillschweigend sich auszieht. Da wenden sie ihre Gesichter ab und wollen nichts hören und sehen, und sehen auch nichts und hören auch nichts.

Ich lief also mit den Narren, und Ihr tut ein gleiches und werdet ein gleiches tun. Eins aber ward mir von Anfang an zur Pein dabei. Es ist immer einer, der führt die vielen an, da heißt es: Beugt euch, hebt euch, setzt euch, steht. Da heißt es: Lacht, weint, belobigt, flucht, verwünscht, und wer die Befehle nicht augenblicklich befolgt, der bekommt die neunschwänzige Katze zu kosten, nicht nur der Führer schlägt auf ihn ein, sondern alle, alle, soviel ihrer sind. Auf diese Art ward ich mit Striemen gesegnet. Ich konnte nicht immer fluchen, wenn andere fluchten und konnte nicht immer verdammen, wenn andere verdammten. Dagegen fluchte ich denn zuweilen, wo allen zu segnen geboten war. Wie das: ‚Metaphorisch!‘ Doch nun genug von der Narrenzunft. Eins schießt mir noch durch den Sinn. Ich hatte immer ein tiefes Gefühl von Schmach, wenn ich sollte gezwungen werden etwas zu tun, was ich nicht frei bei mir selber bedacht

und beschlossen hatte. Ich sage Euch, lieben Kinder und lieben Freunde, es ist sehr schwer, wahrhaftig zu bleiben, und die Sprache ist nicht die Seele selbst, sondern auch nur immer ein Mantel der Seele. Die Seele webt ihn, die Seele hüllt sich darein. Er ist ihr Erzeugnis, aber doch nie die Seele selbst. So fordert es alle Behutsamkeit der höchsten Urteilsinstanz in unserm Innern, etwas Schlichtes und Richtiges auszusagen. Es kommt hinzu, daß wir selber ein inneres Drama sind und daß eine innere Aussage meist in einer zweiten, entgegengesetzten eine Antwort erfährt. Über diese beiden streitenden Stimmen erhebt sich dann eine dritte Instanz, die Schweigen gebietet und entscheidet. So wird denn Frieden gestiftet, aber es kann kein dauernder Friede sein, es ist immer nur eine Waffenruhe.

Einen Teil von dem nun, was meine höchste Instanz entschied und was mein Auge, nach innen gerichtet, im ruhigsten Anschaun von meinem Wesen erkannte, verbunden mit dem, was ich als Essenz aus vielen äußeren und inneren Lebenserfahrungen zog, die mein Gedächtnis verwahrt, nur dies allein kann ich hier niederlegen, nur dies allein kann ich in den Mantel der Sprache wirken. Ich bin wahrhaftig, indem ich dies sage, das ist meine höchste Wahrhaftigkeit. — Fragt Ihr mich, lieben Kinder und lieben Freunde, warum ich mir diese Umstände mit mir selber mache? Antwort: Ich lebte, als ich dies schrieb! Ich lebe jetzt nicht mehr und die Umstände habt nun Ihr. Solange ich lebte, war ich mir doch nun einmal der wichtigste Gegenstand. Es hat mit jedem von Euch die gleiche Bewandtnis. Ich war gezwungen, mich wichtig zu nehmen wie Ihr, wenn Ihr leben wollt, Euch wichtig zu nehmen gezwungen seid. Willst Du Dich selbst zersetzen, Dich selbst geringschätzen oder verachten, es hindert Dich keiner, aber Du hast damit nichts weiter getan, als den Weizen im Raum Deines Schiffes über Bord geworfen. Ich habe von Gott gewußt und der Welt gewußt, die Gestirne sind um mich

gekreist, die Erde hat sich mit mir durch den Raum gerollt, die Sonne gab mir ihr Licht, der Mond seinen Schein. Ich hatte die Kraft und den Willen und ward gezwungen, andere Geschöpfe zu töten, um zu leben. Gott hatte mein Auge berührt, daß ich wußte, was Schönheit war, und zweimal gab er mir Früchte des Paradieses zu essen, wovon eine göttliche Trunkenheit in mich kam. Von dieser Trunkenheit will ich nur dieses sagen: Ich finde in ihr des Lebens Essenz, seinen Sinn und Lohn und alles, was irgend von einem höheren Dasein dem Menschen bewußt werden kann, wird ihm gegeben mit dieser Trunkenheit. Bevor wir mit ihr begnadet werden, die eine Hälfte unseres Lebens sind wir die Wartenden, und wenn wir sie einmal gekostet haben, so ist die zweite Hälfte unseres Daseins durchleuchtet von der Erinnerung.

Was ich von Gottes Wundern weiß, das weiß ich durch mich, ich war mir das vollkommenste Werkzeug seiner Offenbarung, Lust und Schmerzen und Leid und Liebe und Sehnsucht und Grauen genoß ich durch mich und war mir von allen Wundern das Wundervollste und bin mir von allen Wundern das Wundervollste gewesen.

Solltet Ihr bis zur letzten Zeile dem, was ich hier niederlege, nachgehen, so werdet Ihr, möglicherweise, nichts für Euch gewonnen haben, als daß Ihr in einer oder der anderen nun herzlich gleichgültigen Sache klarer sehen und gerechter urteilen könnt. Das Bild von mir, das in Euren Seelen lebt, wird bis zu einem gewissen Grade von den hier niedergeschriebenen Worten bedingt und beleuchtet sein. Das ist mir ein lieber Gedanke. Um dieses Gedankens willen, der zu einer Hoffnung, zu einem Wunsch sich gesteigert hat, ist mir die Arbeit an dieser Schrift zur Wohltat geworden. Denkt nicht, liebe Kinder und Freunde, Ihr hättet, als Ihr dies Siegel von diesen Blättern nahmt, den Eingang zu dunklen Geheimnissen etwa gefunden. Ich hatte im Leben

nichts zu verschweigen und was ich hier unter Siegel lege, sind allerlei Äußerungen, wie ich sie, zeit meines Lebens, überallhin gemacht und verantwortet habe. Weshalb sollte ich mich auch gescheut haben zu reden? Wir können doch immer nur weniger aussprechen, als wir stillschweigend voneinander wissen. Irgendwelche Bekenntnisse habe ich auch nicht zu machen und Sünden, um derenwillen ich Verzeihung etwa erbitten sollte, habe ich nicht begangen. Ich bin mir niemals als Sünder vor Gott erschienen. In diesem Punkte habe ich stets wie Hiob gedacht, aber das Leben bringt es mit sich, daß oft der Nächste nicht hört, was der Fernste vernimmt und das feinste Ohr weniger als das taube, und der Lärm, den das Leben mit sich bringt, die immerwährende Bewegung der Menschen umeinander, das Anziehen nnd Sichabstoßen der Einzelnen, ihr unausgesetztes Gruppieren, Binden, Lösen und Neugruppieren hindert es leider oft, daß Worte die Seelen erreichen, für die sie vornehmlich bestimmt sind. Tretet zu mir heran und seht in mein Gesicht, ob es nicht ruhig ist. Nicht diese Ruhe, aber ein Vorschmack davon war in mir, als ich bestimmte, daß Ihr jene Siegel nach meinem Tode erst brechen solltet, denn ist der Tod in ein Haus getreten, dann senken sich zum letzten Male die Gedanken der Zurückgebliebenen wie ein Schwarm Vögel auf den Verstorbenen, um dann auseinander zu fliegen und nur vereinzelt hie und da noch wiederzukehren an sein Grab. Ich habe mir also gedacht in dem Augenblick, wo Eure Gedanken zum letztenmal um mich versammelt sind und in der Stunde der besten Empfänglichkeit Euch nochmals und zwar zum letzten Male, anzureden.

Ich gedenke noch nicht so bald zu sterben, aber ich hoffe in Bereitschaft zu sein, wenn es geschehen muß. Mein Wunsch ist lange zu leben, denn nur ein langes Leben kann alle Keime zur Reife bringen, die ich in mir trage. Mein Leben ist außerdem reich und schön an sich. Die herrliche Fantasmagorie, deren

Mittelpunkt ich bin, zu sehen, werde ich schwerlich jemals müde werden. Ich bin der Erzeuger dieser Fantasmagorie, sie ist nicht die Welt, aber sie ist doch das, was mir gehört von der Welt. Sie ist mein bewußter Schöpfungsanteil und wird verblassen, sobald meine Kraft zu schaffen nachläßt. Ich lebe gern, das will heißen, ich liebe gern und ich leide gern. Dabei faß ich nur das unter ‚Leiden', was die aufrechte Persönlichkeit nicht zerstört. Wenn diese zerstört ist, so treten die großen Dämonen in ihr Recht, und aus ihren eisernen Banden befreit nur der Tod. Sind wir erst ihnen überliefert, so haben wir nichts mehr mit uns zu tun und unsere wahrhaft irdischen Geschäfte, die auch zugleich unsere wahrhaft himmlischen waren, sind uns entrückt. Es ist uns ganz die Verfügung genommen und ob über irgend etwas noch fernerhin zu verfügen ist, das werden die Erben später Jahrhunderttausende vielleicht einstmals wissen. Hier setzt mein Glaube ein, und von diesem Glauben rede ich später.

Es ist sehr wohl möglich, daß von den Keimen, die ich in mir trage, nicht einer mehr zur Entwicklung gelangt und daß die Persönlichkeit in mir nicht mehr Zeit gewinnt, ihre Angelegenheiten zu ordnen, bevor sie in die Gewalt der Dämonen gerät. Eine Vorbereitung für diesen Fall gibt es nicht, denn solange Persönlichkeit ist, drängt sie zur Vollendung. Wollt Ihr aber nunmehr erfahren von meiner Persönlichkeit, so hört nun weiter dies und das, was ich von ihr weiß. Stets war sie voller Bewegung und gleich einem unverlassenen Hause, das Leben flutete ungehindert herein und hinaus, die Winde kamen und gingen und mit den Winden die Vögel, die Schmetterlinge, der Duft von Blüten, der treibende Schnee, der scharfe Frost und der warme Frühling. Und Schiffe mit allerlei Wimpeln kamen auf einem Strome geschwommen, der auch durch das Haus floß. Sie kamen und gingen und segelten fort, dem

Meere zu. Aber was auch hereintrat in mein Haus, es blieb immer nur eine kurze Weile und mußte fort. Ich will jetzt das Bild von dem Hause nicht weiter treiben, denn es kann das bewegliche Leben einer Persönlichkeit nicht verkörpern. Bis zu welchem Grade alles darin in Bewegung ist, kann man schwer deutlich machen. Die eigentliche Lage, darin der Mensch sich befindet, erkennt er am besten, wenn er auf einem Schiffe auf hoher See ist. So empfindet sich auch die bewußte Persönlichkeit. Sie ruht auf den Wogen und wird von den Wogen geworfen wie das Schiff. Das ist ihre erste Bewegung. Sie hat eine Zielstrebigkeit wie das Schiff, und das ist ihre zweite Bewegung. Sie hat Passagiere wie das Schiff, die ununterbrochen sich umeinander, sich gegeneinander, sich miteinander bewegen und von denen jeder ein eigenes Ziel hat, das ist die dritte Bewegung. Die Persönlichkeit hat ihren Kapitän wie das Schiff, der dem Ganzen zu dienen sucht, indem er das Ganze beherrscht. Ich bin an den seligsten Inseln gelandet, ich bin im Hafen des Paradieses gelegen, und wie ich den himmlischen Boden betrat, empfand ich schon bitter den Schmerz der gewissen Trennung. Ach, laßt uns ein wenig auf den seligen Inseln weilen, wo seltsame Vögel den reinsten Hauch Gottes ausströmen in Liedern von sinnverwirrender Süße. Und warum sind sie so süß und warum brennen die Tränen in Deiner Lust, wenn Du sie hörst? (Amalfi). Weil es darin nicht heißt: Hier kannst Du weilen, Du bist hier daheim, sondern weil es nur immer klingt daraus: Du bist heimatlos und mußt nun sogleich wieder in die Fremde.

Aus dem Tagebuche eines Edelmannes

(Fragment)

Vor mir liegen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nicht mehr ist. Sie erstrecken sich über fünfzehn und mehr Jahre und berühren so viele Ereignisse des Lebens, daß der Eindruck verwirrend ist. Das Leben auch nur eines Menschen ist unerschöpflich; man kann, um bestimmte, zusammenhängende, übersichtliche Formen zu erreichen, kaum mehr tun als der Chemiker, der einen Faden in eine gesättigte Lauge taucht, damit sich Kristalle daran absetzen.

Man könne nicht mehr tun, sagte ich; und dabei erinnere ich, daß auch das Leben selber nicht anders verfährt. Indem ich die Tagebücher des verstorbenen Herrn v. J. durchgehe, finde ich sogar dieses Verfahren angewendet und bemerke, daß vieles darin Ausgesprochene sich um den Faden der Liebe herum zusammenschließt. Ich brauche daher nichts zu tun, als den Anfang oder das Ende dieses Fadens zu suchen und die kristallene Schnur ins Trockene zu ziehen.

Der Edelmann schreibt:

Dezember 18 . . . Merkwürdig! Die letzten acht Jahre meines Lebens erscheinen mir wie ein Tag, dagegen die Zeit von vorgestern zu heut mir wie zehn Jahre und länger vorkommt. Mir ist, als wäre mein Reisewagen bei klarem Wetter immer allmählich hügelan gerollt, so daß die zurückgelegte Strecke von ihrem Ausgangspunkte an immer unter meinen Augen blieb, und plötzlich habe der Weg eine Biegung gemacht auf eine Art chinesischer Mauer zu, die Kutsche sei durch ein Tor gerollt und dieses habe sich dann, sobald sie hindurch war, für immer geschlossen und alles hinter mir versperrt.

Das hochverschneite Gutshaus, darin ich dies schreibe, wird von mir, meiner Frau und meinen Kindern bewohnt; nicht zu

vergessen einige nahe Verwandte, die den östlichen Flügel für sich benützen. Heute um die Dämmerung kam ich unten im Bahnhofe an, der tiefer im Tale liegt; meine Frau, meine Kinder empfingen mich, und die ausgeruhten, vierjährigen Litauer, die ich erst vor sechs Wochen gekauft habe, zogen den Schlitten, darin wir, in Pelzwerk wohl eingemummt, beieinander saßen, mit Schellengeläute das Gebirge hinan. Weihnachten steht vor der Tür. Die Kinder lachten, forschten mich nach Geschenken aus, neckten und streichelten mich, indes meine Frau sich an mich schmiegte und im Gefühle, mich wieder zu haben, ein gesichertes Glück genoß.

Was bist denn du für ein Mensch? sprach ich zu mir, äußerlich doch derselbe; denn die Gattin und die Kinder erkennen dich ganz für den an, der du gewesen bist. Sie sind erfüllt von dem Jubel des Wiedersehens, und dir sitzt der Schmerz des Abschiedes wie ein unbeweglicher Stachel tief in der Brust. Warum wärmt dich das volle und ahnungslose Vertrauen dieser hingegebenen Herzen nicht, sondern erzeugt vielmehr einen ratlosen Schrecken in dir, wie etwas Furchtbares? Kannst du nicht ganz gewaltsam der Mann und Gatte und Vater von ehedem wieder sein und in die vollkommene Harmonie dieser Seele einstimmen?

Nein; es war, als habe irgendwo gegen die leichentuchartigen Schneeflächen der Talabhänge oder vor dem klaren und funkelnden Nachthimmel ein riesiges Haupt seine schweren Locken geschüttelt, kurz ehe mein Blick es treffen konnte. Es geht nicht an; du bist für sie tot, und sie sind für dich tot.

Ich kam aus Berlin. Ich hatte einen äußerst langwierigen Erbschaftsstreit zu einem überraschend glücklichen Ende geführt. Meine Frau, aus einem begüterten Hause stammend, hatte doch, als eine von vielen Töchtern, nicht so viel in die Ehe gebracht, daß wir mit dem, was ich als fünfter Sohn eines schlichten Landedelmannes besaß, sorgenlos hätten leben können. Nun auf

einmal waren wir hinsichtlich unseres Durchkommens sorgenfrei. Für mich bedeutete das nicht allzuviel, für meine Frau, die von Natur aus geneigt war, sich Sorgen zu machen, desto mehr. Die Freude über den großen Vermögenszuwachs steigerte ihr für gewöhnlich ernstes Wesen schon während der Fahrt zu einer Art Ausgelassenheit. Sie sagte mir, zu Hause angelangt, unter der freundlichen Lampe, im warmen Zimmer, indem sie sich an mich schmiegte, ich solle fortan keinen Anlaß mehr haben, sie wegen Sorgen und Trübsinns zu schelten, denn nun sehe sie meine Zukunft und die der Kinder gesichert nach Menschenmöglichkeit. Plötzlich stutzte sie aber und fragte mich, ob ich unpäßlich sei. Ich verneinte das. Allein so viel ich mir nun auch Mühe gab, wenigstens diesen Abend noch der Alte zu scheinen, bemerkte ich doch, daß sie beunruhigt blieb und wie in uneingestandener Angst vor irgendeinem drohenden Unheil ihre häuslichen Obliegenheiten verrichtete.

Ich habe unter anderen Schwächen auch diese in meiner Natur, nichts Wesentliches verbergen zu können. Es kam dazu, daß, von dem Augenblicke an, wo meine Frau und ich einander gefunden hatten, Wahrhaftigkeit zur Grundbedingung unserer Beziehung gemacht worden war. Als ich daher mit der Lüge im Herzen nach einer ziemlich peinvollen Nacht mich erhoben hatte und meine Frau mit schmerzlicher Dringlichkeit mich geradezu nach der Ursache meines veränderten Wesens fragte, so bekannte ich ihr, wie in der Tat ein Ereignis in mein Leben getreten sei, unerwartet und unabweisbar, von dem ich nicht wissen könne, ob es sich werde aus unserem gemeinsamen Leben wieder austilgen lassen. Und nun ergriff ich entschlossen und wie unter einem Zwange gleichsam das Messer des Operateurs und trennte mit einem grausamen Schnitte zum größten Teile die Vernetzungen unserer Seelen, indem ich erzählte, daß ich einer Leidenschaft zu einem anderen Weibe wie einer schweren, vielleicht unheilbaren Krankheit verfallen sei.

Sie glaubte mir nicht. Und jetzt, wo die Wunde gerissen war und blutete, verband ich sie, und um die Frau, die ich fast so sehr liebte als mich selbst, am Leben zu halten, gab ich ihr allerhand Stärkungsmittel und behandelte sie in jeder Beziehung wie ein verantwortungsvoller Arzt. Ich gab mir den Anschein, als nähme ich nun plötzlich die Sache leicht, als habe ich wirklich nur einen Scherz gemacht, schnitt aber doch, mit „wenn" und „vielleicht" das Unheil ins Bereich des Möglichen ziehend, verstohlen weiter Fäden entzwei, bis die arme Patientin im Fieber lag und alsbald mit ihrem Fieber mich ansteckte.

Ich habe ihr nun zum zwanzigstenmal gesagt, es sei, um uns nicht in der ersten Verwirrung unserer Seelen zugrunde zu richten, nötig, den ganzen Konflikt auf einige Stunden wenigstens als nicht vorhanden zu betrachten, und bin dann heraufgeeilt, um schreibend für einige Zeit die Sachen kühl und als fremde zu sehen und so, wenn auch vorübergehend nur, ihrer Herr zu sein.

Nachmittags. Es will ihr nicht in den Kopf; und wie sollte sie auch, nach dem, was wir einander gewesen sind und miteinander durchlebt haben, glauben, daß ich ihr unwiderruflich und unwiederbringlich verloren sei; sie wollte den Namen des Mädchens wissen oder der Frau, die es mir angetan habe, und als sie ihn, hin- und herratend, endlich erfuhr, fiel sie erst recht aus allen Himmeln herab, denn sie begriff es nicht, daß ein so unbedeutendes, oberflächliches Menschenkind, wie sie meinte, mich fesseln könne. Sie meinte, es würde sie nicht gewundert haben, wenn irgendeine reife und bedeutende Frau — sie nannte Namen — mir Eindruck gemacht hätte; aber dieses unbeschriebene Blatt, dieses halbe Kind ohne jede Erfahrung und ohne Charakter, wie sie es kannte, sich als Rivalin zu denken, verletzte im Innersten ihren Stolz. Es ist nicht unedel, sondern durchaus nur natürlich, daß sie mit starker Geringschätzung und entrüstet von dem Mädchen sprach und ihr alle erdenklichen Fehler andichtete:

Zynismus, Verliebtheit, Vergnügungssucht, und daß sie für ganz unmöglich erklärte, ein so nichtssagendes, leeres Frauenzimmer könne Sinn und Verständnis für meine Art und Bedeutung haben. Sie täuscht sich vielleicht.

Seltsam, mir wird sogleich um einige Grade leichter zumute, wenn von der Geliebten, sei's auch im bösen, überhaupt nur die Rede ist. Ich verteidige sie nur wenig; denn es liegt mir gar nichts daran, daß andere sie für etwas Besonderes halten; im Gegenteil, so habe ich sie desto mehr und ausschließlich nur für mich.

Ich sehe übrigens ein, daß ich als Mann und Familienvater alles Erdenkliche aufzuwenden schuldig bin, um mich von dieser leidenschaftlichen Raserei zu befreien. Aber die Stärke, mit der sie von meinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hat, läßt wenig Hoffnung nach dieser Richtung; dagegen leuchten andere Hoffnungen in mir auf und erneuern die Welt mit der Kraft eines unerhörten, göttlichen Feuerwerks und decken paradiesische Gegenden auf mit unbekannten, himmlischen Lockungen.

Ich bin mehr als dreißig Jahre alt. Von meinen Kindern ist das älteste ein Junge von acht, das zweite ein Junge von sechs, das dritte ein Mädchen von kaum zwei Jahren. Vier Jahre war ich verlobt, woraus hervorgeht, daß ich zu denen gehörte, die warten können, und daß ich jung in die Ehe kam. Meine Frau ist drei Jahre älter als ich. Ich glaubte in dieser ganzen Zeit der Verlobung und Ehe durchaus nichts anderes, als daß nun mein ganzes Leben, und zwar bis zum letzten Atemzuge, in diesem Verhältnisse gebunden sei. Außerhalb dieses festgefügten Familienweltsystems, wo meine Gattin für mich die Sonne, die Kinder und ich Planeten darstellten, lag für mich nichts, was sein Bewegungsgesetz auch nur von fern zu verändern in der Lage war. Heute, obgleich der alten Sonne noch nahe, bewegte ich mich doch nur noch scheinbar um sie, in Wahrheit bereits um ein neues Gestirn.

Es soll also nun meine Aufgabe sein, mich aus der neuen Bahn in die alte wieder hineinzuretten.

Ich will es mir eingestehen, daß dieses Beginnen kein leichtes ist. Ich vollende dieses Geständnis und füge hinzu, daß ich meinen Kräften nach dieser Richtung vollkommen mißtraue. Es ist eigentlich gar nichts Festes in mir, nicht einmal Reste von dem, was man Charakter nennt. Der entschiedene und gewisse Bau meiner Seele scheint von reißenden Wassern unterwühlt und hinweggespült, so daß ich statt fester Türme, Mauern, Gemächer und Stockwerke nichts als schwimmende Trümmer erblicke. Was soll ich tun? Ich sehe zu. Ich stehe in der Gewalt eines Naturereignisses, das um so furchtbarer ist, weil es äußerlich niemand bemerken kann. Ich sehe zu und hoffe und warte auf ein Wunder.

Mein ganzes Wesen befindet sich in der Umbildung. Worauf soll ich fußen? Mitunter kommt mir das ganze, ungeheuer verwegene Spiel, das ich zu spielen gezwungen bin, in seiner Unerhörtheit zum Bewußtsein und dann, muß ich sagen, schaudert es mich. Ich frage, wie wird der Ausgang sein? und weiß darauf durchaus keine Antwort. Bringt mir doch einen Arzt. Ihr solltet doch wissen, daß der Zustand, dem ich verfallen bin, ganz unabhängig von meinem Willen ist. Wenn ich ein Gift auf die Zunge nehme, so kann ich nicht hindern, daß es mein Blut zersetzt und meine Maschine zum Stillstande bringt. Man flößt mir Wein durch die Gurgel und ich werde betrunken: mein Wille leiste auch einen noch so entschlossenen Widerstand. Ebenso ist es vergeblich, mit dem Willen gegen den Typhus zu kämpfen, sobald er, und zwar in starker Form, uns einmal ergriffen hat. Wir müssen uns seinem Verlaufe unterwerfen und anheimstellen, ob wir davonkommen oder zugrundegehen.

Am 13. Dezember, vormittags.

Soeben sprach mein Bruder mit mir. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß etwas zwischen uns ist, was den Geist, den Frieden, das Glück unseres Hauses in Frage stellt. Was ich ihm aufklärend sage, nimmt er, obgleich vom selben Blute wie ich, doch nicht ernst. Er betont immer wieder, es sei ja vielleicht nicht so unerhört, daß ein Mann in meinen Jahren sich nochmals verliebe, aber man könne doch über die Art, wie ein solcher Konflikt zu lösen sei, nicht im Zweifel sein. Ich bin anderer Meinung. Er widerspricht und wir redeten stundenlang hin und her, ohne am Schlusse einig zu sein. Er fragt auch, was ich beginnen wolle und bezeichnet es als unmöglichen Wahnsinn — wie es mir denn auch beinahe erscheint! — mein gegründetes Hauswesen, die Frau und die Kinder zu verlassen und planlos davonzuziehen, in eine abenteuerlich-dunkle Zukunft hinein. Allein, noch während mir davor graust, vor der Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit der eigenen Natur und ihrer Härte, jubelt es plötzlich in mir auf, so daß ich auf einmal nicht anders kann und von meinem neuen Glücke zu reden anfange. Ich reiße, selbst hingerissen, den Bruder fort und merke ihm an, daß die trunkenen Schilderungen schon genossener und noch bevorstehender wilder Glückseligkeiten der jungen Liebe ihn völlig einnehmen, bis er mit mir zu schwärmen beginnt und seine Absicht, mich umzustimmen, vorübergehend gänzlich vergißt.

Nachmittags. Ich habe ein unbestimmtes Gefühl davon, daß ich meiner Umgebung wie ein Kranker erscheinen muß, vor allem meiner geliebten Frau, mit der ich fast ununterbrochen zusammen bin. Das unsichtbare Ereignis bildet ein neues Band zwischen uns, und indem wir darüber reden, verschränken sich unsere Seelen mit einer seit Jahren abhanden gekommenen Innigkeit. Oftmals graust mir vor dem, was ich ausspreche; zeigt es doch meist die Verblendung durch Leidenschaft mit allergrausamster

Offenheit, während es gleichzeitig auch verwirrend ist und nach Wahnsinn schmeckt. Es ist ja der Wahrheit gemäß, wenn ich sage, daß gleichsam ein Quell der Liebe, der meine ganze Welt übernetzt, in mir zum Durchbruch gekommen ist. Es ist ja wahr, daß in mir das „Seid umschlungen, Millionen" singt und klingt und dabei meine Frau für Hunderttausende gilt. Es zieht mich zu ihr, ich liebe sie. Wenn das Innerste zweier Seelen sich berührt, so gibt es eine physisch deutlich empfundene, letzte Einigkeit, und ich glaube nicht, daß ich während der ganzen Dauer unseres Verhältnisses es je mit gleicher Stärke empfand. Und doch! Wie soll sie es mit der unausbleiblichen Loslösung in Übereinstimmung bringen, von der in gleichem Atem die Rede ist? Während ich rede, raunt es in mir: Gewiß, du liebst sie wie eine Sterbende. Ich erschrecke und besorge mich, diese nüchterne Stimme nicht laut werden zu lassen.

Meine Frau und ich, wir tanzen in diesen Winterstunden einen gefährlichen Tanz. Wir laufen treppauf, treppab hintereinander her, umeinander herum, suchen einander im Reden und umschlingen einander schweigend in qualvoller Innigkeit. Was um uns vorgeht, beachten wir nicht. Es ist kein Winter um uns, kein Sommer um uns. Wir haben kein eigenes Dach über uns, keinen eigenen Grund unter unseren Füßen. Keine Freunde haben wir mehr, keine Geschwister, keine Kinder. Die unerledigten Korrespondenzen häufen sich. Nicht ein Brief wird beantwortet. Wir haben keine Geschäfte, keine Interessen, keine Pflichten. Weihnachten steht dicht vor der Tür. Wir klammern uns nur aneinander wie Menschen, die über Bord gefallen sind und sich retten wollen. Meinethalben, sie wollen einander retten; aber der eine kann schwimmen, der andere nicht; und während der Schwimmer den anderen packt, befällt diesen die Todesangst, er klammert sich, diesen beengend und fesselnd, verzweiflungsvoll um den Schwimmer, und jählings beginnt jener letzte Kampf, der alle Menschen zu Feinden macht.

Der Sieg wird bei mir nicht sein, das fühle ich. Dennoch werde ich freiwillig untergehen, wenn es mir nicht gelingen sollte, „sie" an das Ufer des Lebens zu ziehen.

Am 14. Dezember. Vormittag.

Immer wieder gerate ich in Staunen über die vollkommen veränderte Art und Weise, womit ich meine nächste Umgebung auffasse. Eines Tages erblickte ich bei einer Gebirgspartie von oben her dieses Tal und dachte, hier wäre gut Hütten bauen. Entzückt und begeistert stieg ich mit diesem Gedanken durch Wälder und über Wiesenpfade hinab und hatte binnen wenigen Stunden das Gutshaus mit dazugehörigen Ländereien, Grasflächen, Buchenhainen und Quellen käuflich an mich gebracht. Noch erinnere ich mich der unendlichen Freude von Frau und Kindern, als wir den schönen Grund unser Eigen nannten und angefangen hatten mit dem Umbau des alten, verfallenen Kastens, der nun, aufs schönste verwandelt, dieses behagliche Landhaus geworden war. Ich dachte nicht anders, als daß keine Macht der Welt mich bis zum Schlusse meines Lebens von diesem paradiesischen Fleckchen Erde mehr trennen könne, wo eine große und einfache Bergnatur uns umgab, die geeignet war, den wilden und häßlichen Cancan unserer modernen Kulturraserei vergessen zu machen. Ich hatte dies ganze Haus Jahre vorher aus wünschlichen Träumereien in meiner Seele liebevoll aufgebaut, und während es, jedermann sichtbar, wirklich erstand, wochen- und monatelang dem Maurer auf seine Kelle, dem Zimmermann auf die Axt, dem Tischler auf seinen Hobel gesehen. Jedes Möbelstück in der freundlichen Zimmerflucht hatte ich selbst gekauft und gestellt, und es hing kein Bild an den Wänden, wozu ich nicht eigenhändig die Fuge für den Nagel gesucht und einige Nägel mit ungeduldigem Hammer gekrümmt hätte. — Wie sah mir nun alles auf einmal fremd und gespenstig aus!

Ich habe mein Buch, dahinein ich dies schreibe, auf mein altes Stehpult am Fenster gelegt; mich umgibt ringsum meine liebevoll aufgestapelte Bücherei, die von Adalbert v. Chamisso an, dessen Werke ich mir mit elf Jahren erstanden habe, bis zum Zarathustra herauf den Weg meines suchenden Geistes durch die Jahrzehnte kennzeichnet. Stiche, Abgüsse griechischer Büsten, Photographien, allerhand Reiseerinnerungen liegen umher, und alles das bedeutet auf einmal für mich nicht mehr als der Inhalt einer Rumpelkammer.

15. Dezember. Nachmittags.

Der heutige Tag hat mir den furchtbaren Ernst meiner Lage gezeigt, die ganze Zerrüttung meiner bisherigen häuslichen Existenz. Der Kampf zwischen meiner Gattin und mir nimmt Formen an, die an Wahnsinn streifen. Ich höre von ihr bittere, schiefe und ungerechte Worte, die ich vergebens zu widerlegen suche. Ich stoße selbst bittere und ungerechte Worte aus, die sichtlich eine quälende, ja marternde Wirkung ausüben. Es kommt soweit, daß meine Frau einen ihrer hysterischen Anfälle bekommt und in schrecklicher grotesker Weise zu tanzen beginnt. Das ist die Gefahr! Ein Zug der Schwermut war ihr bereits als Mädchen eigen. Damals erhöhte er ihren Reiz. Hernach kamen Monate, Jahre, wo dieser Gemütsausdruck sich auf mich übertrug und mein an sich heiteres Wesen in steter Abhängigkeit erhielt. Unsere Kinder waren einander schnell gefolgt und das Abnorme der Zustände vor der Geburt und nach der Geburt hatte die Mutter sehr angegriffen und sie gegen allerlei Einwirkungen, die das Gemüt berührten, fast wehrlos gemacht. Ich bin jünger als sie und war zu einer Zeit in den sogenannten Stand der heiligen Ehe getreten, wo junge Menschen gewöhnlich ihr Leben in Freiheit zu genießen beginnen. Aber was geht mich das alles in diesem Augenblick an, und was soll es damit? Will ich mich

vor mir selbst entschuldigen? Das brauche ich nicht. Ich fühle in jedem Augenblick, daß ich recht habe und daß mir übrigens nichts an Schmerzen erspart bleiben wird in natürlicher Folge des ersten Schritts meiner Zukunftswanderung, gerade so wenig mir etwas erspart blieb in der Vergangenheit. Sie kann nicht schreiben, sie kann sich nicht mitteilen; weshalb soll ich unedel sein und Anklagen in ein Buch setzen, die vielleicht später jemand liest, und ohne daß die Angegriffene Gelegenheit findet, sich zu verteidigen? Sie litt mehr als ich... leidet mehr als ich! — Wer leidet wohl mehr als derjenige, der sein Leiden in sich einschließen muß? Ich sah dieses Leiden, wenn sie in wortloser Grübelei unruhigen Schrittes hin- und herlief, von einer Zimmerecke zur andern, wie ein Gefangener im Kerker. Sie sagt, ich habe nur immer für die Mängel ihrer Natur ein Auge gehabt, etwas Gutes ihr niemals zugetraut, ihr Wesen klein gemacht und erdrückt; das letztere tat ich möglicherweise unbewußt, aber daß ich das Reiche, Gute in ihr zu würdigen wußte, kann außer ihr, wenn sie im Zustand der Verdüsterung ist, niemand bezweifeln. Vergeblich beweis ich ihr in der Hitze des Streites das Gegenteil: Du hast mich, sage ich ihr, als einen nichtsbedeutenden, armen Menschen mit Entschlossenheit aufgegriffen. Dein Charakter war so, daß Du der leidenschaftlichen Einreden Deiner Verwandten nicht geachtet hast. Sie hielten mich alle für einen Tagedieb ohne Aussichten, Du glaubtest an mich. Du eröffnetest mir mit Deiner Liebe und Deiner Freigebigkeit die Welt und bekanntest Dich zu mir, trotzdem Du deswegen Spott genug zu erdulden hattest. Ich ging einen Weg, der, im Sinne der Anschauung unserer Väter, keiner war; denn was ist ein Mensch in den Augen eines feudalen Herrn, der sich in seiner Gesinnung ziemlich offen neben Enterbte und Unterdrückte stellt und sich mit Humanität und Idealen befaßt, statt nach Rang, Gold und Titel zu streben. Wenn ich dieses und ähnliches zu

ihr gesagt hatte, wiederholte sie doch ganz unentwegt, ich wisse das Gute in ihr nicht zu würdigen. Ich gehe fort. Nicht nur, weil ich muß und weil ich das Gefühl einer schweren Versäumnis in mir trage, sondern weil ich einsehe, daß unser Zusammensein uns derart an Hals und Kragen geht, daß es uns binnen kurzem vernichten muß. Wie sie behauptet, sieht sie das ein. Wir haben verabredet, daß ich die nächste Zeit fern von ihr und auch fern von der anderen zubringen soll. Ich soll den Versuch machen, ob es mir für mich selbst gelingt, in stillem, ganz ungestörtem Kampf den geliebten Friedensstörer aus meinem Inneren hinauszudrängen. Gereiche es uns zur Beschwichtigung! Jedenfalls gewinnen wir Zeit, und ich habe das klare Gefühl, daß, wenn alles heilsam verlaufen soll, es zunächst darauf ankommt, Zeit wirken zu lassen. Die Einsamkeit ist auch verlockend für mich! Klingen mir doch die Worte anderer wie ein rohes, gemeines Geräusch, sofern sie nicht auf die Geliebte Bezug haben, und wenn sie Bezug haben, so reißen sie unaufhaltsam in die Zerrüttung hinein: alles entfremdet, entfernt von dem einzigen Gegenstand, der meine Einsamkeit ganz erfüllt. Und außerdem, was das Wichtigste ist, ich werde ihn, eh ich die Probewochen und -Monate über mich nehme, wiedersehen.

Am 18. September.

Seit gestern bewohne ich ein sogenanntes möbliertes Zimmer in Berlin. Es ist, wie diese Räumlichkeiten immer zu sein pflegen, ekelhaft. Ich gelange zu meinem Tuskulum durch einen engen, nach Mänteln und Schuhwerk riechenden Korridor, den zuweilen noch Küchendüfte und fettige Dünste schwängern, die Hustenreiz auslösen. Auf diese Weise fängt ein besonderes Martyrium für mich an.

Ich bin doch eigentlich sehr verwöhnt, und indem ich besonders um diese Jahreszeit, wo Weihnachten vor der Tür ist, ein

behagliches Heimwesen aufgebe, wo alles darauf gestellt war, mir Gutes und Liebes anzutun, wo alles meinen Gewohnheiten, Wünschen und Neigungen schmeichelte, leiste ich etwas. Ich weiß nicht, was für einen entsetzlichen Stil diese schwarzlackierten, mit gepreßtem, rotbraunem Plüsch überzogenen Möbel repräsentieren wollen. Ich weiß überhaupt nicht, warum sie da sind, und die Öldrucke an den Wänden, in protzigen Goldleisten, und die Papierblumen und die dick verstaubten Makartbuketts und das schreckliche bric à brac an Nippes, kleinen Vasen, japanischen Fächern, gestickten Deckchen usw., denn ich würde lieber in dem gut gescheuerten Zimmerchen eines Katners, ja in einem Samojedenzelt wohnen, als in einer so unbegreiflich reizlosen Räumlichkeit.

Nun, was habe ich weiter damit zu schaffen! Wenn ich die Feder absetze, mit der ich in dieses Buch schreibe, nehme ich meinen Mantel um, stülpe den Hut auf den Kopf und begebe mich in die Winternatur hinaus, hinaus vor die Stadt an die weitgedehnten, gefrorenen Havelseen, und zwar nicht allein. Ich werde dabei die Stimme meines Mädchens hören, das lustige Geläut ihres Lachens, werde ihren energischen Gang, ihre aufrechte Haltung bewundern und im Bewußtsein ihrer Gegenwart ein anderer sein. Am Rande der Seen werde ich Schlittschuhe an ihre kleinen Füße legen und die meinigen desgleichen auf Schlittschuhe stellen, und wir werden stundenweit über das Eis dahinschweben, wie in einem seligen Tanze, losgelöst von der ganzen überflüssigen Welt, mit uns allein.

Als ich sie gestern traf, verabredetermaßen auf einem großen belebten Platz, nach ihrer Musikstunde, war ich im ersten Augenblick beinahe enttäuscht. Ihr Bild war in meiner Phantasie dermaßen ins Überirdische gewachsen, daß die reizvollste Wirklichkeit es dennoch entthronen mußte. Kaum aber waren wir eine Viertelstunde nebeneinander hingewandelt, so trat ihre ganze

ungebrochene, spannkräftige Jugend wieder in Kraft und riß mich hin, von einem zum andern überschwenglichen Augenblick.

Sie ist eher groß als klein. Ein kindlicher Kopf auf schlankem Halse, schmale, kindliche Schultern, Hüften, die schon das Weib verraten. Sie beugt das Haupt nicht nach vorn, wenn sie grüßt, sondern wirft es zurück, so daß ihre großen, trotzigen Augen kühn hervorstrahlen, mit einem graden, entschlossenen Blick. Ihr Händedruck ist bieder und fest. Man fühlt den Freund, nicht wie bei anderen Frauen nur die molluskenhaft weiche Hand. Ein Fluidum starken Vertrauens geht von ihr aus, ohne Zweifel und Frage, das von staunenerregender Schönheit ist.

Nach einem solchen Vertrauen hab ich gesucht. Ich lasse dahingestellt, inwieweit wir berechtigt sind, blindes Vertrauen in Sachen der Liebe zu beanspruchen. Jedenfalls schrie mein Herz danach. Ich war gewöhnt vom Tage unserer Verlobung an, mit meiner ersten Braut Erwägungen über Erwägungen anzustellen über „ob" und „wie" und „wann" und „wie lange", über Absichten und Aussichten, über Hoffnungen und Befürchtungen, über „warum" und „darum", „deshalb" und „weil". Tagelang hatte der Kopf mir gesummt, und wenn ich, der Kräfte meiner besonderen Art gewiß, nicht imstande war, meiner Geliebten deutlich zu machen, nach welcher Art von Erfolgen sie hinstrebten, zu welchem Ziel, so schloß ich und bettelte um Vertrauen. Habe Vertrauen, sorge dich nicht, was kann uns passieren, sagte ich zu meiner Braut, solange ich dich habe und du mich hast? Darüber hinaus wird schwerlich ein Glück zu erjagen sein. Aber sie spornte, trieb an, ließ sich durch Ratschläge anderer antreiben, durch Befürchtungen anderer ängstigen, betonte den Optimismus als eine Schwäche meiner Natur, mein illusionistisches Wesen als schweren Mangel, wennschon es auch wiederum das, was sie an mir liebte, war.

Ihr Bruder, erzählt Johanna, habe sie oft als sechs- oder siebenjähriges Kind auf Tische oder Schränke gestellt und ihr befohlen, herunterzuspringen: das habe sie dann auch sofort und unweigerlich beim ersten Wort des Kommandos getan, und wenn der Schrank noch so hoch gewesen sei, die Gefahr, sich zu schädigen, noch so groß. So entschieden war ihr Vertrauen zum Bruder damals, der sie auch stets in die Arme auffing, daß sie blindlings, gefährlich oder nicht, das Allerverwegenste würde getan haben. Ja, es lag auch jetzt in ihrem Wesen dieser herrliche Zug von Verwegenheit. Wie dunkle Flammen umgab das Haar ihr Kindergesicht, und eine trotzige Stirnlocke fiel nieder bis auf die starken, schön geschwungenen Brauen herab.

Ich weiß nicht, wieso ich in meinem Alter plötzlich das Glück einer wunderbaren Verjüngung empfinden kann. Es ist, als tauche angesichts dieses Kindes nicht nur ein neuer Morgen, sondern ein neues Leben und eine völlig erneuerte Erde auf. Mit einemmal ist das rastlos Suchende gänzlich aus meinem Wesen verschwunden, hingenommen und aufgesaugt von einer Erfüllung, die über jedes Erwarten ist. Ich lese nichts mehr. Die hypochondrischen Grübeleien sozialistischer, ethischer, religiöser und philosophischer Essayisten erscheinen mir nur wie häßlich krankhafte Prozesse zur Vermehrung der Makulatur. Zu Zeiten erscheint mir die geistige Produktion dieser Art einem Niagarafalle von Abwässern nicht sehr unähnlich, und ich habe den Wunsch, daß irgendein bodenloser Abgrund sie für ewig verschluckt. Dies alles beschäftigt uns viel zu sehr in müßiger Weise und lenkt uns von dem einzigen, was des Lebens würdig ist, der Liebe, ab. Entzieht euch der Liebe nicht, das heißt, ergreift das Glück und verleugnet dagegen ebensowenig den Schmerz! In diesen Dingen geschieht das Aufblitzen der großen Mächte des Lichts und der Finsternis; da kommt es vor, daß ein schnelles Leuchten dem Auge nachtbedeckte Paradiese enthüllt, bis zu den Thronen, und

jäher Schmerz die brennenden Höllen der Unterwelt! Die ein anderes Leben zu leben meinen, sind tot.

Am 19. Dezember.

Ich promenierte heute mit ihr unter den Säulen der National-Galerie, nachdem wir vorher miteinander Bilder besehen hatten. Der Geist des Lebens, mit dem wir zum Überfluß noch unser wahrhaftes Leben überfüllt hatten, wogte in uns, während wir zwischen den Säulen schritten, und es regte sich etwas in uns, wie bei Wandervögeln erster unwillkürlicher Flügelschlag. Gewiß, es war schön! Doch es rann kalter Regen um uns her und wir dachten, wie viel schönere Blüten die Liebe noch treiben müßte, wenn wir sie unter die südliche Sonne verpflanzten. Wir hatten den Wunsch, in der warmen Sonne auf blumigen Wiesen, an klaren Bächen, unter sprossenden Büschen und alten, rauschenden Bäumen zu sein. Wir wollten Narzissen pflücken, auf Bergpfaden klettern, in den einsamen Sennen der Hirten nächtigen, balsamische Lüfte atmen, dem Gesange der Vögel lauschen und Schmetterlinge mit uns und um uns in unendlicher Wonne taumeln sehen; das wollten wir! Und obgleich ich nicht wußte, wie dieser Wunsch zu verwirklichen wäre, labten wir uns an der Vorstellung und berührten die unübersteiglichen Hindernisse nicht, die unseren Plänen entgegenstanden.

Ich habe heut einen Brief von daheim. Jedes Wort darin hat blutigste Qual aus der Seele gepreßt. Jedes Wort ist aus einer unerhörten Bestürzung geboren. Es sind wenige, gleichsam weinende Zeilen einer verlassenen Frau. Ich sehe den Brief, der neben mir liegt, immer wieder an und fasse mir an den Kopf. Es ist mir minutenlang unfaßbar, daß wirklich das Blättchen zwischen uns sich auf eine so schreckliche Weise gewendet hat. Noch vor drei Wochen hätte ich jedermann für verrückt erklärt, der behauptet hätte, ich würde vor meinem Lebensende

aus dem Kreis meiner Ehe ausscheiden. Es war kein Gedanke daran. Heut erfüllte mich eine unzweifelhafte Entschiedenheit, die mich selber in Verwunderung setzte. Wäre meine Gattin vor reichlich acht Tagen, wo wir gemeinsam in Berlin waren, nicht vorausgereist, um das Haus für meinen Empfang instand zu setzen, würde das Entscheidende zwischen mir und der jungen Johanna nicht geschehen sein: das heißt, wir hätten uns nicht zu längeren Wanderungen begegnen können, nicht unsere Seelen zu einer unlöslichen Einheit verbinden. Ich glaube, sie weiß es ebenso wenig als ich, wie es plötzlich zu dem Bekenntnis unserer gegenseitigen Neigung gekommen war. Die Möglichkeit einer Verbindung zwischen ihr, der Freien, und mir, dem Gebundenen, war mir nicht einmal aufgetaucht. Ich hätte einen solchen Gedanken nicht zu fassen vermocht, ohne ihn gleichzeitig mit allen Kräften meines gesunden Verstandes niederzuschlagen. Dieses Geschöpf, mit dem Pfirsichflaum einer von Menschenhänden noch unberührten, makellosen Frucht, entzückte mich. Ich wurde nicht satt, sie anzuschauen, aber ich sagte mir doch auch immer: sie ist nicht für dich. Wahr ist es, ich haßte alle die, von denen ich annahm, daß sie eine Anwartschaft auf Johanna hätten; zählte mich unter jenen aber nicht mit. Sie hatte in ihrer lustigen Weise die Namen einiger Männer genannt und in ihrem gesellschaftlichen Kreise übermütig bekannt gemacht, in die sie sterblich verliebt war, wie sie behauptete. Unter diesen Namen war meiner nicht. Auch habe ich in bezug auf eine günstige Wirkung meiner Persönlichkeit, wenn Frauen in Frage sind, wenig Zutrauen, so daß ich auch mit aus diesem Grunde nicht in der zahlreichen Schar der Bewerber war. Als wir indessen eines Abends bei milder Luft das Kronprinzenufer hinuntergingen, begannen plötzlich unsere Worte einen verwickelten Sinn zu bekommen, der uns beiden gleichermaßen den Irrtum benahm, wir seien einer dem anderen gleichgültig, und kaum eine Viertelstunde später hatte

die schlanke, junge Brunhilde ihre blitzende Rüstung abgelegt und sich mir auf Leben und Tod übergeben.

Ich gestehe, ich habe nicht die leiseste Vorstellung davon, wie alles sich in Zukunft gestalten soll. Ich fühle, daß ich ein tollkühnes, nahezu hoffnungsloses Spiel spiele, aber gleichzeitig, daß ich nicht anders kann. Johannas Liebe ist mir gewiß. Im übrigen aber ist alles unsicher, so daß ich das Äußerste immer erwarten muß. So oft der Depeschenbote erscheint, erschrecke ich, obgleich ich täglich allerlei gleichgültige Telegramme von literarischen oder politischen Freunden erhalte, denn ich zittere davor, es könnte mit meiner Frau etwas Furchtbares vorgefallen sein. Hatte sie doch schon in Zeiten, wo unsere Ehe von äußeren Fährnissen nicht bedroht war, Wochen schwerer psychischer Depression zu überstehen gehabt, die es notwendig machten, ihre Handlungen zu bewachen. In solchen Zuständen erklärte sie sich für nichtswürdig und schlecht und nicht wert zu leben und ging in den Selbstquälereien ihres Kleinmuts so weit, daß man scharfe Werkzeuge und giftige Stoffe aus ihrer Umgebung entfernen und auf ihre Bewegungen, wenn sie etwa an hochgelegene Fenster geriet, achtsam sein mußte. Sollte in diesem Zusammenhang etwas Irreparables eintreten, so fühle ich, daß ich, wie ich jetzt bin, trotz meiner Liebe und meiner Tendenz zur Höhe und Licht mit hinab in den Strudel gerissen würde. In einiger Zeit vielleicht nicht mehr. Vielleicht habe ich eines Tages die Stärke gewonnen und sei es über ein Grab. Deshalb heißt es: harre, gewinne Zeit. Ich schreibe deshalb meiner Frau, ich werde ihrem Wunsche gemäß nur noch ein, zwei Tage in der Nähe des Gegenstandes meiner Leidenschaft sein und Weihnachten zwar nicht im Gebirge bei ihr und den Kindern verleben, aber doch ebenso fern von Johanna in Einsamkeit. Wahrscheinlich werde ich nach der Schweiz reisen und in einem stillen, entlegenen Ort versuchen, den Kampf zugunsten der Meinen auszukämpfen.

Zürich, am 24. Dezember. Abends halb elf Uhr.

Ich sitze in einem engen, überheizten Hotelzimmer. Den Weihnachtstag und Weihnachtsabend habe ich in vollkommener Einsamkeit verbracht, ohne mit anderen Leuten ein Wort zu wechseln, als mit dem Portier meines Hotels, wenn ich Briefe aufgab, mit dem Briefträger, wenn ich welche empfing, mit dem Kellner, wenn ich mein Essen bestellte oder im Café eine Zeitung las. Es war unerhört, daß ich diesen Abend wirklich nicht in meiner geliebten Heimat unter den Meinigen zubrachte. Mitunter glaubte ich wirklich, daß ich von dem Alb einer Morgenstunde befallen sei und binnen Augenblicken, geweckt von dem Lachen meiner Kinder, erwachen müsse; aber nein, ich lebte. Ich lebte in jenem Zustand jedenfalls, den man übereingekommen ist, Wachen zu nennen.

Und zwar war es ein Gefühl gesteigerten Daseins, was ich empfand. Mit einer Liebesempfindung ohnegleichen wanderte meine Seele in die fernen Berge, in das verschneite Haus zurück, wo etwas namenlos Schmerzliches unter den Lichtern des Christbaums sich zutragen mußte. Verwaiste Kinder, eine verlassene Frau, durch den festlichen Glanz dieses göttlichen Abends noch mehr gequält und zum Bewußtsein ihres Jammers gebracht. Wenn ich mit meinem tränenerfüllten, durch Tränen leuchtenden Herzen in den winterlich grauen Straßen schritt, kam es mir trotzdem vor, als lebten die Menschen um mich her in dumpfer Erniedrigung. Sie kamen mir vor mit ihrer nüchternen Hast und Beflissenheit wie zu einem wimmelnden Fron verdammt, ohne jede Hoffnung auf Erlösung. Ich dagegen war von der Hand des Schicksals berührt und schritt wie ein fremdes, höher geartetes Wesen durch sie hin, das mit ihrem lichtscheuen keller- und kerkerseligen Dasein nichts gemein hat.

Seltsam ist es, wie eines Menschen Seele erwacht, wächst und sich ausdehnt zu überirdischen Maßen in der Einsamkeit.

Es entsteht ein Zustand, der einerseits die souveräne Macht der Persönlichkeit statuiert und ihren grenzenlosen Charakter. Mir war es, wenn ich den dicken Rauch eines Cafés durchschritt, als müßten die auf Plüschsofas um kleine Marmortischchen gequetschten armseligen Renommisten und Schwätzer plötzlich erschrocken aufblicken, wie von einem Cherubglanze berührt, so körperlich war in mir das Gefühl einer schmerzhaft strahlenden Helligkeit.

Zuweilen erschrak ich über das Gesteigerte meiner Zustände, erwägend, daß der Philister sie überspannt und verstiegen nennt. Ich begriff, wie nötig es für mich war, bei meiner gegenwärtigen Lage im Vollbesitz meines Verstandes zu sein. Wie anders sollte es möglich werden, meinen hoch in den aufgeregten Fluten der Liebe schaukelnden Nachen nach den seligen Inseln sicher zu steuern. Aber, wo war eine Sicherheit? Aus dem Pferch, aus der Hürde, aus jedem Hafen war ich heraus; mit der Herde und mit den stehenden Wassern hatte ich nichts mehr zu tun und von dem Landfrieden nichts zu erwarten. Ich stand im Freien, für mich allein, auf nichts als mich selber angewiesen, bei meinem verwegenen Mädchenraub. Allein, was leider ebenfalls in dem Nachen der Liebe schaukelt, ist mein Verstand. Er übertreibt die Gefahren ringsum. Er zeigt mir so viele erbitterte Feinde, als in der Nähe und Ferne Menschen um mich herumwimmeln. Er stellt es so dar, als sei ich verfolgt und nährte in mir eine kindische Angst vor Journalisten, Pfaffen und Irrenärzten. Besonders die letzte Klasse von Menschen beunruhigt mich, denn ich sehe in ihnen die herrschbegierigen, furchtbaren Inquisitoren der Zukunft. Ihre Theorien sind mir nicht fremd: es wird in ihnen, wie es mir scheint, die Philistermoral als Norm aufgestellt und alles sich davon Unterscheidende als krankhafte Abweichung aufgefaßt. Die Krankheit aber wird interniert, denn der sakrosankte Herr Psychiater bestreitet jedem das Recht, außer sich selbst, auf seine Weise verrückt zu sein und frei in den Straßen herumzulaufen.

Genug davon. Ich erachte mich keineswegs für verrückt, sondern nur für beglückt. Ich möchte den psychiatrischen Herren vorschlagen, einmal statt des erkrankten Menschen den gesunden in das Bereich ihrer Untersuchungen einzubeziehen und statt irgendeiner besonderen Krankheitsform das rein entwickelte Phänomen der Liebe zu studieren. Es ist ein Prozeß der Erneuerung; ich glaube fast in mich hineinzusehen, wie sich die Moleküle, zu hurtigem Leben aufgestört, ununterbrochen umordnen, zu einer anderen, höher gearteten Daseinsform. Ich bin überzeugt, daß ich mit dieser Behauptung bei den meisten Menschen ein Lächeln hervorrufe. Es muß so sein; denn wie sollte ich etwa das Göttliche sichtbar machen, was mich durchdringt, obgleich es sein Gefäß bis zum Rande füllt.

Etwas von einem Auserwählten ist in mir, eines heimlich über die Maßen Begnadeten, und aus diesem Bewußtsein begriff ich die Feindschaft der Menschen als einen tödlichen, tiefbegründeten Haß aus Neid! Der Liebende wird von jedem beneidet, indessen er selbst völlig neidlos ist, denn jeder weiß, auch der, dem die Fähigkeit zu lieben abhanden gekommen oder niemals eigen gewesen ist, daß Liebe unter den guten Dingen der Erde das allerbeste ist, und daß der wahrhaft Liebende mit Geringschätzung auf ihn blickt und zu blicken Grund hat, selbst wenn er ein amerikanischer Multimillionär oder Kaiser wäre.

Zwei Briefe schmiegen sich sehr verträglich aneinander in meiner Brusttasche, und doch hat das Schicksal ewige Feindschaft zwischen ihre beiden Verfasserinnen gelegt. Ich, der ich sie beide im Herzen trage, zergrüble mich, von allversöhnlichem Geist bewegt, warum es so ist und darüber, ob es wirklich so sein muß. Ich denke an Zeiten der Vielweiberei und finde die Einehe als die einzig sanktionierte Form der modernen Gesellschaft unzulänglich. In dem Bestreben, unerbittlich Geschiedenes zu vereinen, stelle ich Möglichkeiten, dem Wesen besser gearteter Menschen

mehr entsprechende Eheformen, auf und lande schließlich bei dem Goetheschen Diwanvers:

Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.

Wäre Johanna — der Name sei hochgebenedeit! — in den Kreis meines Heimwesens eingetreten, als berechtigter neuer Geist, und Menschen, zu ruhiger, ausgeglichener Schönheit gereift, hätten sie als das Gottgegebene hingenommen, samt dem Schmerz, den das Notwendige auferlegt, es hätte sich über den beglückteren Teil vielleicht ein etwas gedämpfteres Licht, über den schmerzlich Betroffenen aber ein viel weniger tiefer Schatten gesenkt. Mit klaren Worten: wir zwei, von der neuen Liebe Beglückten, hätten die Resignation der zur Duldung Bestimmten vielleicht mit einer Wärme und Treue des Herzens belohnt, die einen milden Frühling um sie gezaubert hätte, statt daß sie jetzt in trostlos eisigen Finsternissen hausen muß.

Gewiß könnten auch solche Ehen zu dreien nur bei besonders gearteten Menschen glückliche sein; aber es geht nicht an, den Gedanken an sie nur deshalb für absurd zu erklären, weil viele mäßig entwickelte Weiberköpfe es leider tun, die nicht wissen, inwieweit sie das Opfer eines in ihren Seelen gedrückten Stempelschemas sind, durch welches das Bild der begrenzten modernen Familie unverwischbar mit ihrem Bewußtsein verbunden ist.

Ich stelle mir vor, Johannas Lachen hätte das ganze Haus mit neuem, frischem Leben erfüllt. Ihr verständiger, heiterer Geist würde vielleicht sogar die Wolken des eigentümlichen Tiefsinns zerstreut haben, die immer wieder den Geist meiner ersten Frau umlagerten. Ihr wundervolles Talent zur Musik hätte die Stunden und Tage festlich gemacht und wäre den Kindern zugute gekommen. Wir sind alle vielleicht ein wenig zu tief. Das

Christentum hat vielleicht unsere schönen und oberflächlichen Seelen auf blutigem Wege tiefer gemacht, so daß nun die Tiefe, mit der wir leben, unter allem und allen wie eine unheilbare Wunde brennt, und das ist der Grund, weshalb uns dergleichen Kombinationen undurchführbar scheinen.

Zürich, am 25. Dezember.

Ich habe heut in der Familie eines Freundes zu Mittag gegessen, der seit seiner Studentenzeit in Zürich lebt und Dozent an der hiesigen Hochschule ist. Er hat es seit jeher vereinigen können, zugleich ein Frauenrechtler und Frauenverächter zu sein. Seit einigen Jahren ist er verheiratet, und zwar unternahm er den kühnen Schritt ziemlich unvermittelt zu einer Zeit, wo sein Hagestolzentum sich fast überschlug. Jetzt ist er der folgsamste Ehemann und nach wie vor ein rastloser Arbeiter.

Da es mir wohltut, meine einigermaßen kritische Lage einmal vor anderen auszubreiten und durchzusprechen, wie ich denn leider zu denen gehöre, denen ein volles Herz zu tragen, ohne daß der Mund davon überläuft, Mühe macht, habe ich ihn ins Vertrauen gezogen und auf einsamen Gängen zu zweien am Seeufer oder die Hügel hinauf tauschen wir Rede und Gegenrede. Er hütet sich wohl, zu moralisieren oder mein Tun als verwerflich zu brandmarken. Die Überfülle von Argumenten für das Recht auf die große Leidenschaft, der ich verfallen bin, überschwemmen ihn außerdem wohl so sehr, daß er nicht zu Atem kommt. Er kennt meine Frau; das Verhältnis, in dem wir miteinander gelebt haben, hat sich ihm als ein fast mustergültig glückliches dargestellt. Daß ich es ihm im Lichte der neuen Gegenwart anders darstelle, wundert ihn. Nachdem sich indessen sein Staunen darüber gemäßigt hatte, findet er sich in seiner pessimistischen Grundanschauung über Liebe, Ehe und Weib bestätigt und begegnet dem schwärmerischen Optimismus, der mich beherrscht, mit kühlem Hohn.

Die glühenden Schilderungen, die ich ihm von meiner Geliebten mache, bleiben, da er ein kurzgehalster Sanguiniker ist, nicht ohne Wirkung auf ihn. Ist sie schön, verführerisch, unternehmend, intelligent, um so schlimmer für dich! — Und er redet mit skeptischer Bitterkeit und versucht den Gegenstand meiner Vergötterung zu entlarven und mit zynischen Griffen ins Bereich des Allergewöhnlichsten niederzuziehen. Hierbei zeigt er einen so wütenden Frauenhaß, daß ich gewissen Gerüchten nachträglich Glauben schenkte, die über ihn umliefen, er habe in einigen Liebesaffären böse Erfahrung gemacht.

Trotz alledem beunruhigen mich seine Einreden. Ich lache ihn aus, ich steigere mich in bedingungslosen Lobreden auf meinen Gegenstand; ich behaupte von der Geliebten, sie sei mir unrettbar auf Gnade und Ungnade ergeben, sie habe keinen anderen Gedanken als mich! Sie werde für mich die Verachtung der Welt, die Armut, die Not, den Bruch mit Brüdern, Schwestern und Mutter ertragen und keine Ansprüche stellen, als diese, von mir geliebt zu sein. Sie würde, behauptete ich ohne Bedenken, um meinen Hunger zu stillen, wenn es nötig wäre, Hühner stehlen, ja, meinetwegen Verbrechen begehen, geschweige, daß sie auf einen Wink von mir die ihrigen auf der Stelle verlassen und bei mir sein würde. Dies alles wahrhaftig glaube ich; aber indem ich es sagte, vermochte ich doch nicht, die quälende Unruhe einzudämmen, die mich befiel und mir mit allerlei Zweifeln zusetzte.

Rufe sie doch hierher, versuchs, sagte mein Freund, sie wird nicht kommen. Sie kommt auf der Stelle, behauptete ich und malte aus tiefer Überzeugung heraus ein Bild ihrer goldenen Eigenschaften, darunter die unabirrbare Treue ihres Herzens am höchsten stand. Er lachte mich aus und glaubte mir nicht.

Ich werde die Zeit der Trennung abkürzen müssen. Ich halte die Trennung von ihr nicht aus. Das Leben ist immer nur

Gegenwart, und eine Gegenwart ohne sie ist einem krampfhaften Ringen vergleichbar nach Luft und Licht. Mitunter, ja alle Augenblicke, ruckt es mich heftig zusammen; ich fühle etwas wie einen starken elektrischen Schlag und dann bleibt mir gleichsam der Mund, wie, mit Respekt zu vermelden, das Maul eines auf den Sand geschleuderten Fisches, weit offen stehen und ich fühle das Nichts durch die Kiemen dringen. Wenn ich rufe, erruf ich sie nicht. Ich kann sie nicht warnen, trotzdem die große, verruchte Stadt, darin sie lebt, voller Gefahren ist. Was hat meine Phantasie mir nicht im Laufe des Tages unaufgefordert für schreckliche Szenen gemacht! Wie kann man etwas so Unersetzliches, etwas so einzigartig Kostbares, wovon man mit jeder Faser des eigenen Lebens abhängig ist, so allein lassen! Es ist Sünde gegen den heiligen Geist. Man wäre wohl wert, solchen Kaltsinnes wegen des unbegreiflichen, einzigen, kosmischen Glückes der Liebe verlustig zu gehen. Es kommt mir vor, als triebe der gläubige Christ seine blöde Kasteiung so weit, daß er die Hostie nicht genösse, wenn sie der Heiland selber ihm reicht. Wem zuliebe tue ich das? Jawohl, das Bewußtsein des eigenen Darbens entlastet mich in etwas gegenüber meiner vereinsamten Frau. Aber hat nicht auch jene andere ihr Recht auf das Feuer, das sie in mir entfacht hat? Ihr Recht auf die Wärme meiner Glut, und ist es nicht schlecht und widernatürlich gehandelt, wenn ich die Flamme weit fort in den Schnee trage, wo sie nutzlos ins Leere verlodern muß. Bin ich nicht wahnsinnig, bin ich nicht verschwenderisch mit dem Glück bis zur Lästerung, indem ich einen taubeneigroßen Diamanten, den ich im Getriebe des Marktes unter den Füßen der Händler und Käufer entdeckt habe, an seinem Orte zurücklasse und töricht darauf vertraue, ihn wiederzufinden, wenn ich zurückkehre?

Zürich, am 26.

Alles um mich hat sich verändert. Ebenso, wie mein Schlaf sich mit Träumen belebt, scheint die wirkliche Welt um mich nur Ausgeburt meiner Träume zu sein. Zürich, die alte Stadt, hat etwas an sich, als ob sie nicht wirklich, oder auf den Grund eines Meeres gesunken wäre und als ob ihre Einwohner Schemen wären von Menschen, die früher einmal gelebt haben; das kommt daher, daß ich jetzt nur körperlich zwischen den Mauern Zürichs bin, während ich einstmals mit Körper und Seele hier geweilt habe. Heute berühre ich den Boden ihrer Straßen nicht. Ich schwebe, selbst ein Schemen, den alten Giebelhäusern vorbei und über die Dächer und um die Türme mit den wundervollen Glocken darin, Dinge, die alle gleichsam nur aus fließenden Lüften gebildet sind. Ich genieße dabei, obgleich es mich zuweilen wie Grauen aus fremden Traumestiefen anweht, ein immer steigendes, inneres Glück. Die Briefe, die von der Geliebten eintreffen, erfüllen mein Blut mit einem ungekannten Lebensgefühl, so daß ich bestürzt, wie unter einer himmlischen Offenbarungslast, in einem entrückten Zustand dahinwanke.

Ich will mit erzwungener Nüchternheit das Wesen des eigentümlichen seelischen Zustandes einigermaßen zum Ausdruck bringen, der in mir Ereignis geworden ist. Zwei Liebende wirken gegenseitig in ihre Seelen hinein. Die Körperlichkeit des einen wird von der grundlosen Psyche des anderen aufgenommen; und lange bevor die Vermählung der Körper zur Wiedergeburt der höheren Form geschieht, vereinigen sich die Geister wie zwei Meere zu einem Meer. Daß ich nun nicht sein kann, außer in ihr, und sie, wie es scheint, wiederum nur in mir, diese völlige Einheit ist das Wunder.

Unsere Liebe ist eine, allem Banalen so völlig entrückte, dem sogenannten praktischen Leben durchaus entzogene Angelegenheit, daß irgendein verwirrender Eingriff von da nicht möglich ist.

In unserer Verbindung ist alles so stark und so rein und so vollkommen göttlich, daß irgendeine Erwägung, die etwas mit „wenn“ und „aber“ die Meinung von Eltern, Geschwistern, Kirche, Staat oder Öffentlichkeit in Rücksicht zöge, nicht, auch nur im entferntesten, aufkommen kann. Ein etwa kirchlich bestallter Mann, der sich beikommen lassen wollte, uns durch Redensarten pflichtgemäß zusammenzutun, würde uns beiden nicht anders erscheinen, als eine unflätige Monstrosität, und ein solcher Weg zur „Vereinigung“ wäre in Wirklichkeit das unüberwindlichste Hindernis. Wenn ich so von dem Ereignis meiner Erneuerung rede, hört mein Freund, immer unwillkürlich die Enden des Schnurrbarts drehend, mit dem leisen Lächeln zynischer Überlegenheit zu. Ich sehe ihm an, daß er von dem geschilderten Zustand wohl eine Ahnung hat, doch nicht an ihn glaubt und im übrigen unter den Schemen der toten Stadt ein Toter ist.

Zürich, den 27.

Ich habe eben einen Freund in Enge, dem so geheißenen Stadtteil von Zürich, besucht, dessen Anwesenheit ich erst am heutigen Morgen erfahren hatte. Es waren zwei gute Stunden, die ich mit ihm verbracht habe, denn ich fand in ihm die erste ähnlich gestimmte Seele, trotzdem in einem schweren Schicksal, das gleich einem Unwetter über ihn hingezogen war, er der hauptsächlich Betroffene ist. Er wohnt allein. Mit seinen Käfersammlungen, Büchern und Bildern hat er sich aus einem Vorort Berlins hierher geflüchtet und eine junge Gattin dem überlassen, der sie ihm nahm.

Wir saßen und tranken zusammen Wein. Und es war eine losgelöste Stimmung in uns. Wir stießen an und sagten einer zum andern Diwanzeilen des großen Goethe:

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!,

Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Dieser Freund bestätigte mich in allem Schweren, Süßen und Neuen durchaus.

Berlin, den 29.

Ich bin wieder hier. Ein Ereignis der Liebe, in meiner Erinnerung zugleich schrecklich und lächerlich, hat mich hierher geführt. Am 28. früh war ich mit einem schwerwiegenden Brief an meine Frau drei oder vier Male an den Briefkasten getreten und hatte ihn endlich mit Entschluß in der Öffnung verschwinden lassen. Ich hatte in diesem Briefe beinahe den definitiven Abschied genommen und mit allerlei Tröstungen zweckloser Art ziemlich deutlich erklärt, wie ich mich außerstande fühle, von meiner Liebe zu lassen und zurückzukehren. Darnach, im Hotel, ward mir selber ein Brief überreicht, und ich mußte für ihn Strafporto zahlen. Von seiner Adresse leuchteten Züge jener mich stets wie Wetterschlag elektrisierenden Hand.

Was aber, nachdem ich den Inhalt des Schreibens durchflogen, mit mir geschehen ist, weiß ich nicht. Es war wie nach einem ungeheuren Zusammenbruch, wie nach einem alles verheerenden Erdbeben.

Wenn ich mir jetzt die Ursache meiner unmännlichen Kopflosigkeit ins Gedächtnis rufe, so wird mir an ihrer Geringfügigkeit die furchtbare Größe meiner Leidenschaft und die schreckliche Abhängigkeit meines Zustandes klar, denn in dem Briefe stand nichts, als daß Johanna eine Unterredung mit ihrem Bruder gehabt hatte, und der Gedankengang ihres Bruders über unsere Beziehung war mitgeteilt.

In mir aber schrie es, kaum daß ich die Erwägung über die praktischen Ziele unserer Liebe ins Bewußtsein gefaßt und die Worte Heirat und Ehe gelesen hatte — ihnen waren die Begriffe

Konkubinat und Liebschaft gegenübergestellt! — — also hast Du, zynischer Freund, doch recht! Und ich sah diese schriftliche Auseinandersetzung für eine kühle Machenschaft an, mich in die schrecklichste Enge zu treiben und zur sofortigen Scheidung von meiner Frau oder von der Geliebten zu nötigen.

Aber die etwa so geschaffene Situation war es nicht, die meine Bestürzung hervorbrachte; denn mein Weg, wie ich mehr als je in diesen Stunden empfunden habe, ist festbestimmt und zur definitiven Entscheidung durch Verhältnisse, nicht durch die Person der Geliebten gezwungen, blieb mir auch nur für den leisesten Zweifel keine Möglichkeit.

Allein, ich sah das reine Bild der Geliebten gestürzt.

Gedichte

Sonette

I

Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
um heiße Mauern und in schwüle Räume.
Ich höre sie im Schlummer meiner Träume:
ruhlose Stimmen, die am Herzen nagen.

Gleich wie Verdammte, aus gestorbnen Tagen,
die etwas suchen und nicht können finden,
um ihrer Schanden Male zu verbinden,
und, ohne Antwort, immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd, die finstre Wolke,
die schweigend über den Gebirgen türmet,
erscheinet überfüllt mit diesem Volke!

Wo starrt der Fels, den dieses Heer bestürmet,
von Kriegern, die mit bösen Stimmen greinen
wie Kinder, die ein Vater nicht beschirmet

und, statt zu kämpfen, Regentropfen weinen?

II

Die Lüfte grollen schwere Düsternisse.
Voll rauscht die Milch der Berge durch die Schlünde.
Erhabnes murren dunkle Wolkenmünde,
und bleich und tropfend duftet die Narzisse.

Ich harre, was ein Leuchten mir verkünde:
ob tot im Licht, von eines Cherubs Schwinge? —
verstummen, oder daß ich neu erklinge
im Jubelchor erfrischter Wiesengründe? —

Da, aus Erstickungs-Nächten frei gerungen,
beginnt ein Tanz! Glanzfiebernd drängt der Himmel
sich in der Erde kranke Dämmerungen.

Das Ohr erbebt vom Götter-Kampf-Getümmel,
doch dann, von goldnen Fäusten aufgerissen,
klafft weit ein Spalt: mich blendet Lichtgewimmel,

und Freude bricht aus allen Finsternissen.

III

Ich war, wo gelber Nebel drang in Hallen
der Götterbilder, die bewahrt der Brite.
Im Nebel fragend, lenkt ich meine Schritte,
doch Schweigen fiel von den Entthronten allen.

Was wollt ihr, Fremde, hier in unsrer Mitte? —
Dringt solchen Hauches Sinn aus toten Steinen,
von euren Lippen Bilder oder meinen
und ist es Drohung, Klage oder Bitte?

Würd ich in euch und ihr in mir geboren,
so müßten Gräber wahrhaft sich entriegeln.
Bis dahin bleibt der Liebe Lohn verloren.

Wenn Motten tanzend sich in Marmor spiegeln,
so tanzt in Ptah und Sechmet nur die Motte:
doch ihr Geheimnis kann sie nicht entsiegeln.

Verschleiert bleibt und tot der Gott im Gotte.

Du stehst vor meinem Sinn, verschwiegne Grotte

Du stehst vor meinem Sinn, verschwiegne Grotte,
umringt vom Rosenfleische deiner Muscheln,
um deren Eingang Rosenblätter tuscheln,
und die darum geweiht dem Traubengotte.

Eidechsen, klug geäugt, am Boden huscheln,
Silenus-Fettwanst streift des Satyrs Zotte:
begeistert um die Wölbung schwebt die Rotte.
Im kargen Efeu hörst du Tropfen ruscheln.

Hier, unterirdisch, ist es aufgesprossen,
was Eros deiner Jugend einst bestimmte:
und mehr wie Trauben hast du hier genossen.

O süße Kohle, die hier unten glimmte,
die, unauslöschlich, nimmer ausgegossen
die Wut des Schicksals, wie's auch drob ergrimmte.

Wie ist das Licht so krank

Wie ist das Licht so krank, das ich hier sehe,
und farbig, hoch erhaben doch sein Leuchten.
Es fliegen vor dem Mond die aufgescheuchten
Vampyre, Fledermäuse, wo ich gehe.

Gebein, die Pinien, ringet auf und wehe
sich los vom Felsen: so, als ob sie keuchten,
die Bäume. Will auch meine Stirn sich feuchten
im Todesschweiß vor dem, was ich verstehe?

O Vampyrbiß, du trinkst von meinem Blute.
Warum erscheint die Schönheit mir Verwesung
und infernalisch selbst das Wahre, Gute?

Hier sucht ich darbend für die Seele Äsung,
ein stärkend Stahlbad dem gesunknen Mute,
doch neue Krankheit fand ich statt Genesung.

Sestri Levante, Frühjahr 1921

Ritter, Tod und Teufel

Was in sich einig ist, ist in sich stark:
drum, deutsches Volk, sei einig, einig, einig!
Dein Rock ist heute etwas fadenscheinig,
allein, noch bist du unversehrt im Mark.

Verlästerung umtanzt dich tausendbeinig
und überschüttet dich mit jedem Quark,
wutheulend zimmert man an deinem Sarg,
nie war dein Weg so dornenvoll, so steinig.

Trotzdem, trotz alledem: nicht wirst du fallen,
nie eine Beute deiner Quäler werden,
bleibst du ein Leib mit deinen Gliedern allen:

Neu, unvermindert wirst du blühn auf Erden,
zerfleischest du dich nicht mit eignen Krallen,
so toll sich Tod und Teufel auch gebärden!

Agnetendorf, 21. Oktober 1921

Schwarz wogt und finster heut allmächtge Flut

Schwarz wogt und finster heut allmächtge Flut,
ein Ackerfeld, in fürchterlichem Glanze
bewegt. Nacht, scheint's, entringt als Riesenpflanze
sich dieses Schoßes grauenvollem Sud.

Urdonner brummt, es scheint, zu Shivas Tanze,
des wilden Tänzers, welcher nimmer ruht.
Die Kreaturen kennen seine Wut,
den Hals umkränzt vom Schädelrosenkranze.

Der knochige Ölbaum starrt gespenstisch zu,
wie steinicht bleicher Gischt den Strand bespringet,
angstvoll entflohn des wilden Tänzers Schuh.

Ein Riesengeier sich herniederschwinget
auf Shivas gellen Sturmespfiff im Nu:
der mir nun ewig in den Ohren klinget.

Madonna

Madonna, o wie oft zu deinem Haine
hast du mich aus des Nordens Nacht gezogen:
ich sagte oft, und habe nicht gelogen,
denn hundert Male rechn' ich jedes eine.

O selger Gipfel, drauf du glühst aus Steine,
der Marmor von der Sonne Glanz durchsogen,
von Pinienhäuptern köstlich überbogen,
von Duft umflossen wie von süßem Weine.

Du kennst mich, o geliebteste Madonne,
und wartest mein als deines treusten Ritters,
daß er in dir und Südens Glut sich sonne.

Du, die voll Güte sich erfreut des Flitters,
gewähre mir noch einmal jene Wonne,
im Kuß zu nahn der Masche deines Gitters.

Wo Reinheit fern ist

Wo Reinheit fern ist, die so innig wir
von Herzen ehren, die so viel gegolten
im Höchsten, das wir suchten, liebten, wollten —
da sind uns Edens Haine ohne Zier.

Und wenn wir, unrein, sie betreten sollten,
sind doch die süßen Sonnen ohne Glanz,
kein Wipfel klingt, noch reicht dir seinen Kranz,
der Quelle Flut scheint trübe und bescholten.

Nicht klingend ist, wie einst, der Wellen Tanz,
die sonst mit Silberschleiern dich bewarfen,
und keine Frucht ist ohne Wurm und ganz.

Von allen Tönen hörst du nur die scharfen.
Wo, fragst du schaudernd, sind des heilgen Lands
silberne Zimbeln, wo die goldenen Harfen?

König Enzio

König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer ist König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein schwarzer Hund,
ein Hund schleicht hinter ihm her.

Das Meer ist blau, die Woge ruht,
die Küste bebt im Licht.
Die weiße Flamme auf leuchtender Flut,
mein Knabe, siehst Du sie nicht?
Sie gleitet weiß und rein
sich biegend im Sonnenschein.
Soll das König Enzios Seele sein?
König Enzios Seele flammt heiß und weiß,
doch hinter ihr schleicht ein Schatten leis.
König Enzio fährt auf dem Meer.
Wer ist König Enzio? Wer?
Er fährt auf weißem Schiffe, und
hinter ihm drein ein schwarzer Hund,
ein Hund schleicht hinter ihm her.

Herbst 1911 beim Herankommen der „Hohenzollern“ mit Kaiser Wilhelm an Bord, auf der Höhe von Portofino geschrieben.

Requiem

Ein Waldhorn fand ich im Tannengrund,
ruhe, du lieber Schläfer!
das hob ich auf an meinen Mund,
ruhe, du lieber Schläfer!
ich stieß von ungefähr hinein,
da spielte das Horn im Sonnenschein:
ruhe du lieber Schläfer!

Auf eine Burg will ich steigen hoch,
ruhe, du lieber Schläfer!
da klingt mein Waldhorn lieblicher noch:
ruhe, du lieber Schläfer!
da ward's lebendig im alten Haus
von Tanz und Turney, von Spiel und Schmaus.
O weh, du lieber Schläfer!

Ich hab einen wonnigen Tag gelebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch ein buntes Netz gewebt,
ruhe, du lieber Schläfer!
der Tau der Nacht fiel auch darauf,
drum hob ich's am Morgen voll Perlen auf.
Ruhe, du lieber Schläfer!

Was leg ich auf dein frisches Grab?
Ruhe, du lieber Schläfer!
das Netz, das ich gewebet hab;
ruhe, du lieber Schläfer!
und auch mein güldenes Hörnelein,
das haucht und singt noch ganz allein:
ruhe, du lieber Schläfer!

Die Weihe

Mir träumte! und im Traume schließ ich schweigend
des Traumes Traum in stumme Rätselzeichen:
Es kamen Wolken, schwollen an dem bleichen
Saume des leeren Himmels, langsam steigend.

Wo war ich? wo ich bin: in Traumesreichen
und ganz in fremde Wunder eingeboren.
Auf Tempelbergeshöh, im Raum verloren,
späht' ich, wie jetzt, hilflos nach Vogelzeichen.

Und als die Wolken schwebend näher drangen
und dunkel über Attikas Gefilde
sich breiteten — zergingen sie in wilde
Schwärme von Vögeln, die den Tag verschlangen.

Und hangend mit den Augen meiner Träume
an diesem unerklärlichen Gewimmel,
stund ich erbebend unterm Griechenhimmel,
erschauernd vor dem Flug-Gebraus der Räume.

Aus Tempeltiefen wehte schwere Kühle:
und bange vor der heiligen Kraft des Hügels,
fühlt ich... wie bittren Schmerz gebrochnen Flügels —
da sank ein Schwan herab aus dem Gewühle!

An einer Säule reichem Kapitäle
klebt' er alsbald, schräg über mir, gefangen,
der Schwingen stolze Fächer voll Verlangen
anschmiegend: und aus liebesbrünstiger Kehle

ließ er ein heißes Sterbelied erschallen,
machtvoll und tief die Gottheit mir erschließend,
qualschwer! von Schönheitsgluten überfließend!
Und ich betrat, ein Gott! der Götter Hallen.

Und als ich mir mit beiden nackten Händen
vom Altar nahm das blanke Gottesfeuer,
zerging in nichts das marmorne Gemäuer,
und ich entstieg mit den Prometheusbränden.

Und dem gewaltigen Fluge mich gesellend,
stürmt' ich im Licht ob aller Vögel Rücken,
vernahm das Rauschen unten voll Entzücken
und hörte Festeszymbeln, fern und gellend.

Col di Rodi

Ein Spaziergang

Abseit vom Lärm, mit stillem Schritt hinan,
ins Ölbaumdüster, auf des Saumtiers Pfaden:
steil, steinig und verschwiegen ist die Bahn.
Hier mag die Seele rein vom Staub sich baden!
Von nahen Hängen grüßt das lichte Laub
der Goldlimone. Bläulich, von Terrassen,
wölkt die Olive ernste Wipfelmassen:
darüber hin ein Reif, wie Silberstaub.

Wohin? Nur tiefer in die Schlucht hinein,
die schon von Anfang dich entrückt der Stunde.
Wie Pallas' Goldhelm oben blitzt ein Schein.
Wie Eumenidendonner murrt's im Grunde.
Doch tief im Schatten, an der Quelle Ranft,
hebt jetzt das Einhorn still das Haupt vom Rasen
und sieht mich an: die Rosennüstern blasen —
und weiter äst es, äugend klug und sanft.

Du weißes Fabeltier in Pallas' Hain,
erharrtest du mich einsam hier? Wie lange?...
Hoch ein Getrümmer hängt ins Tal herein:
die Abendglut küßt Turm und Mauerwange.
Ist dies der Schutt zerfallner Griechenpracht,
zu der mich späte Pulse heimlich drängen?
Soll ich die Seele an Getrümmer hängen?
Da schwingt ein Ton sich aus der Waldesnacht.

Heiß schwillt er auf! Es ist der alte Born
der Menschenbrust, in Sehnsucht überquillend:
Narkissos singt, gebückt in Strauch und Dorn,
das Körbchen fleißig mit Oliven füllend. —
Aufwachend spielt dazu der Drosseln Schlag —
und Echo tönt ein andrer Born der Lieder:
der Knabe schluchzt und schluchzend kommt es wieder.
Im letzten Glanze lauscht der Frühlingstag.

Hinan! Du graues Bergnest über mir
sollst dein versteckt Pygmäenvolk mir zeigen.
Die gleiche Dumpfheit über Mensch und Tier
und Gärten, die in Stufen mit mir steigen.
Zerwühlt der Grund. Der Scholle Brodem, reich
ausdampfend, Früchte ohne Maß gebärend.
Der Gärtner, atmend, fronend und verzehrend,
in Dumpfheit schwälend, seinen Früchten gleich.

Wir sind nicht dumpf, und rein ist unsre Brust
vom Brodem, drin die Götterbilder weben.
Uns kann die matte Qual und schale Lust
den leeren, weiten Himmel nicht beleben:
entgöttert die Natur so ganz wie er!
Tief unten rauscht die blaue Glut zu Lande.
Ich sehe keine Beter knien am Strande.
Und doch: du bist es noch, du heiliges Meer!

Allein wer hindert mich, daß ich mein Haupt
zur Erde neige und Poseidon grüße?
Daß ich in Ehrfurcht, wenn auch marktbestaubt,
im Strahl des Helios die Augen schließe?

Zeus Hypatos, daß ich, anrufend, dir
den Hauch, den du mir schenktest, wieder schenke?
Wer, Aphrodite, daß ich dein gedenke
und deines ewigen Götterstrahls in mir?

Wer hindert mich? — „Nicht ich!“ — Nicht du! Ich weiß!
Du bleicher Schmerzensgott, den ich nicht nenne.
Ich fühle dich, o Haupt voll Blut und Schweiß,
und deine Stimme ist's, die ich erkenne!
Nicht du! — Da klappt und klimmt ein müder Huf.
Silenus führt sein magres Tier am Zügel,
sorglich und fromm: ein Kranker hängt im Bügel . . .
Und durch die Luft erschwillt Hosiannaruf.

Ligurischer Mann auf deiner Eselin:
Was blickst du her auf mich aus wunden Sternen?
Willst du mich kennen, landfremd, wie ich bin? —
„Wir waren eins in tiefentsunknen Fernen.“
Oh, Bruder! Eros zuckt im Auge dir
und schießt den Pfeil: schon spür ich heiß die Wunde:
Mit tiefstem Schmerze dehnt er die Sekunde
Zur Ewigkeit und schenkt sie dir und mir.

Ospedaletti 1904

Die Tauben

O ihr weißen, maurischen Städte! Ihr südlichen Hänge!
Schwarze Zypressen und goldene Kuppeln im Gartengedränge.
Weht ihr und winkt mit langen Tüchern von weißer Seide,
braune Frauen im bunten, golddurchwirkten Kleide?—!
Wem doch winkt ihr? —
Seht, es beginnt zu dunkeln —
über den alten, hohen Zypressen im tiefen Blauen silbern zu funkeln;
und das reine Symbol des hohen Propheten
hebt sich: der Halbmond! — Horch, der Muezzin!
Beugt eure Kniee zu beten.
Und das Gebet ist beendet. Langsam durch weiße Hallen
wandeln die Frauen. Klingende Wasser rauschen im Steigen und Fallen.
Sieh, der Halbmond spiegelt mit hellen Wolken sich unten im Becken!
Zitternde Ringe rollen und können das heilge Juwel nicht decken;
Und da seufzen die Frauen. Eine beginnt zu klagen:
„Morgen, ja morgen, da wird eine blutige Schlacht geschlagen!
Hassan, Kalut, Kafur, so Gatte als Brüder,
führen die scharfen Klingen wider die Christen-Barbaren.
Wann kehren sie wieder?"
Spricht die Zweite: „Allah ist mit uns! Unsere Scharen
werden wie Engel Gottes unter die Völker der Feinde fahren.
Weiße Tauben aus unseren Söllern nahmen die Krieger,
sprachen: ‚Fliegende Boten sollt ihr uns sein! — Ja, Boten der Sieger!'" —
Da — mit flatterndem Sausen, licht und gespenstig, entschweben
Tauben, ein Schwarm, den besternten Räumen, wippen und kleben
um den leuchtenden Rand der marmornen Schale. Ein Rucken und Girren,

Flügelschlagen, durstiges Durcheinanderhüpfen, Drängen und
Schwirren.
„Tauben! Die Tauben! Sittulhassan, komm, meine Taube!"
Und schon kommt sie herbei mit zierlich nickender Federhaube.
Um den braunen Finger der Herrin klammern sich rosige Krallen;
nun — ein Schütteln: — Dunkle Tropfen sprühen und fallen.
„Freundin, komm und sieh, in meiner Wimper hangt eine Feuchte!"
Jene, erwartungbebend, nahet mit Tuch und Leuchte,
und die Herzen der beiden Frauen ineinander pochen und klopfen! —
„Siehe, an meinem weißen Tüchlein haftet ein blutiger Tropfen...
Blut!! —"
Es ist ein Schrei. —
In Büschen und Hallen
jäh verstummen die wohllautquellenden Nachtigallen.
„Blut!" —
In fernen Bergen, blonde Barbaren, wild lachende Sieger,
werfen Tauben, in Blut getaucht, hinaus in die Nacht:
Normannenkrieger!

Die Barken

Trunken vom Mondlicht und ertrunken fast
im Silberdunst der Nacht fühl ich die Barke
die Bahn hingleiten. Und nußschalenklein
trägt sie Begeisterung, Gottestrunkenheit,
Musik. Der Bursche singt. Die Seele jauchzt
in die verlaßne Pracht. Die Stimme schwillt
zur Höhe, bebt, sie drängt sich voll hervor,
weinend und jubelnd. — Und am Ufer hin
schlafen die Häuser. — Roh zerrissen ward mit eins
das Bündnis aller Zauber süßer Schönheit
durch einen gellen Pfiff, der grauenvoll
die Nacht zerriß. — Halb schlafend lag ich da
und fern erstarb allmählich der Gesang.
Nur ferne hör ich immer leise noch
grasen des Comersees gespenstische
Kuhherden: Barken, welche Glocken tragen,
die ungesehen läuten ob dem Wasser
und stumme Fische locken in den Tod.
Und weiter träumt ich: in verfallner Burg
am Meere war's. Durch hohe Mauerbogen
der Fenster sah der Mond. Bestirnter Himmel
schien her bis übers Lager sich zu breiten.
Tief unten brausten Wasser, warfen sich
dumpf wuchtend gegen die Zyklopenquadern
der Burg. — In tiefer Hafenhalle schlugen
die Barken aneinander.

1. Mai 1898

Sünderin

Die mich lieben, sollen dankbar finden!
Blondes Liebchen bin ich ihnen allen.
Liebe lohnen, Mädchen, heißet fallen:
Und so stolp'r ich, fall ich, gleich der Blinden.
Und sie schwelgen an den toten Blüten
Und den weißen Früchten unverwehret.
Jeder Rüssel gierig wühlt und zehret.
Süß und schrecklich ist der Gäste Wüten.
Und mein weites Auge, schmerzlich offen,
Hungert in die Ferne ungestillet.
Meine Seele ist mit Nichts erfüllet
Und von keinem Lebensstrahl getroffen.

Du weißt nicht, was du gewesen bist

Du weißt nicht, was du gewesen bist.
Du weißt nicht, wozu du genesen bist. —
Du bist noch von jedem Leiden genesen.
Du bist! und also bist du gewesen!
Und also wirst du auch niemals sterben,
sondern nur Leben um Leben erwerben. —
Was hast du jemals im Tode erkannt?
Weder Luft, noch Wasser, noch trockenes Land!
Nicht Freund, nicht Weib, nicht Welt, nicht Geist,
nicht was Gott, was Hölle, was Himmel heißt.
Dich lehrte der Tod weder „Ja" noch „Nein",
weder Dulder noch Überwinder sein:
Nun bist du Dulder, bist Überwinder!
Wir sind es alle, des Daseins Kinder.
Bleibt mir vom Leib mit eurem Geschrei,
daß der Mensch nur ein Häuflein Asche sei.
Seine eigene Asche hat niemand gesehn!
Wovon wir wissen, ist Auferstehn.

Die Klosteruhr

Die Klosteruhr der Schweigenden spricht:
mit Klang und Beben
zerrinnt das Leben!
oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da schweigen
in Klostermauern,
hoffen zu dauern,
wie würden sie sonst sich beugen, sich neigen
und ein Leben vertrauern,
ein Leben verschweigen,
sich nur vor dem Künftigen schweigend neigen?
Oder ist es ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien,
womit sie das unerbetene Leben
zurückgeben?
Wie Vögel mit schmerzenden Flügeln schweben,
verwundet von Raubtierkrallen,
zugleich sich heben und fallen? —
Ist es Flucht? ist es Todesmut? —
Oh, weiße Schweiger,
Die Klosteruhr rückt den Zeiger.
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:
durch Klostermauern fühlt man es tropfen
und eure Herzen an Steinen verklopfen.
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,
schlürft ihr durch den Käfig des Heiles,
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,
im dumpfigen Zuchthause Gottes vereint,

um in heiseren Wahnsinnsgesängen
wirre Seelen ans Licht zu drängen.
Draußen im Lichte braust das Meer.
Wogen und Wolken wandern schwer:
wandeln schwer und trübe einher.
Da sind keine Mauern —
und doch auch hier ein Zwiesprachhalten
mit dunklen Gewalten?
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien
über den leuchtenden Wüsteneien,
sie von dem Fluche des Scheins zu befreien?
Sind Wogen und Winde marternde Fragen
und niemand will ihnen Antwort sagen?
oder müssen sie nutzlos flehen,
zu vergehen?
oder ist es ein trübes Trauern,
daß sie vergehen und nicht dauern?
hoffen sie noch? und warten sie nur?
Horch, die Glocke der Klosteruhr!

Kloster „Cervara"
Frühjahr 1912

Hans Sachs in seiner Werkstatt saß,
hatte den Knieriem angezogen,
schlug Zwecken ein, vorn übergebogen.
Trat dick ein Bürger zu ihm ein,
ein schwerer, war vielleicht ein Färber
oder ein Lohgerber,
mochte auch wohl ein Ratsherr sein.
Der Meister hämmert ohn' Unterlaß,
nickte und tat den Kunden begrüßen.
Aber der schert sich nit weiter d'rum,
stößt ihm Tischchen und Schemel um,
wirft ihm alles drunter und drüber mit den Füßen
und meint, daß vorne beim schönen Brunnen
ein andrer Schuster die Arbeit begunnen:
der käm' aus dem Lande Polen her
und mache weit bessere Schuhe als er.

Nun sagte trocken der Meister Hans,
dann muß man freilich sagen: er kann's!
Macht der da draußen bessere Schuhe,
geht und kauft sie, doch laßt meinen Kram in Ruhe.

Zum Gedächtnisse Schillers

Prolog zur Schillerfeier am 9. Mai 1905 in Wien

Klar, in dem bleichen Schein der Mitternacht
erstrahlen weiße Gipfel: weit hinein
ins Land und weit hinaus und — weit hinauf.

Und aus der dunklen Reinheit niederwärts
quellen die goldnen Brunnen uns: die Sterne!
Kommt, die ihr nach dem Trunke durstig seid
und nach der Berge mitternächtigem Glanz.

Erhebt die Herzen zum Heroendienst,
so wird der Heros euer Herz erheben,
der uns vom Himmel als ein Sternbild grüßt:
Uns! uns! „Denn er war unser!"

So sprach ein Freund, ein Stadtgenosse sprach
dereinst dies Wort. Der milde Seelenlaut,
aus seines Schöpfers Mund hervorgegangen,
ist nicht mehr sein: er wuchs und schwoll zum Sturm,
millionenstimmig heute widerhallend
und weiterrollend in die Ewigkeit.

Ja, er war unser! Unser war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Es brach sein Geist
aus Volkesgrunde, wie der Geisir springt,
voll Kraft und Schönheit in den deutschen Tag:
Naturgewaltig, quellhaft war sein Wurf
und Sprung. Gefährlich dem Philister war
das Stäuben seiner diamantnen Perlen
und ihrer scharfen Blitze harter Schmerz. —
Sein Weg war Läuterung. In Platons Höhle
saß er, dem Licht des Eingangs zugekehrt,

nicht an dem Spiel der Schatten sich vergnügend,
wie wir, und nicht die Schattenbilder formend
in Lehm und Stein und Erz. Nein: schlackenlos
durchsichtig vor der Sonne schwebend blieb
ihm die Gestalt und ward es mehr und mehr...
Ward mehr und mehr vom ewigen Licht durchschlagen. — —
Ja, er war unser! Unser war er ganz!
Dem Fremden ewig fremd! Sofern ihr Ohren
zu hören habt und jenen Stimmen lauscht,
die das Heroon nun durchbrausen sollen:
Im mächtigen Schwingen der Begeisterung
mit allem Großen fühlt ihr ihn verschwistert.
Sein Tiefstes ist Musik, und ihre Meister
durchdrangen sich mit seinem tiefsten Geist.

Tretet herbei, ihr, die ihr kamt! und ihr,
in Scharen harrend auf den Opferrauch,
der frisch dem neuen Altar soll entsteigen:
ihr alle, die des Tempels Raum nicht faßt.
Auch ihr, die, abseits stehend, vorwurfsvoll
des erdgeborenen Bildners Hand bemängeln,
dankt ihm und preist ihn! Ist doch eure Brust
entzündet an dem Brande seiner Fackel,
sofern ihr Deutsche seid und je ein Glanz
mit Götterklarheit hymnisch euch durchdrang.

Auf zu des Lichtes fernen Paradiesen strebt
die Heerschar der Erkornen: fügt euch ein!
In die Gewalt des Fluges eingeschlossen,
im heiligen Wirbel dieser mächtigen Bahn
vergeßt, was irdisch ist an ihm — und euch.

Hört, wie die Berge und Gestirne singen!

An Detlev von Liliencron

(Zu seinem 60. Geburtstage)

Du hast mir den Becher oft gefüllt,
und ich habe Gesundheit und Freude gesogen,
aber mein Durst ist nie gestillt:
Bleibe, Winzer, uns weiter gewogen!

Und dir bleibe Dionysos hold,
Göttlicher! Guter! und segne die Reben,
daß sie auch ferner ihr lauterstes Gold
seinem lautersten Sohne geben.

Prolog zur Eröffnung des Deutschen Theaters in Berlin

(1894)

In das alte Haus berufen
tret ich vor, ein Alt- und Neuer.
Über neugefügte Stufen
tragen wir das alte Feuer.

In der Wunderflamme Schimmer
schließen wir den neuen Reihen,
streben vorwärts, aufwärts immer
wie im Alten, so im Neuen.

Aber weil wir uns bemühen,
müßt ihr vieles uns vergeben;
Hände sind, die erdwärts ziehen,
Hände, die uns aufwärts heben.

Und in langem Widerstreiten
vorwärts, rückwärts hingenommen
können wir, wohin wir schreiten,
nur in Kämpfen zielwärts kommen.

Auch der nie geworfne Ritter
darf zu Zeiten unterliegen,
Schild geborsten, Speer in Splitter!
Aber endlich wird er siegen.

Und so wie es einst den Alten
doch gelang in diesem Hause,
wollen wir die Fahne halten
ob der Straße Marktgebrause.

Reine Stimmen junger Kehlen
haben wir uns auch geworben,
und so wird es uns nicht fehlen,
denn die Kunst ist nicht gestorben.

Muß der Baum mit neuen Blättern
immer wieder sich entfalten,
wird trotz Sturm und Winterwettern
auch die Kunst uns nicht veralten.

Wenn es draußen tost und brandet,
sei es hier im Innern leise,
jeder finde sich gelandet
von der eignen Lebensreise.

Gleich dem Gotte mög er sitzen
ungeängstet vom Geschicke —
unter ihm der Wolken Blitzen —
auf der Regenbogenbrücke.

Aus dem reingeklärten Blauen
neig' er furchtlos sich hernieder,
sich verlierend ganz im Schauen;
reicher findet er sich wieder.

Doch die Zärtesten von allen
werden Bestes nicht genießen:
Schwindel darf uns nicht befallen,
wenn die Tiefen sich erschließen.

Alles müssen wir erfassen:
So das Schöne wie das Rohe,
das Gemeine und das Hohe
mit dem Künstler gelten lassen.

Und durchschmerzt es uns die Kehle
wie von wehem Tiefbegreifen,
werden sich von unsrer Seele
neunundneunzig Hüllen streifen.

Kaufmann, Arbeitsmann und Kaiser,
Christ und Jude, hingerissen,
werden, billiger und weiser,
Menschen sich erkennen müssen.

Ja, ich sehe solchen Räumen
manches herrlich vorbehalten;
Weise sinnen, Dichter träumen,
vieles will sich umgestalten.

Kölner Dome, Kathedralen
werden einstmals winzig scheinen
vor den Kuppeln jener Hallen,
drin sich Mensch und Menschen einen.

Björnstjerne Björnson

Ein Morgen, scharf und rein die kalte Luft.
Das Weiß des Schwans beschämend und die Brüste
von Schildjungfrauen, liegt die Nordlandsflucht
der Riesengipfel meiner Heimat. Fern
zu höh'ren Nordlandsbreiten schweifend, fliegt
mein morgenfrischer Geist und trinkt das Licht,
das stahlige, der Berge. Sei gegrüßt,
du Toter. Sei gegrüßt, du großer Toter!
Björnstjerne Björnson, Toter, sei gegrüßt!

Ihr weißen Schneegebirge, überströmt
vom Glanz des tagesflutenden Gestirns,
gleicht einem Sarkophag aus Silber! Nein,
Gräbern von Hünen gleicht ihr, überdeckt
vom kalten, makellosen Hermelin
der Gottheit: Firnschnee! der Verwesung Feind!
Und hier, du Hüne, will ich dich bestatten.

Um einen solchen Toten sollst du ringen,
wie um Patroklus: Deutschland! du Achill
im Schlaf! Ein solches Grab, von dir erkämpft,
ist ewiges Feuer, heiliges Feuer! ist
ein weißer Gottesbrand des Geistes, wo
ein Volk verloschne Fackeln zünden kann.

Doch ist dies weiße Riesengrab nicht dein,
nur mein! Wenn Deutschlands Männer sterben,
so schläft das Volk: an seinem Bette stehn
die schwarzen Magier mit dem Opiat,
und klanglos wird der deutsche Held vergraben —

es sei denn, daß des Kaisers Rock ihn putzt,
dann lösen sie Kanonen! aber, ach,
es gilt dem Manne nicht, es gilt dem Rock!
Was soll der Rock? Laßt uns den Mann betrauern!

Ein solcher Mann! Steigt auf die Hügel, ihr
Mehrer des Reichs im Arbeitskittel! Alle
ihr armen Reichen aus den goldnen Zwingern
und Höhlen! kriecht hervor! erhebt euch! ruft
mit lautem Ruf nach einem solchen Mann!
auf daß er lebe, so wie der, der starb,
und daß sein Volk, sein König ihn verdiene.

Frau Julie Schubert ins Stammbuch

Ich kam vom Pflug der Erde
zum Flug ins weite All —
und vom Gebrüll der Herde
zum Sang der Nachtigall.

Die Welt hat manche Straße,
und jede gilt mir gleich;
ob ich ins Erdreich fasse,
ob ins Gedankenreich.

Es wiegt mit gleicher Schwere
auf Erden jedes Glied. —
ihr gebt mir eure Ähre,
ich gebe euch mein Lied.

1880

Dramatisches

Helios

Ein Fragment

Küche im Erdgeschoß eines alten Schloßbaues. Ein altertümlicher, offener Herd mit Rauchfang. Der Koch ist unter dem Drehen des Spießes, an dem ein Huhn steckt, eingeschlafen. Rechts führt ein niedriger Türbogen ins Freie; man muß dort Stufen hinabgehen. Krank und zerlumpt sitzt auf den Stufen der junge Spielmann. Die durch die offene Tür einströmende Abendröte beleuchtet ihn, während sie das Dunkel im übrigen Teile des Raumes nur schwach aufhellt. Eine Panflöte hält der Spielmann am Munde. Wenn er der einen langen, weichen, klagenden Ton entlockt hat, spricht er in einem traumschweren Zustand vor sich hin.

Der Spielmann: Es ist ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein schwerer Traum. Ich trage ein Leuchten in meiner Brust, und wo er es wollte nähren mit seinem Öle, es würde die Nacht erhellen. Ich trage in meiner Seele ein Lied, es würde ihn wecken. Aber der junge König will mein Lied nicht hören. Er hat meine singende Liebe stumm gemacht, stumm und krank auf den Tod.

Ein junger Fischer tritt herein. Er hat eine Narrenkappe auf dem blonden Kopf und bringt Heringe in einem Netze. Seine schleppenden Bewegungen verraten Müdigkeit.

Der Fischer: Oho! Schlaft Ihr immer noch? Ich bringe Fische. Ich bringe Fastenfische für König Bettelmanns Tisch. Holla! Koch! Willst Du den König Bettelmann verhungern lassen?

Koch, aus dem Schlafe: Was willst Du? Laß mich schlafen. Ich will lieber sterben, als mich in den giftigen Dünsten dieser Höhle mit halbwachen Augen noch weiter herumschleppen.

Fischer: Drehe Deinen Spieß, Koch. Du stirbst zeitig genug. Aber das letzte Huhn ist noch nicht gebraten, und Deine Hand ist noch nicht erstarrt.

Spielmann: Wie hoch ist's an der Zeit?

Fischer: Die Sonne verblutet tief im Westen. Ich sah den Kranich hoch durchs Himmelsrot zu Neste fahren.

Spielmann: Es will Abend werden. Die Nacht ist kühl und stumm.

Fischer: Ich denke, daß es noch gute Zeit hat, bevor die Nacht kommt, denn seht: die Schellen meiner Kappe klappern noch ein wenig. Zwar riecht sie schon stockig genug, aber den Schimmel und die Flechten, die sie zerfressen wollen, behindert der salzige Wasserstaub bis jetzt noch immer. Die kleinen Fischchen aus dem Netze nehmend: Freilich, wenn ich nicht mehr hinaus kann mit Angel und Netz und die kleinen, zappligen, schnalzenden Silberfischchen fangen, so ist es um meine Kappe geschehen.

Der Küchenjunge kommt.

Fischer: Woher kommst Du?

Junge platzt heraus: Gebadet habe ich.

Fischer: Wo?

Junge: Im Meere, an dem heiligen Badeplatz. Schön war's! Ich habe mir Mut gefaßt, trotz des Verbotes. Die Kleider herunter — eins, zwei, drei — unter dem heiligen Nußbaum. — Der rauschte. Grau war die Luft. Beinahe hätte mich Furcht übermannt, denn es flüsterte so in den Blättern — Ihr wißt — hoch zwischen den Zweigen, wo sie das Kreuz aufgehängt haben mit dem blutenden Manne. Als aber der Schaum meine Füße spülte, floh die Furcht wie ein krächzender Rabe von mir. Ich mußte jauchzen und warf mich ins Tiefe — hei! Und wie ich schwamm und schwimmend lachte, da schoß die Sonne ein Bündel Strahlen durchs Bleigewölk. So wälzte ich mich in grüner Kristallpracht, warf mich herum auf den Rücken und dankte laut schreiend der Mutter Sonne. Und siehe da: ein bläulich schillerndes Wasserjungferlein kam über die Fläche herüber mit feinem Klirren der Flügelchen und ruhte wippend auf meinem Bauch . . .

Fischer: Du sollst Dich in acht nehmen, Junge! Zwei Galgen

hat der Oberpriester aufrichten lassen neben jedem Kreuz. Und die Raben sind hungrig.

Junge: Besser, durch das hänfene Fenster gucken, als Nägel durch die Hände geschlagen, Nägel durch die Füße; besser, als mit Essig und Galle getränkt und mit dem Spieß in die Seite gestochen zu werden.

Koch, zum Fischer: Was machst Du da?

Fischer: Ich lasse eine Mücke mein Blut saugen und schaue ihr zu. Es ist lustig, zu sehen, wie sie den langen Stachel in die geschwollene Ader bohrt und anschwillt von meinem Lebenssaft. Es ist ein gutes Vergnügen, zuzuschauen. Aber das größere folgt hinterdrein. Gebt acht: nun ist sie voll bis zum Bersten — nun schlag ich zu. Er erschlägt sie und lacht.

Koch: Unser König ist ein verlorener Mann.

Fischer: Wir alle sind es. Es saust mir vor beiden Ohren, und ich fühle mich oft übel zum Sterben. Das Fieber verzehrt mich. Ich höre meinen schnellen, hastenden Atem, wo ich gehe und stehe.

Koch: Pfui Teufel! Was ist das wieder für eine Art Muscheln — nach Sumpf riechen sie, pestilenzialisch! Ich bin kein Giftmischer, sondern ein Koch — und Deine Fische stinken nicht weniger.

Fischer: Ja, Alter, da siehe Du zu. Meinst Du, ich sollte mich mit diesen kraftlosen Armen aufs offene Meer hinauswagen? Ich will froh sein, wenn ich mit meinem elenden Fahrzeug mich durch die Kanäle schleichen kann. Was ich greife und angele, ist mir gut.

Spielmann: Der Tod bereitet sich vor. Das Ende bereitet sich vor. Zieht nicht das schwarze Gewölk seit Monden von Osten her über das Land? Schwarz, furchtbar und stumm. Wir haben die alten Götter verlassen und sündigen wider den neuen Gott. Die Erde wird erbeben und wird uns verschlingen.

Ein Krieger im blauen Stahlhemd, mit blauem Stahlschild, Wurfspieß und Schleuder tritt ein.

Koch: Wache, was gibt es Neues?

Krieger: Mich friert. Die Kühle und Feuchtigkeit der Nacht dringt durch und durch. Erst will ich mich erwärmen und dann erzählen. — Erstlich ist ein Wagen über die Zugbrücke gefahren, sechs kleine russische Pferdchen davor. Jetzt stehen sie drinnen im Schloßhofe. Im Wachtzimmer sagten sie, daß der Beichtvater der Königin in der Kutsche gesessen sei; ein alter, fremder, unbekannter Mann und ein Knabe. Mehr weiß ich nicht. Ich mußte dann meine Runde machen.

Koch: Es scheint zu Ende zu gehen mit unserm König, wenn die Königin ihren Beichtvater sendet. Wer doch nur wüßte, wie dies alles gekommen ist!?

Krieger: Sie munkeln in der Wachtstube, des Königs Krankheit rühre daher, daß er in seinen geheimen Gemächern eine schwarze Schlange füttere. Sie lebe von seinem Mark, sagen sie, und trinke täglich drei goldene Becher seines Blutes leer.

Fischer: Wenn es wahr ist, was Du sagst, so wollt ich — weiß Gott — ich bekäme sie zu Gesicht, daß ich mein bißchen übriggebliebene Kraft daranwenden und ihr meine Kappe könnte in den offenen Rachen stopfen. Was läge daran!? Entweder sie würde an ihr verrecken, oder es wäre um meine Kappe geschehen. Dann müßte ich freilich ohne Kappe ins Grab. Aber kitzeln sollte es mich, noch im Grabe kitzeln, wenn ich die Schellen im Bauche der schwarzen Schlange klingen hörte!

Krieger: Ich muß hinaus. — Wißt Ihr, daß russische Kaufleute heute vorübergezogen sind? Sie haben drüben Rast gehalten auf dem Erlenhügel. Sie hatten Sklaven und Pferdchen zum Verkauf, schöne, blasse Mädchen mit großen, schwarzen Augen und Haaren wie Kohle. Sie saßen ums Feuer und erzählten sich, wie ganze ungeheure Völkerschaften von Sonnenaufgang

sich erhöben und ihren Zug nähmen gen Sonnenuntergang. Er geht.

Stille. Verschlafenheit. Der Küchenjunge erschauert. Der Spielmann bläst langgezogene Töne auf der Flöte und spricht dazwischen.

Spielmann: Es will ein junger König sterben. Er gleicht dem Seevogel — tausend Meilen vom Lande seiner Heimat spürt er den Tod in der Brust. So strebt er, mit matten Flügeln schlagend, der Heimat zu — fliehend den Tod der Fremde, suchend mit letzten Kräften den Tod der Heimat.

Es öffnet sich eine Tür links in der Ecke. Es wird ein schöner Krieger sichtbar, blauäugig, blondgelockt, ein wenig blaß, aber voll Kraft. Er steht auf den untersten Stufen einer Wendeltreppe, in die er hinaufflüstert. Es ist Alf, der Schloßhauptmann.

Alf: Tretet mit Vorsicht! Die Stufen der Wendeltreppe sind morsch und abgenützt. Gelächter als Antwort.

Er tritt ein wenig vor, und sogleich kommt ein junger, schlanker, goldgegürteter Knabe das Geländer heruntergerutscht.

Helios steht da und sagt lachend: So mache ich das! — Brrr — aber wo sind wir hier? Hier duftet es gar sehr nach Spülwasser, geschabten Mohrrüben und so süßlich nach Fett. Könnt Ihr kein Licht machen?

Alf: Koch!

Helios: Soll hier ein Koch sein? Das ist mir eine recht saubere Höhle! Hier kocht man für einen König?

Alf: Koch! Schlaft Ihr schon wieder!? Es sind Gäste gekommen, sind von der Reise ermüdet, wollen essen und trinken.

Der Koch grunzt im Schlaf.

Helios stößt an den Fischer: Heda! Du! Was bist Du für einer?

Fischer: Was ich für einer bin?

Helios: Ja, Du kannst es mir sagen, wenn Du willst.

Fischer: Ein Spaßmacher.

Helios: Du bist ein trauriger Spaßmacher, scheint mir.

Fischer: Da habt Ihr den Nagel zu meinem Sarg recht eigentlich auf den Kopf getroffen, junger Herr. Ich bin ein trauriger Spaßmacher. Ich habe einstmals eine hübsche Portion Witz besessen — ein ganzes Netz voll kleiner, kribbelnder, krabbelnder und flatternder Vögelchen. Die reizendsten Kolibrichen, sage ich Euch! Wenn ich sie fliegen ließ — wie ich denn manchmal tat — so in der Sonne —, wißt Ihr, das war lustig genug. Ja, ja, junger Herr, ich sage Euch reine Wahrheit. Faßt Ihr in Eure beiden zierlichen Hände lauter geschliffene Edelsteine — grüne Smaragde, Karfunkel, Rubinen, Perlen und Diamanten — und werft sie wie Sand in die Luft, es funkelt und blitzt und leuchtet nicht bunter wie meine lieben Vögelchen alle.

Helios: Wo habt Ihr sie denn gelassen — die lieben Vögelchen alle, wie Ihr sie nennt?

Fischer: Ja, seht Ihr, das hat seine Bewandtnis. Ich weiß nicht, wie ich Euch das erklären soll. Es kam — sozusagen — eine böse Seuche. Viele starben, viele blieben im Sumpfe stecken, das Alter raffte die letzten hinweg. Und da die Sonne unserem Lande zürnt, so hat sie mir keine neuen ausgebrütet — aber desto mehr Maden.

Helios: Was tust Du mit dieser Angel, Freund?

Fischer: Daran hefte ich diese Maden und fange Fische mit ihnen. Ich fange Fische. Ich habe mich auf den Fischfang verlegt. Aber von Hunderten, die ich fange, ist oft nicht einer genießbar. Entweder sie schmecken nach dem Sumpf oder, was meistens geschieht, ich zerquetsche ihnen die Galle. Ich kann mich anstellen, wie ich will, so bringe ich Gallenfische. Da ist's denn ein Fressen für die Schweine — weiter nichts.

Helios: Ihr müßt an die Sonne, guter Freund.

Fischer: Das gebratene Huhn am Spieß wird eher Flügel bekommen und durch die Luft davonfliegen, als daß mich die Sonne wieder bescheint.

Alf: So wollen wir wenigstens den Mond hereinlassen.
Er öffnet die Tür ins Freie.

Helios: Seltsam fremd ist es hier.

Spielmann: Hüte Dich, Knabe!

Helios: Sprichst Du zu mir?

Alf: Hüte Dich! hat er gesagt — und wahrlich, ich sage wie er: Hüte Dich! Das Feuer der ewigen Mutter durchglüht Dich noch. Du trägst in Deinen Augen den Stolz und den Glanz und das Glück des Lichtes. Ich weiß nicht, woher Du bist, Knabe. Aber Dein Gang ist nicht schwer wie unser Gang. Bei Deinem Lachen erschrecken die Fledermäuse und fliehen hastig. Aber der Gewalten der Nacht sind viele in unserem Lande. Es wäre schade um Dich, Du Sonnenkind.

Helios: Ich fürchte mich nicht. — Heda! Du! Küchenjung! Was nickst Du mir immer heimlich zu? Kennst Du mich denn?

Junge, Mohrrüben schabend, dumm in sich kichernd, verlegen: Freilich kenne ich Dich.

Helios: Hast Du vielleicht zu Salamanca mit mir studiert?

Junge, kichernd: Du bist nicht, was Du bist.

Helios, ihn am Ohr ziehend: Nun halt Deinen Mund, Herr Junker Schmutzfink! Verstehst Du wohl?!

Alf, an der Tür: Hörst Du das dumpfe, eherne Brausen? Das ferne Tosen? Die See.

Helios: Ist es das Meer — das große Heidenmeer?

Alf: Ja — das große Heidenmeer ist es! Und dort drüben, wo Ihr es im Mondschein hüpfen und springen seht — weiße Schaumrosse ...

Helios: Die Brandung! Ich will hin! Ich will das Meer sehen! Ich will das große Heidenmeer sehen! Ich hab mich nach ihm gesehnt — gesehnt. Ich habe mir große, rosenfarbene Muscheln ans Ohr gedrückt und halbe Tage gehorcht, was sie mir rauschten, raunten und sprachen. Laßt mich hinaus! Ich will hin! Meer!

Großes Heidenmeer: Sei mir gegrüßt! Ich komme zu Dir. Warte nur. Halte mir einen Delphin bereit — er soll mich nach Helixoia tragen!

Alf: Was ist Helixoia, Knabe?

Helios: Weißt Du das nicht? So laß Dir's von meinem Vater erzählen, Mann. Dort lebt ein Volk, ganz anders als Ihr. Und immer im neunzehnten Jahre kommt Apollo zu ihnen herab, tanzend, Kithara spielend, von kreisenden Schwärmen singender Schwäne begleitet. Sei mir gegrüßt, Du Meer!

Alf: Hast Du das Meer noch niemals gesehen?

Helios: Niemals! Nein! Ich will hin!

Alf: Du kannst nicht hier hinaus. Du versinkst im Sumpfwasser.

Helios: Ich springe hinüber.

Alf: Ich höre Ruderschläge. Seid still! Es ist die Stunde, in welcher der König hinauszurudern pflegt.

Helios: Kann man ihn sehen, wenn man sich verborgen hält?

Alf: Sei still und rühre Dich nicht.

Helios: Euer König ist krank?

Alf, bewegt: Ja!

Helios: Euer König ist schön?

Alf: Unser König ist schön und krank.

Helios: Sie sagen, es gleiche sein Haupt der weißen Lilie, welche auf schwarzem Wasser ruht...

Alf: Still! Dort ist er.

Helios: Weshalb rudert er doch hinaus — so allein des Nachts?

Alf: Niemand hat es erforscht. Unsere Fischer meinen, man höre in stillen Nächten, draußen, vom Grunde des Meeres herauf, Glocken läuten — und wer diese Glocke einmal gehört, so meinen sie, der müsse sie hören und wieder hören und verginge in Sehnsucht nach der Tiefe.

Helios: Hat Euer König die Glocken gehört?

Alf: Das weiß Euch niemand zu sagen.

Helios: Ist Euer König jung?

Alf: Dreißig Sommer. Hört Ihr, wie langsam, langsam er mit den Rudern ins Wasser taucht? Gebt acht, jetzt könnt Ihr das silberne Kreuz an der Spitze des Nachens sehen. Er biegt um die Erlen — da — jetzt leuchtet der Mond in sein Gesicht.

Helios, verzückt: Ich sehe ihn. Ich sehe sein Gesicht. Starrt hinaus und versinkt in Schauen.

Spielmann, wie im Traum: Es ist ein junger König. Und es zieht ihn ins Dunkel. Es umhüllt ihn ein schwerer Traum.

Ende des Fragments.

Das Hirtenlied

Fragment

Erster Akt

Der arme **Künstler** liegt auf dem Ruhebett seines Arbeitsraums. Ein **starker, männlicher Engel** tritt aus dem Mittelvorhang, der diesen Raum teilt.

Der Künstler:

Was willst Du?

Der Engel:

Warum liegst du trüb und faul
auf Deinem Lager, ganze Tage lang,
und rührst Dich nicht?

Der Künstler:

Mich hungert! ich bin schwach!

Der Engel:

Steh auf! geh aus! und suche Dir Dein Brot!

Der Künstler:

Ich mag nicht!

Der Engel:

Wer zu träg ist, aufzunehmen,
was Gott der Herr zur Nahrung ihm bestimmt...

Der Künstler:

Das Brot, das in dem Kot der Straße liegt,
ist mir zum Ekel. Bücke sich, wer will,
es aufzuheben. Weiß mir Gott im Himmel
nicht reinere Speise, meid ich seinen Tisch.

Der Engel:

Du sündigst!

Der Künstler:

Nein. Gott sündigt, und nicht ich.

Der Engel:

Du lästerst!

Der Künstler:

Nein, Gott lästert, und nicht ich.
Wo hat ihm einer treu wie ich gedient?
Ich hab ihm rein bewahrt die reine Flamme,
warum versagt er mir das heilige Öl?
Mit Talg von Schweinen mag ich sie nicht nähren.

Der Engel:

Was Gott gereinigt, mache Du nicht unrein!

Der Künstler:

Was willst Du und wer bist Du?

Der Engel:

Ich? Dein Engel!

Der Künstler:

Mein guter Engel?

Der Engel:

Ja!

Der Künstler:

Darf ich Dir's glauben?

Der Engel:

Betrachte mich vom Scheitel zu den Füßen:
Du findest weder Falsch noch Fehl an mir.

Der Künstler:

Du bist ein Spuk, nichts weiter! Sieh, ich liege,
vor Hunger fiebernd und vor Dunkelheit,

allein, vergessen unter Staub und altem
Gerümpel, und da malt mein armes Hirn
Dich in die Leere.

Der Engel:

Fasse meine Hand!

Der Künstler:

Warum? sie scheint mir stark, doch ist sie's nicht.

Der Engel:

Du kennst sie nicht!

Der Künstler:

Du spottest! wäre sie
nicht schwach und unnütz, Deine Engelshand,
wie läg ich hier geschlagen und entnervt?
Nein! nein! nur fort! Du hohles Trugbild, fort!

Der Engel:

Ich bin kein Trugbild!

Der Künstler:

Aus der wüsten Gärung,
der großen Babel bist Du aufgestiegen,
aus Blasen, giftigen Dämpfen, was weiß ich!
Hör, wie sie tost, die Stadt, die mich begräbt,
mich und mein reines Licht!

Der Engel:

Du irrst, mein Freund!

Der Künstler:

Spuk! hebe Dich hinweg! Schreib meinethalb
Dein ‚Mene mene tekel' an die Wand!
Mich schreckst Du nicht. —

Der Engel:

Steh auf, der Frühling kommt.

Der Künstler:

Du machst mich lachen!

Der Engel:

Und das will ich tun!

Der Künstler:

Du machst mich bitter lachen. Sprichst Du nicht,
als wärest Du die Macht und Herrlichkeit?
Erborgte Majestät von meinen Gnaden!
Leb nur ein Weilchen, meinethalben, Freund!

Der Engel:

Fühlst Du es nicht von meinen Flügeln strömen
wie Duft von Blumen, die am Wasser tändeln?
Siehst Du das Wasser nicht durch Wiesen sprudeln?
in schmaler Rinne, über blanke Steinchen?
Sieh dort, ein Veilchen! Sieh, ein Gänseblümchen!
Leg Dich dort nieder, dort, am trocknen Hang,
wo leis umher, doch trunken, kaum erwacht,
ein Molkendieb sich tummelt in der Sonne.

Der Künstler:

O ferne Heimat! weißer Schmetterling!
O Frühling! Land der Jugend! Land der Freiheit!

Der Engel:

Was säumst Du noch? steh auf und folge mir!

Der Künstler:

Ins Grab?

Der Engel:

In Deine Heimat folge mir!

Der Künstler:

O Gabriel! — denn also tauf ich Dich,
weil wie Verheißung Deine Worte brennen

in meinem Herzen — ob ich es auch weiß,
daß Du nichts bist, nichts sagst, als was Du lügst...
O Gabriel, Phantom, ich kenne besser
den Weg, den, tret ich einmal hier hervor
aus meiner finstren Kammer, ich muß pilgern:
Durch abgelegne Gassen muß ich schleichen,
in Keller kriechen, die nach Fusel duften,
muß Speise schlingen, die mich ekelt, muß
Gestank, verdorbne Dünste in mich atmen.
Dort, wo die Pest des Lasters ewig frißt,
Verworfenheit Gott schändet, wo der Mensch,
ein viehisch Zerrbild, sich im Schlamme wälzt,
ist meine Wohnung: dorthin führt mein Weg.

Der Engel:

Du irrst!

Der Künstler:

Da hast Du recht. Ein Labyrinth
umgibt mich diese Stadt, darin ich nun
seit zwanzig schweren, leeren Jahren irre.
Die Gänge sind von scharfem Qualm erfüllt.
Hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht.
Hier sind der Schrei der Lust, der Schrei des Wehs
zwei Brüder: Zwillingsbrüder! mehr als das:
ganz eins sind beide, unzertrennlich eins.
Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
gehetzter Kreatur! Schlaf ist nicht Schlaf!
Wachen nicht Wachen! und der Friede ist
ein altes, totes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
und bring ihn mir! Vergebens gehst Du aus:
Du wirst nicht auf dem Markt, nicht in den Gassen,

nicht in den Kirchen, noch in den Palästen
die weiße Taube finden, die Du suchst.

Der Engel:
Vertraue mir! Die Stadt hat Tore. Komm!

Der Künstler:
Gib mir die Hand, dies war ein Wort, das gilt.
Ja, führe mich, Du lieber Friedensfürst —
denn jetzt erkenn ich Dich — zu meiner Pforte.
Öffne sie leise und entlaß mich lind.
O könnt ich Dir vertrauen! Sieh, ich selbst,
wie Kork auf einem breiten, wilden Strom,
bin willenlos. Ich kann den Mut nicht finden,
den mancher fand, den letzten Mut ins Freie.
So oft ich in Bereitschaft mich geglaubt,
den Torgriff in der Hand, bebt ich zurück.

Der Engel:
So komm, vertraue mir!

Der Künstler:
Ich kann nicht! geh!

Der Engel:
Was hält Dich noch?

Der Künstler:
Mein Werk.

Der Engel:
Was für ein Werk?

Der Künstler:
Das Werk, darum ich lebte.

Der Engel:
Lebtest Du
um eines Werkes willen?

Der Künstler:
Allerdings!
Was denn rechtfertigt mich, wenn nicht mein Werk?

Der Engel:
Rechtfertigen vor wem?

Der Künstler:
Vor meinen Brüdern.

Der Engel:
— Die Du zurückläßt in der Stadt der Schmerzen,
sie fragen nicht nach Dir und Deinem Werk.
Geh nur von ihnen, Mann! so wie Du kamst!
Sie wissen nichts von Dir und Deiner Schuld.
Komm nur!

Der Künstler:
Noch nicht. Phantom, heb Dich hinweg!
bedarf ich Deiner, sprech ich Deinen Namen.
Du kamst zu früh! Du bliebst zu lang! Nun geh!
Ich wische Dich von meiner Tafel aus,
wie Linien aus Kreide, die ich zog.
Noch stehst Du? willst Du mehr sein als Du bist?
Die Zeiten sind vorüber, wo die Engel
des Herrn wie gleich und gleich gewandelt sind
unter uns Menschen.

Der Engel:
Wieder irrst Du!

Der Künstler erhebt sich, traumwach, tritt zur Staffelei:
Nun!
wenn Du nicht weichen willst, steh denn, Phantom!
Steh still, auf daß ich Dich mit meinem Pinsel
auf diese Leinwand banne.

Der Engel:

Sag, was malst Du?

Der Künstler:

Rahel am Brunnen!

Der Engel:

Armer, armer Mann!
Wie willst Du malen, was Du nie gesehn?
Was weißt Du von dem frischen, starken Weinstock
im Garten Israel? Vergebens langst Du
nach seinen jungen Trauben. Deine Seele,
so sehr sie schmachtet nach den Himmelssüßen,
so brünstig sie verlangt, kennt sie doch nicht.
Rahel war schön ...

Der Künstler:

Ich weiß!

Der Engel:

Was weißt Du? nichts!
Sie war, daß, wer sie sah, sich niederwarf
vor Gott, anbetend, stammelnd, ganz zerknirscht.
Sie war ein Weib ...

Der Künstler:

Ich habe sie erblickt,
einmal, in meinem Traum!

Der Engel:

Rahel war schön ...
so schön, daß Deine Träume sich erleuchten
von ihrem Schatten. Dieses Schattens Schatten
auf Deiner Leinwand wäre Glücks genug:
doch er versagt sich Dir.

Der Künstler:

O Rahel! Rahel!

Der Engel:

Du seufzest! sieben Jahre diente Jakob
um Rahel, und die Jahre däuchten ihm
wie Tage, also hatte er sie lieb.
Und nie hat Gott der Herr ein Menschenkind
höher begnadet, als er Jakob tat
mit diesen sieben Jahren.

Der Künstler:

Rahel! Rahel!
um Deines Schattens Schatten dien ich nun
dreifach die Zeit als Jakob, hoffnungslos.

Der Engel:

Um Rahel dient Ihr alle!! Ja, so ist's!
um Rahels Schatten. — Dieser Zeiten Sturm
und Krieg ist Krieg und Sturm um ihretwillen.
Doch Rahels Schatten flieht, indes sie kämpfen:
Er flieht und flieht! Betrogner! folge mir!
Worum Du harrst und harrst, das ist nicht hier.
Ich aber führe Dich ins Land der Träume,
der bunten Wolken, deren Mutterschoß
allein uns geben kann, wonach wir schmachten.

Der Künstler:

Mit Träumen ward ich schon beschenkt genug,
o Gabriel! das bunte Rauchgeschwele
beklemmt mir Herz und Hirn, erstickt mein Haupt.
Willst Du mich führen, leite mich ins Helle!
ins klare Sonnenlicht des frischen Tages!
Mit Träumen schreckst Du mich. Laß endlich mir
den starken Morgen alles Traumgewölk
durchtrennen! Gib mir jenes ganze Sein,
das keines Traums bedarf.

Der Engel:

Tor, der Du bist!
Das Sein, das keines Traums bedarf, heißt Tod.
Blick um Dich!

Finsternis. Allmähliche Verwandlung.

Der Künstler:

Wo denn sind wir? sage mir —
Bist Du mir noch zur Seite, Gabriel?
wie lange, sag mir, sollen wir noch wandern?

Man erblickt die Gestalten des Engels und des Künstlers wie die zweier Wanderer zuweilen hervortreten. Der Engel ist Führer.

Der Engel:

Im Osten, tief, ob fernem Hügel, sieh,
ein schmaler Wolkenstreif, der sich durchhellet.
Dort steigt uns bald das große Licht herauf,
das einen neuen Tag uns muß gebären.

Der Künstler:

Mich dürstet! ich bin müde! Laß uns rasten!
Die Nacht war lang und steinicht ist der Weg.
Wir haben rauhe Klüfte überstiegen,
einsame Pässe, Gletscher, und durch Ströme,
die kalt und tosend aus den Felsen brachen,
sind wir geschwommen. Meine Zähne klappern
im Frost. Bald wieder wird in heißen Wellen
Glut mich durchdringen, die mich ganz ermattet.
Ich bleibe hier! ich will nicht weitergehen!

Der Engel:

Wohlan! so diene uns zur Ruhestätte
auf jener Halde ein bemooster Stein.
Ich lasse Dich aus einer Quelle schöpfen,

die manch Jahrtausend jene Stätte heiligt.
Gar viele Wandrer Himmels und der Erden
hat sie erlabt: erlabe sie nun Dich.
Und — Jakob! Strecke Deine Hände aus:
die Frucht des Feigenbaumes über Dir
wartet auf Dich, daß Du sie nimmst und issest.

Die Szene verändert sich. Im allmählichen Tagen sieht man den Künstler und den Engel an einem Felsenquell sitzen. Aus dem Felsen über ihnen ist ein mächtiger Feigenbaum herausgewachsen. Sonst eine Ferne von Wiesen und sanften Hügelungen. Gruppen uralter Bäume.

Der Künstler:

Herr, hier ist gut sein! — Sieh, ich wußte nicht,
daß Du hier weilest, Herr! — O Gabriel!
Freund Du und Mittler! Habe Dank! Ich bin
geborgen hier, ich fühl's, nah dem Allgütigen!
bin heimgekehrt! zum Brunnen meines Vaters.
Und er, mit seiner Hand, von Ewigkeit
getreu, reicht mir den Becher, schenkt mir Früchte
voll heißen Lebens. Nun, ich küsse sie:
Die Früchte küß ich und den Becher küß ich
und falle reuig auf mein Angesicht.

Morgenröte.

Der Engel:

Ich aber recke hoch in Gottes Frühe
das Schwert. Entfach es sich am Himmelsfeuer
zum Flammenzeichen dieser jungen Welt!
Denn, Bruder, wo dies Schwert uns nicht mehr brennt,
so ist des Blinden leere Augenhöhle —
vergleichst Du sie mit unsrer Blindheit — Licht!
ein Quell des Lichtes! Reichtum! Segen! Gnade!
Horch, Herdenglocken!

Der Künstler:

— Nichts! zu meinem Ohre
dringt Deine Stimme, meine, sonst kein Laut.
Von solcher Stille hab ich nie gewußt.
Verlaßne Wiesenflächen, grün gebreitet.
Gewalt'ge Wälder Laubes, über Stämmen
von Riesenmaßen. Haine, welche beben
und schillern, wenn das junge Blattgewölk
ein Lüftchen regt. — Hier möcht ich Hütten bauen!!
Wo blickst Du hin?

Der Engel:

Auf jene Herde dort,
die, langsam wandelnd, immer höher grasend
am weichen Hügel, sich zum Brunnen nähert.

Der Künstler:

Wo?

Der Engel:

Dort! und hörst Du nun die Glocken?

Der Künstler:

Ja,
nun hör ich Glocken. Kühe wandeln dort,
vom braunen Stier geführt, der, tief gesenkt
den schwarzen Nacken, schwer sich aufwärts grast. —
Und unten seh ich Hirten. Sage mir:
wie heißt dies Land und wer bewohnt es?

Der Engel ruft durch die Hände:

Hört,
Ihr Hirten! Hier, ein Mann, unkund der Gegend,
fragt, wer Ihr seid, woher des Wegs Ihr zieht
und wie das Land sich nennt, darauf Ihr weidet!

Der Künstler:

Ich höre sie lachen.

Der Engel:

Warum lacht Ihr? sprecht! —
weil ich ein Engel bin und sie befrage.
Gedulde Dich! — schon hör ich nah und höher
die Herde schnauben... Zwei junge Hirten kommen.
Richte nur getrost
Dein Wort an sie.

Der Künstler:

Wer seid Ihr?

Erster Hirt:

Hirten Labans!

Der Künstler:

Wie heißt dies Land?

Erster Hirt:

Mesopotamien!

Der Engel:

Du siehst mich fragend an und fast bestürzt:
Was diese Männer sagen, darfst Du glauben.
Wie geht es Laban, Eurem großen Herrn?

Erster Hirt:

Es geht ihm wohl.

Der Engel:

Und Rahel?

Erster Hirt:

Rahel? ei!
kein Füllen ist so wild und so gesund
in Labans Herden.

Zweiter Hirt:

Wenn Du warten willst,
sie bringt die Lämmer hinter uns zur Tränke.

Der Engel:

Ich kann nicht warten: meine Zeit ist um.
Leb wohl nun — Jakob! Du bedarfst fortan
nicht mehr des Führers. Wohlgeleitet sind
die Kinder dieser jugendlichen Triften.
Zum Vater dieses Gartens eil ich auf,
des starkes Herz Euch liebt, des mächt'ger Arm
Euch schützt, in dessen Hut die Herden weiden.

Der Künstler, dem entschwindenden Engel nachblickend:

Er wirft sich in den Raum! Die Flügel breiten
sich aus wie Segel. Ruhig trägt er sich
fort über Täler, Flüsse, höchste Wipfel,
und eilig folgt sein Schatten übers Erdreich.

Erster Hirt:

Woher denn kommst Du, Fremdling?

Der Künstler:

Fragst Du mich?

Zweiter Hirt:

Wir hätten gern gewußt, woher Du stammst.

Der Künstler:

Wißt Ihr, was Träume sind? Ihr schüttelt beide
die braunen Köpfe. Nun, was hilft es mir,
wenn ich Euch sage, daß ich aus dem Lande
der Träume stamme!

Erster Hirt:

Wohin pilgerst Du?

Der Künstler:

Ich bin am Ziel. Ich höre singen ...?

Zweiter Hirt:

Rahel,
mit ihres Vaters Lämmern, kommt zur Tränke.
Heil, Tochter Labans!

Der Künstler:

Rahel, nahst Du Dich?

Rahel erscheint.

Rahel:

Ana und Magdiel, ich suche Euch!
Ihr hütet schlecht. Die Tiere Eurer Herden
zerstreuen sich und suchen Wasser: tränket
sie doch!

Erster Hirt:

Wir warten Deiner Brüder, Rahel!
Wir sind die Schwächsten nicht, doch ihrer zwei
bewegen nicht den Stein von dieser Tränke.

Rahel:

Die Schwächsten seid Ihr nicht, doch seid Ihr schwach!
Was aber soll geschehn? Die Lämmer schreien
und wollen trinken.

Der Künstler, plötzlich mit Entschiedenheit:

Locke, Tochter Labans,
die Schafe! ich indessen will den Stein
vom Wasserbrunnen wälzen. — Hirten, treibet
doch Euer Vieh zusammen und alsbald
heran zum Wasser, nach den Schafen Rahels.
Denn neue Herden schwimmen aus der Ferne
hierher und wollen trinken. Sputet Euch!
auf daß der Zug nicht stocke, ein Gedränge

wohl gar entstehe, wo der Stier das Lamm
zertritt und sich die Schafe quetschen, eins
das andre überdrängend. Geht und eilt!

Erster Hirt:

Erst laß uns sehn, wie Dir gelingen will,
was einem Engel Gottes einst mißlang.

Der Künstler:

Wohlan! *Er wälzt den Stein vom Brunnen.*
Nun fort! und tut, wie ich befahl!
Die Hirten entfernen sich mit Zeichen des Entsetzens.

Rahel:

Ich heiße, starker Fremdling! Dich willkommen,
denn, wie es scheint, Du bist uns gut gesinnt.
Wenn Dir's beliebt: zu meines Vaters Zelten
geleit ich Dich, sie sind nicht fern von hier
in einem Schattengrunde aufgeschlagen.

Der Künstler:

Ihr wohnt in Zelten?

Rahel, *stolz*:

Unermeßlich reich
ist Laban, und so weit Du wandern magst
in dreißig Tagen, alles Land ist sein.
Die ungezählte Menge der Kamele,
Schafe und Esel, Rinder und Ziegen decken
auf Meilenweite rings die Erde zu.
Um ihrer Nahrung willen reisen wir
von Ort zu Ort. — Und ich bin Labans Tochter.

Der Künstler:

Auch ohne Reichtum bist Du reich genug.
Doch sage mir, Du wilde Blume, sprich:

Dein Vater, der ein Fürst ist, wird er mich —
den Mann, der seine Armut hat, sonst nichts —
wie Du willkommen heißen?

Rahel:

Deine Augen
sind voll Erstaunen, wie nach langem Schlaf.
Und weil Dich jäh die Hirten hier erweckten,
so kommt's, daß Deine Fragen seltsam klingen.
Ich höre Leas Stimme. Lea! Schwester!
Hier wächst ein Heilkraut für des Vaters Wunde.
Du weißt, er klagt, daß sie sich nicht will schließen!
Ich sammle mir davon und bring es ihm.

Leas Stimme:

Wer hat den Stein vom Brunnen uns gewälzt?

Rahel, zögernd:

Ich weiß nicht!

Der Künstler:

Rahel, warum sagst Du das?

Rahel:

Ich will nicht, daß sie kommt und Dich erblickt,
denn anders hab ich mich nunmehr besonnen.
Eh ich Dich führe zu den Jurten Labans,
wo meines Vaters Weiber Dich umringen
und Kinder sich an Deine Kleider hängen ...
wo Du mußt essen, trinken und erzählen,
sollst Du, in dieser Stille, Worte sprechen
allein zu mir.

Der Künstler:

Was willst Du hören? frage!

Rahel:

Dich will ich hören! Deiner Stimme Laute!
Sonst nichts. Erzähle, sage, was Du magst!
Woher Du kommst, wohin Du nun mußt reisen,
aus welchem Volke Du entsprungen bist...
kurz, was Du meinem Herzen kannst gewähren!

Der Künstler:

Nun, so gedulde Dich, bis meine Seele
sich klärt und ich aus Klarem Klares schöpfe.
Bevor Du kamst, verließ ein Engel mich,
der mein Begleiter war auf dunkler Straße.
Wo war ihr Ursprung? Wüßt ich das nur selbst!
Von diesem Feigenbaume nahm ich Früchte,
und als ich sie gegessen, losch in mir
das Gestern aus. Kaum daß ich niedersaß,
nach vielen Mühen, trüben Wanderungen,
an diesen Quellen, da umdrängte mich
die Heimat, und von meinen Schultern fiel
die Last der Fremde. Einsam und verloren
war ich, nun bin ich nicht mehr einsam, bin
dem Vater nah, dem Schutze und der Liebe.

Rahel:

Aus einem fernen Lande, Kanaan,
von meines Vaters Schwester, ward uns Kunde,
durch Wanderhirten, wie wir selber sind:
Es heißt, sie habe Jakob, ihren Sohn,
hinausgesendet, daß er sich ein Weib
unter den Töchtern meines Vaters wähle.
Nun sieh! mir scheint: Du bist es! Bist der Jakob,
Sohn Isaaks, des großen Patriarchen,
und der Rebekka, meines Vaters Schwester...?!

Und bist Du's wirklich, der da kommen soll,
so sprich! dann wart ich fürder keines andern.

Der Künstler:

Ich bin's — und bin es nicht.

Rahel:

Und bist es doch!

Der Künstler:

Woran erkennst Du mich?

Rahel:

Ich lag am Feuer
am hellen Mittag einsam bei den Schafen,
da kam es über mich, daß ich den Gürtel,
womit ich meinen Leib gegürtet, nahm
und ihn ins Feuer warf. Er ward verzehret.
Und wie der grade Rauch gen Himmel quoll,
sprach ich zu unserem Gotte: Herr und Gott!
wenn einer kommt, ein Mann allein, und mir
den Felsen von dem großen Wasserbrunnen —
und ungebeten — wälzt, so sei es Jakob!

Der Künstler:

Je nun, was ich Dir bin, das will ich sein!
Ward je ein König so wie ich empfangen?! —
O Rahel, hat Dein Gott mich so geführt,
so darf ich auch den Namen nicht verleugnen,
den er mich tragen heißt: Ich bin's! bin Jakob!

Zweiter Akt

Das Zelt Labans im Hintergrunde. Vorn rechts aus mehreren Steinen ein Altar. Laban sitzt auf einem Stein vor der Hütte. Rahel steht vor ihm.

Laban:

Willkommen, Rahel! Du, mein liebstes Kind!

Rahel:

Ich dank Dir, Herr!

Laban:

Wo hast Du Deine Schwester?

Rahel:

Nach Lea fragst Du mich? Ich weiß nicht, Herr!
Der alte Mann, der zu Kamele abends
die Runde macht, der krumme Simeon,
berief mich her zu Dir. Da bin ich denn.
Von Lea aber ward mir keine Kunde.

Laban:

Ihr meidet Euch! Ihr Schwestern! Du und Lea! – ?
Kind, hebe Deine Augen auf! Ich weiß
von Deinen Heimlichkeiten mehr als Du,
auch wenn Du mit den Wimpern sie verschleierst:
Um Jakobs willen seid Ihr uneins.

Rahel:

Herr,
wir sind nicht uneins!

Laban:

Setze Dich und höre.
Viel hab ich Dir zu sagen. Merke auf!
Wenn morgen früh die Sonne sich erhebt,
um von den Weideplätzen Deines Vaters

die Finsternis zu scheuchen, siehe, dann
beginnt der Tag, an dem vor sieben Jahren
Du einen Mann zu meinen Hütten führtest,
Jakob, Sohn Isaaks.

Rahel:
Ich weiß es, Herr!

Laban:
Er ward empfangen unter meinem Volk
von uns mit Freuden. Während dreier Tage
stellten sie Feste an und brachten Opfer,
aßen und tranken fröhlich, und es schien,
als sollten Spiel und Tanz und Harfenschlagen
kein Ende finden. Wahrlich, Jakob ward
empfangen wie ein Fürst, Rebekkas Sohn
von mir geehrt wie meiner Lenden Kind.
Es sind dieselben Bäume, unter denen
die Pauken damals dröhnten. Blick umher!
Und wo mein Zelt vor sieben Jahren stand,
dort hieß ich meine Knechte heute es
mir wiederum errichten. Rahel, siehe:
Weiß ist mein Scheitel, weißer noch als Silber
mein Bart. Ich sehnte mich. Ich wollte wieder
mit Jakob fröhlich sein. Denn meine Seele
war diesem Mann geneigt von Anbeginn.
Den Jubelklang der Harfen jener Tage,
wo Gott ihn mir geschenkt — in stillen Nächten
hat er seitdem mich oft besucht! — ich will
ihn wieder hören.

Rahel küßt seine Hand:
Vater! Herr und Vater!

Laban:

Mich schmerzt Dein Dank. Noch ist er nicht verdient
um Dich. Ich sage besser: liebes Kind!
Wenn Du erst ganz erfahren, was mir Gott
im Traum gebot zu tun, wirst Du vielleicht
mir Deinen Dank entziehn vorerst. Laß sehn!
Morgen ist Hochzeit! Jakobs und der Lea.

Rahel:

Ei nun, so laß auch mich beim Feste sein,
ich habe bunte Röcke mir gewebt,
und Jakob, der Dir sieben Jahre dient
um meinetwillen, wird Dir's danken, Vater!
Oh, laß mich jauchzen! Mein ist Jakob, mein!
Und weil er mein ist, will ich opfern, will
mein schwarzes, schweres Haar, so lang es ist,
Dir auf den Altar legen: Kleider, Schuhe,
mein Lieblingslamm, den Stier, kurz: was Du willst.

Laban:

Und Lea, Deine Schwester, soll verschmachten?

Rahel:

Vater, eh Jakob ging aus Kanaan,
war er schon mein. Die Kinder Gottes kamen
und warben um mich: Ich harrte Jakobs. Sieh,
ein starker Engel führte ihn, den Starken,
zu uns, Ihr aber aßet miteinander
und tranket, während rings die Täler schollen
vom Lärm der Zimbeln, Harfen und Trompeten.
Gesegnet sei die Stunde, da Du kamst,
sprachst Du zu ihm, und bleibe bei uns, ewig!
Er blieb — um meinetwillen! — diente Dir

um meinetwillen, mehrte Deine Güter
ins Ungemeßne, und aus einem Volke
sind wir zwei Völker worden. — Nun wohlan,
Jakob ist mein! Was schiert mich Lea?!

Laban:

Rahel!
Der Trotz Rebekkas, meiner Schwester, bäumt
in Dir sich auf. Von ihrem harten Sinn
lebt auch in Dir ein Teil. O wärest Du
nun auch bedacht mit ihrer Klugheit! — Lea,
mein Kind gleich Dir, verbringet ihre Tage
mit Seufzen, ihre runden Wangen sind
verfallen, ihre Augen ohne Glanz,
ihr Tun ganz ohne Kraft und ohne Glück.
Dem Weinstock gleich siecht Deine Schwester hin,
wenn Frost ihn in der Blüte trifft. Sie wähnt
um ihrer Zukunft Früchte sich betrogen: —
und ist betrogen, wahrlich, wie sie wähnt,
wo meiner Väter Gott — der starke Gott! —
sich ihrer nicht erbarmt in letzter Stunde.

Rahel:

Lea betrügt sich selbst. Jakob ist mein!
Wer ihn mir nimmt, betrügt mich. Er betrügt
die Götter, die ihn mir geschenkt, betrügt
auch den, um den er mich betrogen: Jakob!
Jakob ist mein!

Laban:

O Törin! Jakob ist
niemandes Eigentum. Nicht Deins noch meines.
Dein ist die Magd, die ich Dir schenkte, Dein
der Knecht, der Hund, der Esel, das Kamel,

das Schaf, die Ziege! Alles, was Du nimmst
aus meinen offnen Händen; das Gezelt
ob Deinem Haupt, das Lager unter Dir,
obgleich es mein ist, wie Du selber mein,
gehört Dir mehr und kann mit größrem Recht
Dein Eigen heißen. Dieser Jakob aber
wird herrschen! — Keines Weibes Gürtel kann —
auch Deiner nicht, obgleich Du schön bist, Rahel! —
ihn binden, daß er liege, wie ein Farren,
beschickt zum Opfer. Selber wird er schlachten
die Hekatomben Gottes, als ein Zeichen
des Bundes der Gewaltigen: nicht ein Knecht.
Blind war Dein Auge, wenn Du nicht erkanntest,
was doch am Tag ist, unwert Jakobs. Geh!

Rahel:

Wo Jakob mir nicht wird, so will ich sterben.

Laban:

Geh zu den Jägern. Laß in Deinen Käfig
Dir einen Adler sperren, Närrin Du!
und achte, bis er Dir zum Spotte wird:
Dann komm und sprich von Jakob. Bis dahin
leb oder stirb! Doch dies, bei meinem Zorn:
Gleich einer Stummgebornen sollst Du sein
in diesen Tagen! Und in Furcht und Beben
erkenne mein Gebot, Jakob zu meiden.
Lea erscheint.
Weh', wenn Du wolltest gen den Stachel lecken! —
Tritt näher, Lea! Lea tritt heran.
Reichet Euch die Hände!
Ihr seid ein Blut! so werdet auch dereinst
ein Herz! Nun, Rahel, sei gesegnet, geh! Rahel ab.

Bring Krug und Becher mir aus meinem Zelt.
Mich dürstet. — Sage mir ... Dein Gang ist müde!
unstet und scheu Dein Blick! Was fehlt Dir?

Lea:

Nichts.

Laban:

Nun, so belog mich Silpa, Deine Magd.
Sie kam zu mir und sagte: Lea kränkelt!
Du weigerst, Milch zu trinken, Brot zu essen,
und auch vom Opfertiere nimmst Du nichts.
Ich aber, der Dich liebt, Dein Herr und Hirt,
will nicht, daß Du verwelkest vor der Zeit,
wie Gras im Sommer; komm, vertraue mir!
Ich sehe, daß Du sprichst, doch hör ich's nicht.
Wenn irgendeine Krankheit an Dir nagt,
so weißt Du, wie ich durch der Götter Gunst
Heilkräfte kenne, die in Kräutern wohnen.
Wenn aber ihnen dann Dein Leiden nicht
will weichen, nun so mag, um Deinetwillen,
der Zehnte fallen meiner ganzen Herde,
zum Opfer. Sprich! Ist irgend Deiner Seele
geheim ein Wunsch bewußt? Ein Wunsch vielleicht,
der unerfüllbar Dir erscheint und den
Du dennoch wünschen mußt mit einer Glut,
die jeden andern Wunsch in Dir verzehrt,
so nenn ihn mir. Sieh, groß ist meine Macht,
und viel kann ich gewähren.

Lea:

So gewähre
mir eines, Herr und Vater! Sende mich
zu Deinen Weiden unten an den Flüssen,
die gegen Abend liegen, mit den Hirten.

Heiß mich und Silpa heut noch unser Zelt
auf der Kamele Rücken tun und wandern. ...
weit, weit von hier!

Laban:

Erbitte, was Du willst,
nur das nicht, Lea! Ist Dir unbekannt,
wie jedermann im Volk auf morgen rüstet?
Die Weiber backen, und die Knechte metzgen,
und Schläuche Weines liegen aufgereiht.
Du darfst nicht fehlen, wenn zur Ehre Jakobs
der Lobgesang erschallt. Du darfst Dich nicht
entziehn dem Auge Labans, Deines Vaters.
Der alte Hirte, der ich bin, er würde —
nicht achtend seiner übergroßen Herde —
nach dem vermißten Lamme suchen gehn.
Das aber will ich nicht. Mein Eigentum
sei morgen mein. Und nichts von alledem,
was je mein eigen war, will ich entbehren.
Die Totenspenden sollen reichlich fließen,
und wer im Licht ist, wird mit vollen Händen
von meinem Tische nehmen Wein und Brot,
wird mit mir schwelgen und wird jauchzen: So,
im Taumel meiner Freude, sollt Ihr schmelzen
mit mir in Eins. Aus allen Euren Herzen
werde mein Herz, aus dem Ihr stammt! Mein Herz ...
mit Euren tausend Pulsen soll es schlagen.

Lea:

Dann gebe Gott, daß meins darüber nicht
zerbreche, Vater.

Laban:

Nun, so wappne Dich!
Nicht gegen Schmerzen, gegen Freude, Lea!

Denn morgen, wenn das laute Fest erstirbt,
die Kränze fallen von dem Kopf der Zecher,
die Feuer nur noch glimmen und im Reich
des Himmels Mond und Sterne klar
die laue Nacht regieren, wirst Du, Lea! ...
Du hörst mich? Du! nicht Rahel! Lea! Du!
in Jakobs Zelt an Jakobs Seite ruhn.

Lea:

O Rahel! Arme Rahel! Sie wankt.

Laban:

Fasse Dich!
Was dieser Kelch an Honig Dir enthält,
das sauge Du getrost. Auch Rahels Becher
steht ihr bereit in Eures Vaters Hause.
Indes wir reden, sind die goldnen Bienen
nicht müßig in den Feldern, und von Blumen
brennt rings die Flur: Was Dein ist, nimm es hin.

Lea küßt Laban den Fuß und entfernt sich auf seinen Wink. Jakob, ehemals der Künstler, kommt.

Laban:

Jakob, Sohn Isaaks und meiner Schwester
Rebekka, hochwillkommen bist Du mir! Jakob kniet.
Du kniest vor meinem Alter. Sieh, ich hebe
vom Sitz mich auf, um Deiner Jugend willen.

Jakob:

Du ehrst mich, Laban!

Laban:

Setze Dich und sprich.
Auf diesem Steine sollst Du sitzen, Bruder!
— einst meines Vaters Stuhl vor hundert Jahren,
und heilig mir und meinem ganzen Volk —

zum Zeichen, daß ich dankbar bin. Geschieht
mir doch im Herzen wohl, dieweil ich merke,
daß Du auch mich Gnade finden lässest
vor Deinen Augen. Komm und setze Dich!

Jakob:

O Laban, Du erhöhst mich ohne Maß!
Doch eh in Demut Deinem hohen Willen
der Knecht sich fügt, laß ihn zuvor bekennen
und noch auf eignen Knechtesfüßen sagen,
was durch drei Tagereisen rastlos ihn
getrieben, was ihn zwingt, vor Dich zu treten.
Ich habe mir vor meinem Gott gelobt:
ich will nicht essen, sitzen oder liegen,
bevor ich nicht, frei in Dein Angesicht,
bekannt, was mich bewegt.

Laban:

Ich bin bereit.

Jakob:

O Laban, Vater, großer Patriarch!
Nun da ich reden soll, stirbt mir die Zunge.
Was ich ersehnt, erstrebt, mit Ungeduld,
nun hat es seine Stunde, und die Brust,
die jauchzen wollte, ist voll banger Trauer.
Um dieser Stunde willen dient ich Dir,
und nun sie da ist, Herr, umgibt sie mich
mit einem stillen Volk wehmüt'ger Schatten.
Und alles, was in frischen Säften schwoll,
ist nun auf einmal welk in meiner Hand.

Laban:

Du lieber, heim'scher Fremdling, laß Dir sagen:

In allen Traumgefilden unsres Gottes
gehet die Sonne früh, im Morgen auf,
und senket sich gen Abend in die Nacht.
Des alten Tages Abend heißt ein Weh!
Des neuen Tages Morgen heißt ein Glück!

Jakob:

Herr, Deine Worte klingen mir herauf
wie aus der Seele Isaaks, sie kommen
aus tiefer Fremde, wie ein Vogel fliegt,
langsamen Fluges, lautlos, und ihr Sinn,
wie jenes Vogels Schatten, schattet mir
durch meiner Seele Licht. — Wo bin ich hier?

Laban:

Du bist in Kanaan.

Jakob:

Im Paradies?
Und jener dunkle Vogel überfliegt
auch dieses himmlischen Bezirkes Grenzen?
Das dacht ich nicht.

Laban:

Gott machte seine Tage
aus Abend und aus Morgen überall.

Jakob:

Das dacht ich nicht. Und seine Schatten dringen
auch hier herzu und saugen gierig sich
aus unserm heißen Gottesblut ihr Sein,
das uns beschwert?

Laban:

O Jakob, siehe dort...
was sind die Schatten Deiner sieben Jahre?
Siehe doch jene, die mich hier umgeben!

siehst Du sie nicht? Sie drängen sich herzu,
wie Herden an die Tränke. Sieh, ich reiche,
ach, gern und willig, ihnen meine Brust.
Ein guter Hirte hütet auch der Schatten.
Du bist ein guter Hirte! Sei getrost!

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte?

Laban:

Ja, Du bist es!
Von allen Hirtenfeuern steigt Dein Lob
wie eine klare Flamme ohne Rauch.
Du warst gerecht als Herr, als Knecht getreu:
Hab Dank! — Du mehrtest meine Herden, hast
das Land geweitet, hieltest mein Gesinde
in Zucht, und immer stand an Deinem Lager
des Nachts der goldne Friede und erhob
mit weißem Fittich sich an jedem Morgen,
um über meine Auen hinzuschweben.

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte? War ich das?
Willst Du die Gnade krönen über mir
und mich so nennen? Herr, ich bin ein Nichts!
Ich kam im Sturm, ich wollte vor Dich treten
und fordern, doch vor Deinem Angesicht
zerschmilzt mein hoher Mut. Ich bin ein Bettler,
von Dir beschenkt mit sieben Seligkeiten:
den sieben Jahren, die ich Dir gedient —
um Rahel: denn Du setztest Rahel mir,
Dein einiges Kind, in unbegriffener Güte
zum Lohn für meine sieben Seligkeiten:
Zum Lohn für Lohn — o gib mir Rahel, Herr.

Ich habe nie gedient und nichts verdient!
Unwürdig bin ich Deiner ganz und gar!
Staub bin ich! Dein Geschöpf! Ein Narr und Nichts!
Doch gib mir Rahel, gib mir Rahel, Vater!

Laban:

Du weißt, wer Rahel ist? Sie gleicht dem Sterne,
der, auserlesen, zwischen meinen Herden
uns alle überflammt. Du bittest viel.
Die Kinder Gottes harren aus der Ferne,
wenn sie vorübergeht, bis sie sich neigt,
und Cherubime senken ihre Augen.
Gott schuf in allen seinen Himmeln nichts,
das so glückselig könnte sein, als sie:
Und alle seine Süße ruht beschlossen
in dieses Kindes Schoß — doch — nimm es hin!

Ende des Fragments.

Kaiser Maxens Brautfahrt

Idyll

Das Innere einer Bauernhütte, ärmlich, aber sauber, im Hochgebirge. Es ist gegen Abend im Herbst, man sieht durch die offenen Fensterchen Himmel, Berge, Wiesen, Wald.
Emmerenz, ein altes Frauchen, sitzt am Spinnrad.

Emmerenz:

's Fädl reißt, 's reißt immer wieder, reißt's entzwei,
das will was heeßen! na, was wird's denn heeßen ernd:
als mach dich fertig, denn dein Lebensfädl, altes Weib,
wird auch niemehr werweß wie lange haltn. Der Mann
is weg. Is nunter! 's war a Tag, wie heute warsch,
da koma Leute, die 'n nunter trugen auf
a Schultern und das fichtne Kästl schwamm davon,
als wie a Hobelspan in unserm Bache schwimmt.
Von Stein zu Steine, immer drieber nunter weg,
zu Tale und wer weeß wohin? Wer kann das sagn,
was wird, wenn's kommt, was emal kommen soll und muß:
Ich nicht! und andere auch nicht! nu, ich frag och nich
d'rnach. Man brennt sich und 's tut weh. Man lebt,
ma legt sich, abgemattet wie eins manchmal abends ist,
ufs Bette und schläft ein: das tut nich weh und kann
der Tod sein! . . . und wer schläft . . . und wer einschlafen kann,
weshalbig soll denn der ni wieder kenn dernach
ufwachen, wenn die Zeit verschlafen is? . . .

Kaiser Max, fünfundzwanzigjährig, im Jagdhabit, ist eingetreten. Er führt die Armbrust.

Emmerenz:

Guten Abend!

Max:

Schönen Dank! Ich deute Deinen Gruß mir, Alte, so,

als wenn Du mir nichts Übles wünschtest. Ob ich gleich
nur rate, nicht verstehe, was Du sagst ... Wohin
muß ich mich wenden, welchen Weg empfiehlst Du mir
hinab ins Kloster?

Emmerenz:

Welches Kloster, scheener Herr?

Max:

Der Bruderschaft des heiligen Laurentius.

Emmerenz:

Erst, wenn es Euch gefällig ist, mein scheener Herr,
setzt Euch und ruht. Denn wer sich hier herauf verirrt,
muß müde sein.

Max:

Ich bin nicht müde. Sage mir,
wie weit nach Deiner Schätzung ist es wohl von hier
zurück ins Kloster?

Emmerenz:

Welches Kloster?

Max:

Kann es wohl
ein anderes als das allbekannte Kloster sein,
auf halber Höhe des Gebirges? und geweiht
dem Schutzpatron der Gegend St. Laurentio?

Emmerenz:

Mein junger Herr, was Ihr da sagt, versteh ich nicht.
Denn von dem Heiligen, den Ihr nanntet, hört ich nie
bis jetzt: Zeit meines Lebens! und doch ist
mein Alter fünfzig Jahr. Wie war der Name doch?

Max:

Wenn ich Dir sage, wunderliches, altes Weib,
daß der Fürstbischof, Euer Oberhirt und Herr,

unweit dem Kloster seine Burg errichtet hat:
den Stein, wo er dem Weidwerk sich zu widmen pflegt.

Emmerenz:

O ja, das wär ich wissen, junger Herr. Mir wird
nichts weiter übrig bleibn. Ich simmeliere schon
'ne ganze Weile, doch ich weiß: wie weit man geht
von hier: 'nen Tagesmarsch nach jeder Seite fort,
da hat's kein Kloster auch nicht, wie Ihr sagt,
'nen Stein.

Max:

Nun, Deine Tagesmärsche, geb ich zu,
sind wohl zu kurz, dem heiligen Laurentius
alltäglich Deine Reverenz zu tun: indes
sind meine Glieder immerhin noch frisch genug,
zu wandern, Deiner Tagesmärsche zwei und mehr,
heut, noch vor Nacht.

Emmerenz:

Das kann ich Euch nicht glauben, Herr.

Max:

Glaub oder glaub es nicht, nur gib mir einen Trunk,
wenn Du ihn hast, am liebsten Milch, gib mir ein Stück
von Deinem groben Brot, und dann ade, leb wohl.

Emmerenz:

Es donnert und es wird a Wetter niedergehn.

Max:

Was tut's, ist doch kein Faden trocken, so wie so
an meinem Jagdrock, wandern will ich, laufen und,
wenn's not tut, springen, schwimmen meinethalben auch,
und ist's nicht anders, wenn der Sturm mich etwa packt
— der Roland, der durch Eure Wälder, scheint es, zog

und Fichten knickte! oder mit der Wurzel sie
ausbrach! — so will ich fliegen wie ein Federspiel.
In allen diesen Künsten bin ich wohl geübt.

Emmerenz:

Was Euch so sehr nach Hause zieht, das kann wohl ernd
nischt Kleenes sein.

Max:

Das sagst Du wahr. Was bin ich hier?
Als wär ich meines Augenlichts
beraubt, als sei tot meine Hand: denn niemand folgt auf meinen
als formt ich Worte und es trüge sie kein Laut, [Wink!
denn niemand ruft auf mein Gebot: Ja, hier, Herr.
Auch hör ich nichts, denn wo ist hier der Pfeiferchor?
Wo ist Musik? Das dumpfe Brüllen einer Kuh,
das Meckern einer Ziege nehm ich nicht dafür!
Fast fühl ich einen Taub- und Stummgeborenen mich
und lahm dazu, und häßlich, einem Bauern gleich:
Ich, unter allen Menschen der zumeist Geachtete,
bin nun, zur Strafe dafür, daß ich einen Schritt
vom vorgeschriebenen Weg zu tun mich nicht enthielt,
sogleich verachtet, ausgesetzt, vergessen, nackt.
Ist der ein Mächtiger, dessen Macht sich gerade dann
in Ohnmacht wandelt, wenn er ihrer mehr wie je bedarf?

Emmerenz:

De Toten, die sind mächtig, bester Herr:
Wir, die hier auf der armen Erde krabbeln, nicht.

Max:

Oh, wenn Ihr ahnen könntet, Alte, wer ich bin.

Emmerenz:

Nu ja, ja, sehn se: freilich warsch vor langer Zeit,

da hatten wir ne Kalbe, die verkauften wir,
mei Mann und ich: a lebte damals noch, a is
jetzt tot: und als wir auf a Markt gekommen waren, da
sahn wir a hänfnes Seil, hoch in der Luft,
und oben auf dem Seile ging a Mann. Er sah
bald aus wie Ihr. Wir hatten unsre Freude dran,
wie ich an Euch.

Max:

Nun, wenn Du auch voll Runzel bist,
wie eine Morchel, daß ich Dir gefalle, macht
Dich, wenn nicht grade schön, doch weniger häßlich, Weib,
allein, daß Du mich, wie ich bin, für einen nimmst
von meinen Gauklern, einen, der die Brocken frißt
von meiner Knechte Tafel, schmerzt mich um so mehr.
Wo bin ich hier? an welchen Strand geworfen, und wie
heißt der kahle Stern, an welchem ich
gescheitert bin: es ist die blühende Erde nicht,
die ich bewohne und beherrsche. Allerdings,
auch ich hab lernen müssen, auf dem Seil zu gehn,
hoch über allen Menschenköpfen, und der Strick
ist zwischen Rathausturm und Kirchturm festgeknüpft,
doch golden ist mein Seil, und eine Kaisergruft
empfängt den Leichnam, wenn ich falle.

Emmerenz:

Hier ist Milch.

Max:

Das stärkt. Lebt wohl! Ich hab nichts, als Weidmannsheil
für heut zu wünschen. Keinen Dank. Doch der sich jetzt
als ein beschämter Bettelmann von hier entfernt,
kehrt wieder, und er schüttelt goldne Fülle aus
auf Deinen Tisch.

Anna, die Tochter der alten Emmerenz, tritt ein. Hübsches fünfzehnjähriges Bauernmädchen.

Emmerenz:

Tu Brot in seine Tasche, Kind! er will
nicht bleiben, ob's auch noch so sehr vom Himmel gießt,
a kann a Morgen nich erwarten.

Max betrachtet verdutzt Anna:

Ei! wie kommt
das Kind in Deine Wildnis?

Emmerenz:

Herr, sie ist von Gott
hervorgebracht wie Ihr und ich: ein Mann, ein Weib
hat sie gezeugt: ich war das Weib. Die Wiesen sind
voll Blumen, die auf Füßen unsre Berge nicht
erstiegen haben, und doch sind sie hier und blühen.

Max:

Mag sein. Zu wenig fast, wie mir jetzt scheinen will
hab ich den Blick geweidet in der Blumenwelt
auf Euren Bergen. Schönes Kind, wie heißt Du denn?

Anna:

Anna!

Max:

Mariens Mutter also nahmst Du Dir
zur Schutzpatronin? Siehst Du so erstaunt darob
mich an? Kennst Du Mariens Mutter nicht?

Anna:

Nein, Herr.

Max:

Die Jungfrau selber aber kennst Du doch?

Anna:

Nein, Herr.

Max:
Nein, Herr? Am Ende bist Du nicht einmal getauft?

Emmerenz:
Ihr müßt! Ihr müßt! Wir aber müssen nich ins Kloster gehn!
Deshalben, scheener Herr, versäumt jetzt keine Zeit,
's wird dunkel, runter is die Sonne allbereits.

Max:
Nun, Alte, kommt es wahrlich schon auf eins hinaus,
ob ich hier noch ein Stündchen ruhe oder nicht.
Wenn Ihr mich unter Eurem Dach noch leiden mögt,
soll der besternte Kanzler mittlerweile doch
das Reich regieren. Meinst Du nicht?

Emmerenz, gutmütig-schalkhaft:
Du Morchel, Du!

Max:
Im Leben, Alte, muß ein jeder Spaß verstehn.

Emmerenz:
Und ohne Spaß zu sterben, wenn das Stündlein kommt,
warum denn nicht?

Max reicht ihr die Hand:
Und keine Feindschaft zwischen uns!

Emmerenz:
Bewahre Gott. Ihr geht, wohin Ihr hingehört,
wir bleiben hier.

Max:
Und wenn ich Dich nun, Mütterchen,
dieweil ich andern Sinnes jetzt geworden bin
und Frost mich anfällt, bäte, laß die Kleider mich,
die ganz durchweichten, trocknen hier an Deinem Herd?

Emmerenz, lachend:
Da müßte Euer Turmseil warten, weiter nichts.

Max wirft Jagdtasche, Rock und Armbrust weg:
Ein Mann, ein Wort. Bring Reisig. Jedes Zweiglein soll
nach Läng und Breite mein Schatzmeister Euch in Gold zurückerstatten,
lodre hoch die Flamme auf!

Anna:
Hier, lieber Herr.

Max:
Ich rufe Anna Dich,
Du nennst mich Max: wir wollen wie Geschwister sein,
nicht anders. Sieh, wie hoch die Lohe prasselnd steigt!
Wie sie uns beide, Dich und mich, mit Glut bedeckt.
Nie schien mir heilig so wie jetzt dies Element.
Dich, Feuer, hab ich lange schon im Knechtesdienst.
Nun, wie vor einem Gotte möcht ich knien vor Dir.

Anna:
Laß mich den Rock von Deiner Schulter nehmen, Max.

Max:
Wie herrlich mir dies Abenteuer plötzlich scheint!

Anna:
Dein Hemd!

Max:
Du spaßest, soll ich nackend vor Dir stehn?

Emmerenz:
Sie wird die Brust Euch kneten, scheener, junger Herr,
wie sie gewohnt war, ihrem Vater es zu tun,
am Abend, wenn ein Tagewerk verrichtet war.
Des Vaters Wams aus Ziegenfellen such hervor!

Max:

Ja, kleidet mich in Felle! denn dies Kleid erscheint
mir köstlicher als Purpur jetzt mit einem Mal.
Macht mich vergessen, daß ich eine Puppe war,
tot und mit toten Edelsteinen ausstaffiert,
die man herumtrug durch die götterlose Welt.
Hier spür ich Götter und den unbekannten Gott.
Gebt Arbeit mir, denn Euch zur Last zu fallen bin
ich wahrlich nicht gewillt.

Anna:

Hier ist des Vaters Rock.
Doch, Mutter, viel zu groß für unsern Gast.

Max:

Gib her.
Auch stinkt's ein wenig nach des Bockes Eigenschaft.
Was tut's, auch der Geruchsinn stärke sich einmal
an derber Kost. Hab ich an meinem Hofe Herrlein nicht,
die stets in einer Moschuswolke gehn
und nichts mehr riechen, ob auch von dem üblen Duft
die Kavaliere gelblich sich verfärben rings.
Er ist in zottige Ziegenfelle gekleidet worden.
So, wett ich, geht es mit dem grauen Zotten mir
und ihrem Bisam. Hei, wie das die Glieder wärmt!
Und wie sich nun die stählern frische Bergesluft
eintrinkt, im Schutze des durchschwitzten Väterrockes!
Wann hab ich unterm Panzer je so wohlig mich
gefühlt und so geborgen. Was denn schaff ich nun?

Emmerenz, am Fenster stehend, hinausblickend:

O Jes! Was vor a kleener Vogel hat sich bloß
auf unserm alten Kirschbaum wieder eingenist?
Hert bloß! Der pfeift! Das hat man lange nicht gehert.

Was singt er denn? Wie der zum letzten Male sang,
da war ich — dazumal, da konnt ich sechzehn sein!
Seitdem hab ich den kleen'n zweebenigen Sittig nicht
gehert und in der Nähe och nich mehr gesehn.

Max:

Was für ein sonderbarer Vogel ist denn das?
Stark singt er — seine Brust muß sanggewaltig sein!
der Kleine! Und die ganze Stube ist erfüllt
von seiner Kehle Laut.

Er nimmt Anna bei der Hand und tritt mit ihr hinter die Mutter, alle drei blicken hinaus in den Kirschbaum.

Max setzt die Rede fort:

Horch, Schwester, komm und sieh,
wie er, im Abendschein verzaubert, gleichsam als
ein künstlich Uhrwerk spielend, glüht.

Anna:

O Mutter!

Emmerenz:

Nun?

Anna:

Ich möchte, daß der Gast nie wieder von uns geht.

Emmerenz:

Der Vogelsteller ist noch nich geboren, der
den kleenen Burschen, der de dort im Kirschbaum pfeift,
einfängt.

Max:

Ich tu's! Verlaß Dich, Alte, nur auf mich,
ich will Euch einen Vogelherd errichten hier,
trotz jenem Heinrich, den sie Finkler einst benannt,
und tausend außer diesem lockern Vogel hier,
fang ich mit Netz und Sprenkel Euch für Euren Tisch.

Emmerenz:

Wo sitzt der lockre Vogel, scheener junger Herr?

Max:

Wohin Ihr blicket, Alte, auf dem höchsten Zweig.

Emmerenz:

Und wo der andere, der nicht weniger locker is?

Max:

Das weiß ich nicht.

Emmerenz:

Nun, Ihr zweebeden Jäger, Ihr!
Da wär ich Euch was sagn: Sucht Ihr zwee danach!
Ich will indes, damit er was zu picken hat,
für a Mehlwürmel sorgen gehn!
Sie geht hinaus, läßt das Paar allein.

Max:

Was meint sie denn?

Anna:

Oh, meine alte Mutter ist oft wunderlich.
Kommst Du mit mir, ich muß die Blässe melken gehn.

Max:

O nimm mich mit Dir, denn ein Grab wird ohne Dich
mir jeder Raum, ein Grab die ganze weite Welt.

Anna:

So komm.

Max:

Doch wo die Mutter nicht zugegen ist.
Denn sieh, mit Dir allein erfüllt ein solcher Geist
die Seele mir, daß sie von süßen Schauern trieft,
ich hasse jeden, sollt es selbst mein Bruder sein,
mein Vater, dessen bloße stumme Gegenwart

mich quälen würde, mir den Wein vergiften und
mit Feindschaft mich erfüllen bis zur Raserei.

Anna:

Nun laß uns Gras vom Boden holen gehn!...
Was tust Du denn?

Max:

Ich rede, mache Worte: weil Verworrenheit
mich überfällt! Weil Du so schön bist! Weil Du mich
so anblickst! So mit diesem weiten Blau anstrahlst!
Ich halte scheu hier überm Handgelenke Dich
umspannt, weil ich, wenn Du Dich losmachst, sterben muß.
Ich bin ein Tor, ein Kaiser! Der nichts weiter will,
als Krone, Thron und Zepter, Scharlach, Hermelin
für eine Locke hinzugeben Deines Haars,
für ein Berühren Deines frischen Knospenmunds,
so leise, wie der Flügel eines Schmetterlings.

Anna:

Berühr ihn, wenn Du sonst dabei nicht weh mir tust.

Max:

Sind diese Worte wirklich Deinem Mund entflohen?
Und wag ich es, den Kelch, der so verführerisch
glüht, wie von kühlen Feuerweines Tau benetzt,
mich gierig anzusaugen, einer Biene gleich?
Ich wag es nicht, weil Neid des Auges Sinn befällt,
dem eines Brudersinnes Gier den Raub begräbt.
Und doch!
Er küßt sie.

Anna:

Halt, Fremder, gib ein wenig Atem mir.

Max:
Die Blumenseele trink ich Dir aus Deinem Leib.

Anna:
Nein! Nein! Wohin verirren Deine Finger sich?

Max:
Sie schwelgten nie auf einer süßeren Weide, Kind.

Anna:
Ich sterbe! Willst Du mich denn töten, bist Du denn ein Gott, der meine Seele mit sich nimmt?

Max:
Nein. Doch kein Gott hat reinere Wonnen je gefühlt.

Anna:
Die Mutter ruft! Ich sterbe!

Max:
Und ich Dir im Arm.

Anna:
Zu Hilfe, Mutter, denn ich muß vor Glut vergehn!

Emmerenz kommt wieder:
Ei! Ei! Was muß ma da erleben, junger Herr!
Anna versteckt ihr Gesicht in der Schürze der Mutter.

Emmerenz:
Was soll ma nun wohl zu eim solchen Gaste sagen?

Max kniet vor der Alten nieder:
Dies tat ein Gott, der mächtiger ist, als Du und ich,
verzeih mir. Weise mich von Deiner Schwelle nicht;
denn wie ein Geist von ruheloser Qual gepeitscht,

müßt ich in alle Ewigkeit um dieses Haus,
sofern Du mich verstießest, ächzend und verflucht,
an Ketten schleichen: aber sonst bestrafe mich,
ich bin Dein Knecht: so laß mich harte Arbeit tun!
Dein bin ich! Einem Tiere gleich, nimm hin
den jungen Stier, auf daß er Deinen Pflug Dir reißt
durchs Ackerland, und was Du sonst ihm auferlegst,
und sei mit Stacheln meinethalb sein Joch bedeckt.

Emmerenz lachend:

Halt! Immer sachte! Gar so happig sind wir nicht
uff junge Stiere. Bloß Ihr müßt Euch halt vertragn.
Was hat's denn aber, daß Ihr schon uneinig seid? —
Jetzt geht zur Strafe, gleich geht auf den Boden nauf,
a jedes rafft 'n Arm voll Heu und bringt das mit,
und in die Raufe, daß die Kuh zum Fressen kommt.
Und wenn das Böckla etwa wieder stoßen will,
da packn bei a Hörnern — denn der Vatersrock
aus Bockshaut is, wie's scheint, an allem Unglück schuld:
gut Kirschen essen war mit Vatern manchmal nich! —
Da! packn bei a Hörnern, sag ich, zieh 'ms Fell
herunter, o, wie manchmal hab ich das gemacht!
und wie a nacktes Lämmel wird a vor Dir stehn.
Jetzt Eile, Eile, eh's noch vollends finster wird.
Anna und Max springen davon. Emmerenz bleibt allein; sie fährt fort:
Man is halt tot. Man stellt a Lichtel auf a Tisch
fer andre Leut, die de nich gestorben sein:
die sehn's, was in dem Lichte für a Zauber is,
und da dawider hält sich keene Finsternis.
Uns schließt sie ein. (Sie horcht.)
Hei, ieber beede Treppen nauf!
Ein Habicht und ne weiße Taube! Wie se lacht!
Nu, Du kannst lachen! Bin ich doch a altes Weib

und lache, daß mir Troppen in a Augen stehn.
O, o, der Sturm! Wie das in allen Fugen kracht,
das alte Haus! Halt feste! Jes's, der Wirbelwind
im frischen Heu! Das kreischt und springt und tobt sich aus,
daß sich die Balken biegen: Lieber Gott, Du, Du!
Da möchte wohl a alter Türnoal* neidisch wern.

* Türnagel.

Der Dom

Laßt uns nichts wegwerfen, denn wir können
einmal einen solchen Vers gebrauchen.
(Troilus und Cressida) 4. Aufzug. 4. Szene.

Nacht. Sakristei. Mondlicht.
Martin allein.

Martin:

O Gott, Dreifaltiger,
Alleinig, Allgewaltiger,
wie oft schrie ich zu Dir aus tiefer Not,
Du mögest meines Herzens Blindheit heilen,
die Finsternis mit einem Strahle teilen,
den Schritt mir leitend gen ein Morgenrot.
Doch keine Straße will sich mir entrollen,
von Nachtgewölk bleibt meine Brust umquollen.

Bestimmt von meiner Mutter Herzeleide
zu Deinem Dienst, kaum ihrer Brust entwöhnet
zuletzt umhüllt mit diesem heiligen Kleide,
vom Hallen Deiner Dome stets umtönet,
wuchs ich und wurde, voll Dir hingegeben,
und liebte Dich und wollte Dir nur leben.

Ich schweige. Hab Erbarmen, wenn ich schweige.
Du hörst ja dennoch, was ich schweigend spreche —
und darum schweig ich nicht, dieweil ich feige,
nur daß mich Scham vor Dir nicht ganz zerbreche,
denn meines Geistes Wirrnis wie ein Knäuel,
sie ist mir selbst ein Grauen und ein Greuel.

Was lall ich! Wahrheit Dir von mir zu sagen,
es hieße Wasser in das Weltmeer tragen.
Und hat die Wirrnis irgendeine Stätte,

wo sie nicht Wirrnis ist, so wär's bei Dir.
O schenk ein Fünkchen Klarheit mir,
damit ich mich vom Wahnsinn rette.

O Herr! Ich habe Stimmen in der Brust,
die Tag und Nacht mit meiner Seele streiten,
sie schmeicheln ihr, sie höhnen sie zuzeiten,
sie finden eine frevelhafte Lust
daran, sie bis ins Innre zu erschrecken,
indem sie Deinen heiligen Namen schmähn
und ihre Schwachheit wohl erspähn,
um Böses in ihr aufzuwecken.
O Herr! Wie oft muß ich ergrimmen
beim Toben dieser innren Stimmen,
und wenn ich noch so sehr ergrimme,
zu schwach ist meine eigne Stimme,
sie bringt ihr Lärmen nicht zum Schweigen.
Und Zweifel über Zweifel steigen,
Irrwischen ähnlich über Moor,
aus meines Wesens Grund hervor.

O Gott, ich bin ein Mönch, ein Christ,
von Deinem Heiligtum umschlossen,
von dem, was meines Vaters ist.
Und sieh: Wen hab ich zum Genossen? —
Wer ist in diesem heiligen Raum,
ist in der Kirche, in der Klause
beinahe mehr als ich zu Hause?
Ich sehe, rede, denke kaum,
daß nicht mit meinem Blick und Wort
und in Gedanken fort und fort
der Satan sich mit mir vermische.

Mit jedem Beter tritt er ein,
taucht er die Finger in das Becken,
ja, selbst in Deinem Brot und Wein
gelingt es ihm, sich zu verstecken.
Im Licht, das durch die Fenster strahlet,
auf jedem Bild ist er gemalet,
er wirbelt hin in Weihrauchdüften;
und tönt Gesang vom hohen Chor,
so dringt er herrlich mit hervor
und jubiliert in heil'gen Lüften.

Wie kommt es, daß Du solche Macht
dem Feinde Deines Reichs gegeben?
Wie sollen wir dem widerstreben,
den Du zum Herrn der Welt gemacht?
Ein Fürst der Engel an Gewalt,
unendlich vielfach an Gestalt,
unendlich reichen Zaubers mächtig,
allfältiger List und Bosheit trächtig,
dem es gelang, Dich zu betrügen,
wie sollte den ein schwacher Mensch besiegen!

Stübchen des Türmers, genannt Eckart. Der Alte sitzt bei der Lampe. Es blitzt. Donner grollt. Der Wind pfeift. Es klopft.

Eckart:

Herein!

Faust und Michael treten ein.

Eckart:

Willkommen, Meister Faust!

Faust:

Hei, wie's in Eurem Turme saust!
Und wieviel Stufen muß man steigen
im Finstern um den Wendelstein!

Eckart:
Oh, das gewöhnt sich. Nur herein!

Faust:
So arg wie heute war es selten.
Mein Knabe will vor Angst vergehn.

Eckart:
Man muß den Schwindel überstehn.

Faust:
Ihr thronet zwischen zween Welten,
zu Haus in beiden. Aber wir
sind doch nur kriechendes Getier.

Eckart:
Nehmt Platz in meiner niederen Hütte!

Faust:
Ein Scherzwort habt Ihr stets bereit,
Erquickung bei so schwerer Zeit.

Michael:
Horcht, Herr Magister — auf der Treppe! Tritte!

Faust:
Ihr könnt nicht glauben, dieser Fant
ist abergläubisch wie ein Hexenrichter,
er malt Gespenster sich an jede Wand
und hält von höllischem Gelichter
sich für verfolgt und überall umlauert.

Eckart:
Und hat, Ihr wißt, damit ein wenig recht.
Allein das Fürchten, Knabe, steht uns schlecht.

Faust:

Er ist verbildet, ist verbauert,
bei seinem Vater tief im Land
hat er gedient als Ministrant.
Dort hat er das Weihrauchfaß geschwungen,
auch ein wenig im Chor gesungen,
kann aber weder schreiben noch lesen.

Eckart:

So sind wir alle einmal gewesen.
Nun Ihr zieht ihn Euch bald heran
und macht ihn zu einem gelehrten Mann.
Sein Auge ist hell, seine Stirne ist frei.
Ihr werdet ihn nach der Kunst behandeln,
die Puppe in den Falter verwandeln.

Faust:

Es scheint, das Gewitter ist vorbei.
Der Wind wird schwächer mit jeder Bö. —
Was gibt es Neues in Eurer Höh?

Eckart:

Die Frage ist die: was wollt Ihr wissen?
Wieder hab ich zu vieles sehen müssen.
Denn es geschieht auf dem Erdenrunde
Unendliches in jeder Sekunde.

Faust:

Getreuer Wächter im deutschen Dom,
Plaudre gemächlich nach Deiner Weise
von Wittenberg etwa, dem deutschen Rom!

Eckart:

Still, Herr Doktor, reden wir leise!
Vergeßt nicht, aus welchen Gewölben und Streben

wir beide hier oben uns erheben.
Spielt nicht mit dem Feuer, vermeiden wir das!
Wir sitzen auf einem Pulverfaß.

Faust:

Ihr habt recht. Es trieft zum Glücke
von Wasser in diesem Augenblicke.
Sturzbäche fallen aus allen Traufen.

Eckart:

Deshalb wird nicht ein Pfaffe ersaufen.
Und sei es Luther, sei es Denck,
im Grunde hasse ich Pfaffengezänk.

Faust:

Das gleiche wäre von mir zu sagen,
kenntet Ihr mich nicht lange genug.
Es ist die Plage aller Plagen.

Eckart, in einem Folianten blätternd, der vor ihm liegt:

Ich blättre in einem furchtbaren Buch.
Der Erisapfel im Altertum
verblaßt vor seinem schrecklichen Ruhm;
um seinetwillen ward Troja vernichtet,
dies Buch hat Weltteile zugrunde gerichtet.
Jahrtausende hat sein Mordbrand verqualmet,
Zeitalter um Zeitalter hat es zermalmet,
um Patroklus' Leiche ward so nicht gestritten,
wie um jede Zeile auf jedem Blatt;
um jedes Wort ward gestritten, gelitten
ja um jeden Buchstaben, den es hat.
Es machte die Menschen zu reißenden Tieren,
zu feigen, schleichenden, blutgierigen Vampyren,
zu allem Scheußlichen, was man will,
will man es nur nicht menschlich nennen.

Faust:

Ich mache dazu ein Kodizill:
Es soll ein jeder hängen und brennen,
der diesen Kodex anders liest,
wie einer, der blind geboren ist.

Es pocht.

Michael:

Nun hab ich recht, daß ich Schritte vernahm?
Ich hörte genau, daß jemand kam.

Don Hernando, in spanischer Tracht, den Degen an der Seite, Federbarett, steckt den Kopf zur Tür herein.

Don Hernando:

Es sind dreihundertsiebzig Stufen.
Verzeiht: Ihr habt Herein! gerufen.

Eckart:

Ihr werdet wohl ein Spanier sein
und tretet ungerufen ein.

Don Hernando:

Ah, Ihr seid deutsch, seid gradezu.

Eckart:

Womit, Sennor, kann man Euch dienen?

Don Hernando:

Ich störe Eure Abendruh,
bin ungelegen hier erschienen.

Eckart:

Von Ruh war wenig zu verspüren.

Don Hernando:

Ich ließ mich hier herauf verführen,
dieweil die Turmtür offen stand.

Ich bin ein Fremder hier zu Land.
Die Neugier macht mir viel zu schaffen,
ich möchte alles mir begaffen,
den kleinsten Umstand mir notieren
und also, bitt ich, sagt mir doch,
wieviele Stufen gibt es noch,
die in die höchste Spitze führen?

Eckart:

O Herr, nach oben weiß ich nicht Bescheid,
ich sehe tief, ich sehe weit,
auf Erden jede Kleinigkeit.
So hoch ich stehe, bin ich hingestellt,
doch auf der Leiter in die Himmelswelt,
man nennt sie auch die Jakobsleiter,
komm ich mit Blick und Hand nicht weiter.
Und ihre Sprossen abzuzählen
heißt, sich dem Wahnsinn zu vermählen.

Don Hernando:

Laßt nur ein wenig mich verpusten,
was Jakobsleiter, mein verfluchter Husten.
Er läßt sich auf einen Stuhl fallen.

Michael, zu Faust:

O Meister Faust, hab acht, ich bitte,
der fremde Herr ist mir nicht unbekannt.
Geflissentlich, wo ich auch ging und stand,
verfolgte dieses Langbein meine Tritte.
Er hat mir täglich aufgelauert
auf meinem Gang zum Auditor.
Er hat was Arges mit mir vor.

Faust:

Ihr kommt wohl grade von Madrid?

Don Hernando:

Nicht gerades Weges kann ich sagen.
Seit ich dort aus dem Tore schritt,
hat manche Fahrt und mancher Ritt
mich durch die halbe Welt getragen.
Euer hübscher Junge sieht mich zweifelnd an.
Wirst Du erst älter und ein Mann,
wie wär's, Du könntest mit mir reisen.
Ich würde dann Dir tausend Dinge weisen,
von denen selbst Dein Doktor Faust nichts wissen kann.

Faust:

Ihr kennt mich, Sennor, welche Ehre —
ja, ja, Ihr Spanier nehmt uns in die Lehre.

Don Hernando:

Wär ich ein Spanier reinen Blutes,
leicht brächte mich in Wallung Euer Wort,
es trifft mich nicht, ich streich es fort.
Der Spanier tut hierzulande wenig Gutes,
zum mindesten so obenhin besehn;
in meinem Sinn kann er bestehn.

Eckart:

Euer Gnaden sind ein Freund von vielen Dingen,
die unsereins um Kropf und Kragen bringen.

Don Hernando:

Gewiß: mein Degen wird nicht rostig.
Insofern bin ich kein vollkommner Christ,
als mir der Kampf Gewohnheit ist,
und Friedensglocken find ich frostig:
Der Türmer fühlt's und hat's im Blick.
So ist denn auch ein Donnerwetter,
wo Scheiben fliegen, Ziegeln, Bretter,

für mich weit besser angebracht,
als etwa friedliches Geleier
bei der verflossenen Sonnwendfeier
von „Stille Nacht und heilige Nacht".

Eckart:

Ja ja, so schätzt ich gleich Euch ein.
Ihr müßt heut ganz in Eurem Elemente sein.
Ich meine, wenn ein Blitz Euch träfe,
er sengte Euch noch nicht die Schläfe.
Der Bannstrahl, der von Rom gezückt,
jedweden in die Hölle schickt;
am Ende käme er Euch gelegen
mehr als des Papstes großer Segen.
Nur eines möchte ich bezweifeln,
ob selbst ein feuerfester Mann
dergleichen Reden sich leisten kann
dort, wo sie den Teufel überteufeln
um Kaiser Karle des Fünften Thron,
im Lande der Inquisition.

Don Hernando:

Ich nehme nirgends ein Blatt vor den Mund.
Der Kaiser ist mir zum höchsten verpflichtet:
Ich erwarb ihm Neu-Spanien, Peru und
habe ihm Gold zu Bergen geschichtet.
Auch der Großinquisitor erhielt seinen Teil.
Nährt man jemand mit diesem Haber,
so vergißt er sein Wenn und sein Aber.
Höre doch einmal, Michael,
was nützt das Gezänk um den Doktor Luther!
Gelüstet Dich nicht nach dem gleichen Futter?
Sie suchen noch immer den goldnen Kaziken,
den hombre dorado, auf allen Meeren.

Wenn wir nun die glücklichen Finder wären!
Wir müßten uns ohne Zaudern anschicken,
da grade günstige Winde wehn;
leicht könnte uns sonst die Beute entgehn.

Faust:

Die Sache wäre zu überlegen.
Man soll nicht verhocken, man muß sich regen.

Don Hernando:

Wir könnten auch nach Indien schiffen.
Wir haben ja nun das Astrolab
und nicht bloß den alten Jakobsstab.
Da heißt es nur: wacker zugegriffen,
eine solche Gelegenheit bietet sich selten
nach den Ländern der Gewürze.
Machen wir einen Vertrag in der Kürze.

Türmer:

Das läßt sich hören, Michel, potz Velten,
höchstens bist Du noch etwas zu jung.

Don Hernando:

Mitten ins Leben mit einem Sprung:
Das war noch immer das beste Rezept.

Faust:

Hidalgo, es ward schon mancher verschleppt,
der besser wäre zu Hause geblieben.

Don Hernando:

Hier ist der Vertrag: nur unterschrieben!
Herr Doktor, Euer Tintenfaß;
wahrhaftig, ich bin nicht Satanas
und brauche kein Blut zu meinen Verträgen.
Ihr sagtet ja selbst, man muß sich regen.

Faust:

Entscheide, Michael, willst Du mit?

Don Hernando:

Oder wir machen zu Land einen Ritt
quer durch die Wunder des Morgenlandes
bis zu den Küsten des äußersten Weltrandes;
zum mindesten aber bis Ophir,
dem berühmten Goldland, gelangen wir.
Der Weg ist mitunter etwas schwierig,
indes man ist mutig, ist wißbegierig,
und er führt von Wunder zu Wunder.

Türmer:

Allmählich wohl verfängt der Zunder.

Don Hernando:

Von Märchenstadt zu Märchenstadt:
Den Doppelgipfel des Ararat
werden wir unterwegs ersteigen.
Freilich wird er von Engeln bewacht,
doch wir gehören nicht zu den Feigen,
und oben finden wir ganz gewiß
die Arche, wie Noah sie verließ.
Aber wir machen vielleicht die höchste Entdeckung
und finden das irdische Paradies,
über dessen Lage und dessen Erstreckung
man mir wertvolle Winke hinterließ.
Und denke, Knabe, wie müßte das sein,
röchen wir nur seine Düfte von ferne,
vielleicht täten wir auch einen Blick hinein!

Michael, seufzend:

Wenn es sein könnte: o wie gerne.

Till Eulenspiegel

Ein dramatischer Versuch

Ein Wald. Planwagen mit Pferdchen. Till, siebzehnjährig, und sein alter Vater steigen heraus.

Der Vater:

Till, Till, halt still!

Till:

Wie Vater will.

Der Vater:

Zieh mich hervor, hier steig ich aus,
ich weiß gewiß, ich bin zu Haus.

Till:

Hier in dem regenfeuchten Walde?

Der Vater:

Ich bin zu Haus, Du merkst es balde.

Till:

Bleib unter Deiner Plane, bleib,
der Regen fällt in langen Strähnen.

Der Vater:

Nun flenn auch Du noch Abschiedstränen:
Mach hurtig, Till, und sei kein Weib.

Till:

Was soll ich tun?

Der Vater:

Es ist vor Wochen,
vor Jahren unter uns besprochen.
Verlier kein Wort, die Frist ist um,
noch bin ich laut, bald bin ich stumm.

Till:

O Herr, ich kann Euch nicht verstehn.

Der Vater:

So nimm die Hacke, nimm den Spaten.
Kannst Du's nicht hören, nicht erraten,
auch ohne beides muß es gehn.
Wer gar nichts kann und nichts erreicht:
ein Grab für andre gräbt er leicht.

Till:

Wieso ein Grab?

Der Vater:

Mach keine Worte.
Ich sage Dir, wir sind am Orte.
Ich möchte hier nicht lange frieren,
könnt ich's, ich würde selbst mich rühren.
Komm, hüll mich in den alten Rock,
bring mich zu jenem Wurzelstock,
dort will ich sitzen und betrachten,
wie Du das Wurzelwerk durchstichst,
die schwarze, schwere Scholle brichst
und immer tiefer dringst mit sachten.

Till:

Du sprichst im Fieber, Vater. Nein!

Der Vater:

Das Leben mag ein Fieber sein.
Ist's so, dann ist es bald vorbei,
und ich bin endlich fieberfrei. —
Nun hurtig!

Till:

Hurtig, Vater? Was?

Der Vater:

Was ich Dir eben sagte, das!

Till:

Ich kann nicht.

Der Vater:

Till, Du machst mir's schwer,
weiß Gott, ich nahm Dich sonst für mehr.

Till:

Weil Ihr es denn nicht anders wollt.
Er beginnt ein Grab zu graben.

Der Vater:

Die Erde knirscht, die Scholle rollt.
O furchtbar grausiges Entzücken
auf diesen Spatenstich zu blicken,
der bröckelnd auseinander weicht
und keinem anderen Staube gleicht,
ein Tritt, ein Schnitt, schon wieder schollert's,
und über Halm und Heide kollert's.
Schatzgräber Till, o halte ein,
hier blinkt's von edelstem Gestein.
Hier gilt es beide Augen schließen,
erblindend Glänzendstes genießen.
Die dritte Scholle bricht hervor,
und heiliger Donner trifft mein Ohr.
Erschrick nicht, Till, vor Deiner Macht,
grab weiter, weiter Deinen Schacht.

Till:

Weil mir's nicht ziemt zu widersprechen.

Der Vater:

Stich zu, Du mußt den Star mir stechen.
Schon hebt die Schaufel goldnen Sand.
Ich wittere schon den nahen Strand
und mich gelüstet es zu landen.
Siehst Du das diamantene Riff?

Dort, dort zerschmettre ich mein Schiff!
Dort schlag ich diese Welt zuschanden.

Till:

Nun gut, es sei! Ich schaffe Rat.
Ich bin bereit den Schatz zu heben:
Doch mußt Du eine Frist mir geben.

Der Vater:

Till, Till, wer gibt, was er nicht hat?

Till:

Mit Erde will ich meinethalben
Dir Deine blinden Augen salben.
Du sollst den goldnen Strand ersteigen,
den Du so innig Dir ersehnst
und schon so lockend nahe wähnst.
Ich will den Weg dahin Dir zeigen.
Doch dazu muß ich tüchtig schwitzen.
Was willst Du hier im Regen sitzen?
Komm, kriech in unser warmes Nest:
indes bereit ich Dir Dein Fest.

Der Vater:

Nein, niemals wieder in den Karren!
Hör, Till, Du wirst mich hier verscharren,
verstehst Du mich? Im Ernst gesprochen!
Der Bann des Daseins ist gebrochen.
Ich stehe wieder, wo ich stand,
eh ich die Welt im Staube fand,
und wiederum zu neuem Staube
lockt weiter mich der alte Glaube.
Begreifst Du nun, wie sehr es drängt
und was am Augenblick jetzt hängt?

Till:

Du magst es noch so eilig haben,
leicht ist es, sterben! — schwer, begraben.
Kannst Du nicht warten, mach es ab,
ich grabe nachher Dir Dein Grab.

Der Vater:

Nein, Till, so wirst Du mich nicht los,
hier heißt es, brechen oder biegen:
erst will ich auf dem Rücken liegen,
geborgen in der Mutter Schoß!
So sehr ich in der Irre lief,
ich weiß, wovon ich ausgegangen,
dort gilt es wieder anzufangen.
Bequem gestreckt, sechs Spannen tief
tu ich den letzten Atemzug.
Dann ist's vollbracht, dann sei's genug.

Till:

Nun, wie Ihr wollt. Auf diese Art
bleibt Pfaff und Küster uns erspart.
Es kostet keinen Leichenschmaus.
Das Grabgeleite bleibt zu Haus.
Die Liese läutet mit der Schelle,
statt Glockenturmes Sturmgegelle,
wir sparen Nägel, Leim und Bretter
und machen keinen Schreiner fetter.
Herunter Decke denn und Hemd,
das Eisen frisch zu Grund gestemmt:
von selbst fast Lag um Lage weicht,
schon ist die rechte Schicht erreicht.

Der Vater:

Unmöglich, Till!

Till:
Ging Dir's zu schnelle?

Der Vater:
Wie angemessen mit der Elle.

Till:
Gebt acht, daß Ihr nicht stolpert, denkt,
wie leicht man sich ein Glied verrenkt:
daß Ihr nicht noch zu guter Letzt
den Bader mir in Nahrung setzt.
Gebt mir die Hand, steigt sacht herein.

Der Vater:
O Till, mein Kind, Du spottest mein.

Till:
Nur sachte!

Der Vater steigt ins Grab:
Welch ein großer Schritt.

Till springt heraus:
Auch der! — Lebt wohl. Ich mach nicht mit.

Der Vater:
Ih, Gott verhüt's. Wo denkst Du hin?
So leicht ist hier nichts zu gewinnen.
Wer enden will, muß erst beginnen.
Werd erst, was ich geworden bin.

Till:
Ich weiß mir anderes noch zu hoffen.

Der Vater:
Ein Netz von Straßen steht Dir offen.
Die Mähre zieht, die Achse hält,
es rollt das Rad: Dein ist die Welt!

Till:

Was machst Du, Vater? Liegst Du weich? —
Dies ist mir doch der tollste Streich
von allen, die Du je vollführt.
Doch nun, der Schwank ist durchprobiert,
zum Jahrmarkt sind wir nun versehen.
Steh auf und laß uns weiter gehen.

Der Vater:

Ich gehe schon, ich schreite, schreite,
nach allen Seiten, fort ins Weite.
O Till, o Till, wer kann es fassen?
Dies ist ein Wandern ohne Straßen.
Hier wirst Du einst mir neu begegnen:
komm, guter Sohn, und laß Dich segnen.

Till:

Er dehnt sich, reckt sich sonderbarlich:
dies nimmt kein gutes Ende, wahrlich.
Wenn Euer Stück nicht besser endet,
so springt kein Batzen aus dem Säckel.
Und wenn das Blättlein so sich wendet,
dann fehlt zum Sarg nur noch der Deckel.
Ein junger Narr, ein alter Narr:
der eine stumm, der andre starr. — — —
Ist es zu fassen? Nie und nimmer!
Vater, Er spaßt, Er spaßt wie immer.
Sprich, mach ein Ende, gib Bescheid:
was hüllst Du Dich in dieses Kleid?
in dies Kartäuserweiß des Schweigens?
Jetzt, wo mein ganzes Wesen drängt
und fragend Dir am Munde hängt,
jetzt stiehlst Du mir die Antwort eigens?

Willst Du denn nun nicht auferstehn?
Wir haben heut noch weit zu reisen,
Du weißt den Weg und mußt ihn weisen.

Ein Greis in Gestalt eines christlichen Eremiten ist aus den Büschen hervor und an das Grab getreten.

Der Greis, ohne Bewegung:

Die Sache wird so schnell nicht gehn.
Und wer auch wollte einen wecken,
der, eben noch am Wandersteсken,
kaum auf dem Pfühl sich ausgestreckt? —
Der Schlaf ist heilig, der ihn deckt.

Till:

Dies klingt nicht übel, läßt sich hören.
Wo aber, sage, kommst Du her?

Der Greis:

Gott selbst kann solchen Schlaf nicht stören,
tut er's, so ist er selbst nicht mehr.

Till:

Wie weißt Du das, sag wer Du bist?

Der Greis:

Ich bin ein Muni und ein Christ,
ein Stück von Dir, ein Freund, ein Schatten!

Till:

Wenn wir die Freunde, die wir hatten,
vertauschen sollen mit dergleichen
Gebilden aus den Schattenreichen,
so muß ich meinen Kram verschenken
und an den nächsten Baum mich henken.
Dann ist Kommerz und Mühsal nutzlos
und ich bin arm und nackt und schutzlos.

Der Greis:

Was arm, was nackt? Till, Du bist jung
gelenk und frisch zu Wurf und Sprung,
behend Dich am Trapez zu schwingen:
bist auf dem Turmseil schwindelfrei.
Du balancierst ein rohes Ei
und schluckst sechs blanke Degenklingen.
Den wilden Hengst machst Du zum Lamm.
Du musizierst auf jedem Kamm.
Du bist der hübschen Kinder Lust,
Dir hebt sich jede volle Brust.
Kaum halb ein Jüngling, ganz noch Knabe,
steht jede goldne Tür Dir offen.
Was hast Du heute nicht zu hoffen?
Greif in des Stockes vollste Wabe
und achte keiner Biene Stich!
Die Frucht, die auf Dich her hängt, brich.
Dort liegt entseelt, der Dir's verboten:
die Schaufel her, begrab den Toten.

Till:

Die Hand ist lahm, der Spaten stumpf.
Soll ich auf diesen heiligen Rumpf,
in dieses Antlitz Erde schütten,
das klar von einem fremden Licht,
stumm Nieerhörtes zu mir spricht?
Du hast besiegt, was Du gelitten.
Es strahlt Triumph von Dir empor.
Ich wußte nicht, wer Du gewesen,
nun kann ich's von der Stirn Dir lesen,
Erkenntnismacht bricht voll hervor:

Kein Schellennarr, ein wahrhaft Weiser,
viel mächtiger als Max der Kaiser.

Der Greis:

Heb auf die Schaufel, hurtig, Till,
gönn ihm die Erde, die er will,
von Sohneshand um ihn gehäuft,
von Deiner Tränen Salz beträuft.
Die Welt bleibt Deinen Sinnen helle
auch ohne diese Strahlenquelle,
die, ob Du's selber auch nicht weißt,
von Deines Lebens Mark sich speist.

Die letzten Worte des Greises, den ein vorüberziehender Nebel unsichtbar gemacht hat, kommen aus der Ferne.

Till:

Wohlan Du Echo jenes Hauchs,
der mich von seiner Lippe rührte,
als mich des Vaters Hand noch führte,
Du Stimme eines Nebelrauchs:
ich folge Dir — mit Schaudern freilich! —
denn selbst dies Echo ist mir heilig.

Er schüttet das Grab zu.

Till wirft den Spaten weg:

Vollendet ist's! Nun will ich ruhn.
Wer wird mir diesen Dienst einst tun?
Ein Mann? Ein Weib? Gekrönt? Geschoren?
Nah? Fern? Schon überhaupt geboren?
Alt oder jung zu dieser Stunde,
Till oder gehst Du vor die Hunde?
Nun, wann und wer es immer sei,
ich habe nichts zu tun dabei.

Veland

I

Die Schafinsel

Eine flache Ödenei, mit spärlichem Graswuchs. Zwischen Blöcken der Eingang in die rußige Werkstatt Velands. Diese selbst ist in einem wüsten Steinhaufen verborgen.
Erster und zweiter Strandwächter, schwerbewaffnet, sehr langsam den Strand abschreitend.

Erster Strandwächter:
O widerwärtig schauderhafter Dienst, den uns
Harald, der König, aufhalst: immer nur den Strand
von dieser wüsten Insel abzuschreiten.

Zweiter Strandwächter:
Er
straft uns. Zwar weiß ich nicht, womit wir es versehn
und seine Gnade uns verscherzten: doch wir sind
verbannt, so viel ist sicher.

Erster Strandwächter:
Heißt es auch, daß wir
bestellt sind, Veland zu bewachen, dieses Vieh,
das einem Menschen kaum von ferne ähnlich ist:
Wir selbst sind die Gefangenen!

Zweiter Strandwächter:
Und bei alledem
erpreßt man noch von uns den Zoll der Dankbarkeit:
denn, sagt man, dieses Untier zu bewachen ist
der Tüchtigste, der Tapferste kaum gut genug.
Und eine Last von Ehren sei auf uns gehäuft,

indem man uns zum Wächteramte auserwählt.
Wahrlich, ich wüßte keine Last, die ich so gern
ins Meer versenken würde.

Erster Strandwächter:
Aus der Seele hast
Du mir gesprochen, Bruder. Oder legte endlich doch
auf andre Harald unsre ehrenvolle Last.

Zweiter Strandwächter:
Als König würd ich töten diese Nachtgeburt,
Veland! Ich bin ein Krieger zwar, und weiß es Gott,
Furcht hat sich mir im Schlachtgetümmel nie genaht,
allein, so oft ich diesen bleichen Unhold, dies
gelähmte Scheusal, diesen fürchterlichen Schmied
erblicke, läuft es eisig übern Rücken mir.
Ja, schon, wenn seine Höhle in der Nähe ist.
Und dabei heißt es, daß er unsern König haßt
und nur das Leben deshalb trägt, um sich an dem
zu rächen, der so furchtbar ihn verstümmelt hat.
Wer aber tat das?

Erster Strandwächter:
König Harald! niemand sonst.

Zweiter Strandwächter:
Und wo und wie geschah es? Weißt Du's, sag es mir.

Erster Strandwächter:
Im Wolfstal. König Harald hatte sich im Herbst
mit vielen seiner Mannen dorthin aufgemacht.
Sie ritten viele Tagereisen, ehe sie
am Fuße des Gebirges waren, drin es liegt.
Und manche Tagereise klommen sie hinan,

eh sie das Tal erreichten. Selten nur betritt
das abgelegene, felsumschlossene, Menschenfuß,
und außer Atli, der des Königs Koppel führt,
kennt nur der Bär, der Adler nur, den Weg dorthin.
Und, sagt man, böse Geister.
Mitten inne nun
im Tal liegt ewig unbewegt ein klarer See.
Die Flut ist grundlos! Und am Ufer fanden wir
die Höhle Welands aufgetürmt wie diese hier.
Rauch stieg aus ihrem Dache.

Zweiter Strandwächter:
Also warest Du
auch damals von der Fahrt.

Erster Strandwächter:
Und nie vergeß ich sie.

Zweiter Strandwächter:
Und merkte Weland Euer Nahn? Des Luchses Ohr
hört nicht so fern Geräusche, als sie seines hört,
und keines Hundes Witterung war je so fein
als seine. Und sein Auge blicket adlerweit.

Erster Strandwächter:
Es sollte wohl uns übel ausgeschlagen sein,
wenn er daheim war, der an Kraft ein Riese ist.
Allein, verlassen glimmte nur im leeren Haus
der Herd und sandte durch die Esse dünnen Rauch.
Wir traten unbehindert in das Innre ein. —
O Himmelsvater, welch ein Reichtum gleißte da
dem Jarl ins Auge. Aus geschwärzter Wölbung hing

auf Lindenbast gereiht der Ringe goldner Hort:
Armring und Fußring, Zauberring und Siegelring.
Die Last war groß und für zwölf Rossesrücken wohl
zu schwer. Solch eine Goldlast sah ich nie seitdem.
Vergessen war da ganz im Augenblick die Jagd.
Was war uns jetzt der Höhlenbär und jedes Wild
außer das goldne: die bequeme Beute, die
uns ohne Hatz und ohne Kampf ins Eisen sprang
und jede Faust besinnungslos zum Raube trieb.
Allein, Jarl Harald hatte kaum die Wut erkannt,
als er mit harter Stimme jeden Griff verbot
ins fremde Gut des Schmiedes, und er sagte so:
Der Schmied gilt mehr als hundertfach des Schatzes Wert,
ihn, und nicht Gold, das doch von Hand zu Händen geht,
sollt Ihr mir fangen und zu ew'ger Knechtschaft ihn
heimschleppen. Dann erst nehmt, was er im Hause hat
und teilt es nach gerechtem Spruche unter Euch! —
Und so geschah's. Wir hielten lange lauernd uns
versteckt im Hinterhalt bis Veland endlich kam.
Da zagte mancher, der ihn sah und der das Wild,
den Bären, sah der seine breite Schulter kaum
zu drücken schien, so ungebunden war sein Schritt.
Denn damals stand er ja noch aufrecht, war noch nicht,
wie jetzt, durch König Haralds List verstümmelt.

Zweiter Strandwächter:

Geschah das gleich? Durchschnitt man gleich die Sehne ihm
an seiner linken Ferse und am rechten Knie?

Erster Strandwächter:

Wir banden ihn, als er ermüdet von der Jagd
in unerwecklich tiefem Schlafe röchelnd lag.
Und erst hier auf dem Holm, als man die Fesseln ihm

abnahm, damit er durch die Werke seiner Kunst
sich nützlich mache, hat man ihm den Fuß gelähmt.

Zweiter Strandwächter:
Sein Los ist bitter. Uns noch kommt es bitter an,
des vordem Freien schmähliche Gefangenschaft
bewachen, drin zum Tiere er entartet ist.

Doch sieh, dort kommt des Königs Jäger, Atli, her.
Wer hat sein Boot ihm durch des Sundes Eis gezwängt?
Und wichtig muß die Botschaft sein, die er uns bringt.
Atli ist eilenden Schrittes herangekommen.

Atli:
Ahoi Ihr Männer! seid Ihr's wirklich? Seid
Ihr die Strandwächter, die ich suche, oder
nur wieder Schatten, die im Nebel schwinden?

Erster Strandwächter:
Wir sind die Wächter Bui und Boddi, fürchte nichts.

Zweiter Strandwächter:
Wer Bui und Boddi trifft, der ist in guter Hut.
Was aber, Atli, wollt Ihr auf dem Holme wohl
jagen? Denn weder Bär noch Eber gibt es hier.
Hier haust nur Seegevögel, und Ihr waret nie
ein Mann, der gerne Vögel oder Fische fing.

Atli:
Wie gerne fing ich Fisch und Vogel und
was für ein zahmes Wild Ihr immer wollt,
müßt ich nur nicht auf dieser Wildspur keuchen,
die nun der Drost samt allen seinen Dienern
seit Tagen schon in bittrer Not verfolgt.
Ihr Männer: Ai und Ingi sind verschwunden.

Bui:

Die Königsknaben Ai und Jngi, meinst Du sie?

Boddi:

Die Sprossen meinest Du aus Harald Schönhaars Blut,
wovon des Königs ganzer Stamm ergrünet war,
die Augensterne Älruns, unsrer Königin?

Atli:

Ja, sie! Sie eben mein ich, niemand sonst.
Nach ihnen haben wir, der König selbst,
des Königs Mannen, haben Knecht und Magd
das Land auf allen Wegen abgesucht,
auf mancher Tagereise weitem Ritt
und Gang Gebirge, Wald und Feld durchforscht.
Das Schleppnetz suchte sie am Meeresgrund
und tief im Bett von Flüssen und von Seen.

Bui:

Traf König Harald Schönhaar solch ein Schicksalsschlag,
so wird das höchste Glück von Göttern wohl gewährt,
damit in trügerische Wonnen eingewiegt
der Mensch nur um so sichrer ihrem Haß erliegt.

Boddi:

Jst irgend etwas noch, das leise Hoffnung gibt,
sie doch noch, und noch lebend aufzufinden, sprecht.

Atli:

Ein andres Etwas jeden Augenblick,
der Jarl fährt immer wieder jäh empor
vom Sitz und herrscht uns an: fahrt hier, fahrt dorthin.
Ai liebte den und Jngi jenen Ort.
Ein Fischer sah die Königskinder fischen,

ein Jäger Fallen stellen und so fort.
Die Königin ist still, der Jarl bleibt ruhlos,
das Unabänderliche faßt sein Kopf nicht.
So hat er jetzt mich auf den Holm gesandt,
nach den Vermißten umzufragen. Und
ich frage, frage aber hoffnungslos.

Bui:
Wie kämen Ai und Ingi auf den Velandsholm,
für Knabenhände eine allzu harte Fahrt!
Und dann ist hier der undurchdringlich strenge Wächterring,
dem nichts, was sich dem Ufer naht, entgehen kann.
Nie hat der Königskinder Fuß es je berührt.

Atli:
Ich weiß es, weiß, daß Du die Wahrheit sagst.
Fänd ich die Knabenleichen angespült
im Sande hier und brächte sie dem König,
es überträfe schon mein Hoffen weit.
Denn mit den Toten brächt ich ihm die Ruhe.
So aber: Ungewißheit zehrt ihn auf
und trinkt sein Blut gleich einer Otter, die
sich in die Brust ihm einbiß und nicht losläßt.

Bui:
Wo kommt der Rauch her, der dort drüben aufsteigt?

Boddi:
Aus Velands Schmiede. Hörst Du denn sein Hämmern nicht?

Bui:
Hör, Boddi, ein Gedanke schießt mir durch den Sinn.
Warum hat man bei Veland noch nicht Rats erholt?
Es geht die Rede, daß er manches andre noch

versteht als nur die Kunst, die Gold und Eisen schweißt,
und eine Greisin hört ich von ihm sagen einst,
er wisse das Verborgene, was im Bauch der Erde, was
in Luft und Himmel waltet, in Vergangenheit
und Zukunft sich versteckt hält. Und so ist es auch:
mir hat er meines Weibes Tod vorausgesagt.

Boddi:

Warum gedachte wohl der König Velands nicht,
der doch des Schmieds geheime Kräfte besser kennt
als irgendwer und klagte ihm nicht seine Not?

Bui:

Warum nicht? Du hast recht. Wär ich in gleicher Not
als wie der Jarl: vor allem forscht ich Veland aus.

Atli:

Wenn sich's verhält, Ihr Wächter, wie Ihr sagt,
dann kam ich doch wohl nicht vergeblich her,
und ohne weiter einen Augenblick
durch Schwatzen zu vergeuden, laßt uns gleich
und unverzüglich zu dem Schmied hineingehn.

Bui:

Man merkt, Du kennst das Tier noch nicht, von dem Du sprichst.
Viel eher pressest Du den Bauern Hof und Feld
ab, eh Du gegen seinen Willen diesem Wicht
ein Wort abzwingst. Nur List vermag das und Geduld.
Er haßt die Rede, wie uns immer wieder scheint:
die eigne Rede, und die fremde Rede mehr.
Nicht anders als ein Stummer lebt er jahrelang,
und grimmig, zähnefletschend tritt er vor das Tor,
wenn Menschenrede Menschennähe ihm verrät.

Boddi:

Und wenn sich endlich würgend Laute seiner Brust
entwinden und Du aus des Höhlenbärs Gebrumm
etwas zu hören glaubst, das einem Worte gleicht,
so schwitzt es, hinterhältig, Gift und Tücke aus
und hält den Sinn geheimnisvoller noch versteckt
als Schweigen.

Bui:

Atli, er hat recht: so ist der Mann.
Noch immer muß man ihn belauern, will man ihm,
es sei nun, was es immer sei, abnötigen.
Und deshalb folgt mir, denn am längsten kenn ich ihn,
ich kenne seine Schliche seit dem Wolfstal schon.
Wir liegen hier geduldig still im Hinterhalt.

Sie treten hinter Steinblöcke, von wo sie ungesehen den Eingang der Höhle überblicken können.
Aus der Schmiede tritt nun Veland, der Schmied: ein mächtiges, menschliches Urtier. Rostrote, langzottelige Behaarung bedeckt fast seinen ganzen Körper. Er schleppt einen Fuß nach. Er erklettert die Spitze eines Porphyrblockes und hockt dort nieder, in die trübe, zur Meereswoge sinkenden Sonne starrend und von ihr blutig blaß beleuchtet.

Veland:

Verdammte Schöpfung, bist Du immer noch ringsum
bewegt von Deines Erbfluchs ungebrochner Kraft?
Luft, die mein Fell zaust und die Brust mir nährend füllt!
Meer, frönend allen Stürmen, selber stürmend auch
und Blöcke gleichsam schleudernd flüssigen Gesteins
wider den fluch- und grambeladenen Velandsholm! —
Und Du, Du Erde, wüster Schauplatz einer Wut,
die sich in Zeugung spaltet und Vernichtung! Auf
was wartet Ihr, das nicht schon längst vollendet ist?

Atli:

Dies wäre Veland, der kunstreiche Schmied,
und nicht ein wildes Tier, das aus den Höhlen
der Felsenwüstenei im Hochgebirg
furchtbar auf Beute ausgeht? Und ist dies
Sprache, an dem sein Schlund zu würgen scheint,
als wär's ein trockner Bissen in der Kehle?

Veland:

Weh! Wehe! Wer nimmt auf sich meine blut'ge Tat?
Was fährst Du boshaft rachezüngelnd auf mich ein,
Brandung, und schickst mir geiferndes Geschmeiß, gebierst
mir Schlangenbrut, mir tückisch zischendes Gewürm,
das hämisch, schadenfroh und widerlich mich höhnt?
Da! meine Antwort!

Er hat einen schweren Stein erhoben und in die Brandung geschleudert.

Zur Belohnung nimm mein Brot.

Bui:

An sonderbares Tun des Wichts sind wir gewohnt:
allein, wie er sich heut gehabt, befremdet mich.

Boddi:

Versuchen wir doch das Geknurr und das Geraunz
und das Gebell des lahmen Teufels zu verstehn.

Bui:

Bei Gott, nun heult er auf: es geht durch Mark und Bein.

Atli:

Ich bin ein Jäger, fürchte weder Bär noch Ur,
doch dieser Schrei raubt beinah die Besinnung mir.
Wo brach je so viel Qual und Wut aus einer Brust?

Boddi:

Faßt Eure Spieße fest und haltet Euch ganz still,
entdeckt er uns, so schlägt's uns, fürcht ich, übel aus.

Veland:

Mord! Und warum nicht Mord? Was reißt aus mir Geheul
sich auf und sprengt die Luft mit wüstem Klageton?
Lache!

Er tut es laut und gräßlich.

Wer zwingt sich selbst zum Morde, außer dem,
der selbst der Schöpfer ist. Aus Mordgestöhn erblüht
die Welt! Und Blütenmord erschafft die reife Frucht.
Lache! Wer hört nicht überall das Mordgestöhn?
Was lebt, harrt seines Mörders! Ja, sogar der Stein,
auf dem ich hocke, wartet sein voll Ungeduld. —
Hinab jetzt, meine Mutter ist die Nacht, Du Licht!
Mag nun die Mutter Haralds Söhne einmal noch
an ihrer Hand hinführen in des Vaters Traum.
Mich aber säuge sie zuvor mit schwarzer Milch
des gnadenlosen Grimmes und bedecke mich
mit undurchdringlichem Gewand, mich und mein Werk:
das meiner Rache Heiligtum im Schoße birgt.

Er hinkt zurück in die Höhle.

Bui:

Er sprach von Haralds Söhnen. Habt Ihr's auch gehört?

Boddi:

Von Ai und Ingi.

Bui:

Nein, die Namen nannt er nicht.
Des Königs Namen stieß er laut und deutlich aus
und auch der Söhne hat er irgendwie gedacht.

Atli:
Auch ich vernahm von Söhnen etwas, sicherlich.
Gedenkt Ihr nun noch nicht zu ihm hineinzugehn?

Bui:
Ich wag es nicht. Er hat heut seinen grimmen Tag,
da kennt er niemand, weiß von sich und andren nichts,
und schlägt, gereizt, in starrem Wahnsinn um sich her.

Atli:
Der Jarl hat wahrlich keinen beßren Knecht als ihn:
schon wieder reiht sich Hammerschlag an Hammerschlag.

Bui:
Niemals ermüdet dieser fürchterliche Schmied.
Doch was ist das? Sag, tönt auch Dir vor Deinem Ohr
ein Schwall von ungewohnten Klängen rauschend auf?

Boddi:
Ich höre nur die Brandung, die ans Ufer tost.

Bui:
Und aus dem Meeresbrausen hörst Du nichts heraus?

Boddi:
Jetzt! Ja! als rollte klingend Erz die Flut heran.

Bui:
Das ist vorbei: es war wie Frühlingsdonner, der
fruchtbar und gnädig übers Inselmeer sich wälzt.
Nun aber fällt es aus der Luft wie Saitenklang
von goldnen Harfen, wie die Barden sie im Saal
Jarl Harald Schönhaars schlagen.

Boddi:
Es ist wahr, bei Gott.

Atli:

Von solchen Klängen haben Männer mir
erzählt. Unglaublich war die Nachricht mir.
Wer einmal sie gehört, so geht die Sage,
und hört sie nicht mehr, der verzehre sich
fortan in Sehnsucht gleich, als hätte er
am Tisch der Götter einmal nur gesessen
und wäre nun gestürzt in Finsternis.

Bui:

Atli, auch Du hörst diese himmlische Musik.

Boddi:

Sie quillt aus Velands Schmiede, ich erkenn es nun,
und füllt die Luft mit Sonne an und Vogelsang,
mit Grüne, Waldeslust und buntem Blütenhauch.

Bui:

Laut schmettern erzne Becken aufeinander jetzt.

Boddi:

Was strahlt dort?

Bui:

An den Strand gestiegen ist ein Weib.

Boddi:

Kein irdisches: von Walhall ist sie ausgesandt.

Bui:

In Gold gehüllt vom Scheitel nieder bis zum Fuß.

Boddi:

's ist eine Göttin, die von Himmelsanmut strahlt.

Bui:

Goldringe klirren an den zarten Fesseln ihr.

Boddi:

Bei Gott, Ihr Männer, eine nur ist dieser gleich
an Götterschönheit in Jarl Haralds ganzem Reich
und das ist Bödwild, König Haralds Tochter selbst.
Doch wie kommt Bödwild auf die Insel? Still, nur still,
Ihr Männer, ein Geheimnis, scheint's, enthüllt sich uns.

Bui:

Sie kommt, sie schreitet vorwärts: wohin geht ihr Weg?

Boddi:

Sind nicht die schleppenden Gewölke über ihr
durchhellt von ihrer Schönheit Glanz, der aufwärts bricht?

Bui:

Ihr Männer, wohin geht ihr Weg? 's ist unerhört.
Sie schreitet auf die Schmiede zu, sie tritt hinein.
Verschwunden ist der Glanz mit ihr im Teufelsnest.

Atli:

Gebt Worte mir, ein Stein drückt meine Brust.
Atem! Das packt mich! Atem! Ich ersticke!

Bui:

Die Augen reib ich mir, als wär ich eben jetzt
aus jahrelangem, tiefem Schlummer aufgestört.
Daß je die Königstochter Velands Holm betrat,
mit Eiden hätt ich's abgeleugnet vor dem Jarl.
Nun steigt sie so als wär's ihr ein gewohnter Gang
sogar in den verrufenen Bau des Knechts hinab.
Wenn dies nicht etwa boshaft ränkevoller Trug,
Blendwerk und Zauber dieses zottigen Teufels war,
der freilich aller bösen Täuschung Meister ist.

Boddi:

Dies kann den Kopf uns kosten, Bui, hast Du's bedacht?
Schon schneidet Schwertes Schärfe in den Nacken mir,
denn dies war Bödwild wirklich, sieht man doch im Sand
noch klare Spuren, die ihr Fuß hinein gedrückt.

Atli:

Ins Boot, Ihr Männer, und zum Jarl sofort,
denn offenkundig ist's, daß dieser Schmied
mit Höllenkünsten Bödwild an sich lockt.
Und was der Vater alles Bösen tut,
das wahrlich tut er nicht in guter Absicht.

Bui:

Wohl, Atli, doch verzieht noch einen Augenblick:
erstlich weil wir ein beßrer Schutz zu dreien sind
für dieses höchste Gut aus König Haralds Schatz.
Wer weiß, ob es des Schutzes nicht sofort bedarf!
Und dann weil Ihr geduldig auf der Lauer hier
noch mehr etwa und Wichtigeres wohl erfahrt.
Schon tritt sie aus der Schmiede wiederum hervor.
Still! Laßt uns keinen Laut verlieren, wenn sie spricht.

Bödwild tritt wieder aus der Schmiede hervor. Sie spricht rückwärts in die Schmiede hinein.

Bödwild:

Knecht, Knuten gibt es, Deinen ekelhaften Leib
mit Schwielen zu bedecken. Hüte Deinen Blick!
Und eh mich jemals Deine plumpe Arbeitsfaust
streife: viel lieber nehm ich einen Tausendfuß,
als das zu dulden, rußiges Scheusal, in mein Bett.

Veland tritt ebenfalls hinkend aus der Schmiede.

Veland:

Und dennoch greifen meine goldnen Spangen Dir

ins Haar, das niemals eines Buhlen Hand gefühlt,
um die Fußknöchel fassen Dich mit goldnem Zwang
Fesseln, goldelfenbeinern, meiner Finger Werk:
und so liebkosen meine Finger Dich durch sie.
Und was meinst Du zu meinen Schlangenringen denn,
die in das blonde Fleisch des Oberarmes sich
Dir schwelgend wühlen, fest im Biß mit ihm verstrickt.

Bödwild:

Wahnschaffnes Untier, aberwitziger Höllenhund:
wär Gold nicht Gold, nicht rein geläutert durch die Kraft
des Feuers und von aller Schlacke rein geglüht,
ich streifte schaudernd das Geschmeid vom Leibe mir,
so widert Dein zudringlich geiles Wort mich an,
unflätiger Krüppel, hassen Dich die Götter so,
daß sie Dich zwingen zu besudeln, was allein
an Dir noch rein blieb, Deines Künstlerfleißes Werk.

Veland:

Meinst Du, es müsse jeder ein Verschnittner sein,
der Bildnerei zu bilden Lust und Kunst besitzt?
Du irrst: die Brunst der Wildnis schuf das Roggenfeld.
Die Brunst des Meisters, sie allein, schmilzt rotes Gold
und knetet es zu köstlichen Gebilden um.
Die Brunst der Liebe nicht nur, auch des Hasses Brunst.

Bödwild:

Nun, kannst Du anders Ringe denn und Spangen nicht
vollenden, hilf Dir mit dem Haß, was mich betrifft.
Und muß es Brunst sein, schenke mir des Hasses Brunst.
Nur fülle weiter mit Kleinoden meine Kammern an.

Veland:

Genug nun der Kleinode hab ich Dir geglüht,

genug des Spielzeugs, dem Dein Fleisch nur Wert verleiht:
ein neu Verlangen packt mich übermächtig an,
des Feuers Samen auszusä'n in Weibes Schoß
und rächend einen Gott zu zeugen, wie mich selbst
zum Leid verdammt, zu schmählicher Entwürdigung,
und ihm zu ewigem Gram, aus meines Todfeinds Blut.
Dies Werk allein ist's, das sich noch das Leben lohnt.

Bödwild:

Zwar kann ich Deine Worte keineswegs verstehn:
eins ist gewiß, verderbt ist ihr geheimer Sinn.
Um dieses Sinnes halb verdienst Du Züchtigung.
Doch, daß ich Augen, Ohr und Hände ferner nicht,
abstoßendes Gewürm, durch Deine Gegenwart
beleid'ge, geh ich nun und kehre nie zurück.

Veland:

Du irrst, Du kommst mir immer wieder, kehrst zurück,
der Bärin gleich, vom Honigstocke angelockt.
So fandest Du ja auch den Weg zum Velandsholm,
kamst ungerufen, ungeladen her zu mir.
Rührt ich dagegen je von meiner Insel mich
etwa, hochmütige Törin, um Dir nah zu sein?

Bödwild:

Nein, weil des Königs rotgefleckte Doggen Dich
zerreißen würden vor den Toren des Palasts.
Doch freilich muß ich jenen Tag verwünschen, wo
ich kindisch mädchenhafter Neubegier erlag
und mir zu landen wirklich hier gelang, und ich,
dem tückischen Zauber Deines Höhlendunsts verfiel.

Veland:

Verfallen bist Du wahrlich ihm, Niarenkind,

denn noch sahst Du den zehnten Teil des Hortes nicht,
den unterirdisch meine ruß'ge Wohnung birgt,
von Jade, Jaspis und Demanten Kammern voll,
auch ungezählte Rosseslasten Barrengold.

Bödwild:

Der Schatz ist meines Vaters, nicht Dein Eigentum,
Knecht! Und ich fordre billig, daß Du nichts verbirgst.
Was meines Herrn und Vaters ist, das ist auch mein.

Veland:

Und doch verberg ich Deinem Vater selber heut,
dem König, treff ihn jeder Fluch der Finsternis! —
Kleinodien, nach denen seine Seele heult,
die er mit Qualen der Verzweiflung suchen muß.

Bödwild:

Wie das? Seit Neumond sah ich meinen Vater nicht.

Veland:

Nach Ai und Ingi frage, wenn Du jetzt ihn siehst.
Wahrlich, die Stunde der Vergeltung ist nicht fern.

Bödwild:

Dies sind ohnmächtige, längst bekannte Reden nur,
wie Dein vertiertes Hirn sie immer neu gebiert,
und Harald Schönhaar, meines Vaters Majestät,
blickt heiter lächelnd nur auf dies Gekläff herab.

Veland:

Vielleicht, daß Du so nicht mehr sprichst, wenn Du den Blick
umwendest. Lösen sich nicht Drachenschiffe dort
am Fuß des Vorgebirges, das des Königs Hof
und Burg als Krönung trägt auf seinem grünen Haupt?
Und scheint es nicht, als wenn, verwirrend, Ungeduld

die Masten beugte, und mit Stümperhänden sich
bestürzt am Steuer quälte, durcheinanderhin
die Kiele jagend? Wildgewordenes Segeltuch
klatscht um die Masten, und wahrhaftig kopflos scheint
mir dies Geschwader, ob es an der Spitze auch
Jarl Harald Schönhaars königlichen Wimpel führt.

Bui:

Der König selber kommt zum Holm, der König kommt.

Boddi:

Bei Gott, mit allen seinen Mannen kommt er selbst.

Atli:

Zum Landungsplatz, Ihr Wächter! Furchtbar muß die Not
gestiegen sein in der zerrissenen Brust des Jarls,
wenn er zu dem verfemten Wege sich entschließt.

Boddi:

Oder die Prinzen sind gefunden und die Not
hat sich verkehrt in Jubel, und es ist 'ne Fahrt
des neu geschenkten Glückes zu genießen. Kommt!

Bui, Boddi und Atli stürmen davon.

Veland steht verdutzt, als er Bui, Boddi und Atli rücksichtslos reden hört, sie aus ihrem Versteck hervortreten und davonrennen sieht.

Veland:

Wer wüßte nicht, daß einen Hahn die Liebesbrunst
taub macht und blind. Und drum benutzt der Jäger stets
die Balz, sicher heranzukommen an sein Wild.
Nun also: Bui und Boddi haben uns belauscht
und was sie sahn und hörten, stecken sie dem Jarl,
sobald er einen Fuß nur auf den Strand gesetzt,
auch Dein verbotner Umgang bleibt nicht mehr geheim.

Allein was tut's? Das neuerlassene Verbot
ist eben doch nur wiederum dem alten gleich.
Du übertrittst es, wie das alte auch.

Bödwild:

Scham bringt mich um, wenn mich der König hier erblickt.

Veland:

So tritt in meine Schmiede und verbirg Dich dort.

Bödwild:

Spring ich ins Boot, entgeh ich dem Geschwader nicht.

Veland:

In meiner Werkstatt bist Du sicher. Niemand wagt
in meiner Arbeitshöhlen Weißglut sich hinein.
Ich aber leugne standhaft Deine Gegenwart
und schwöre Atlis, Buis und Boddis Zeugnis ab.

Bödwild:

Was blickst Du heut so boshaft, bleicher Höllenhund,
und warum packte plötzlich mich ein Schauder an,
als ich den Fuß heut über Deine Schwelle hob?
Und wieder packt der Schauder mich und doppelt stark,
nun ich Dein Reich zum andern Mal betreten muß.
Am Ende sollt ich meinem Vater offnen Blicks
entgegenschreiten und ihm alles eingestehn.

Veland:

Tu's, doch Dein stolzer Nacken mache sich bereit,
im Angesicht von König Haralds ganzem Troß
sich in den Staub der Erde zu erniedrigen.

Bödwild:

Verbirg mich, Schmied, verbirg mich, ich ertrag es nicht.

Bödwild geht in die Schmiede. Veland verrammelt hinter ihr das Tor. Hernach den lauernden Blick immer in die Ferne gerichtet, benimmt er sich ähnlich einem angeketteten Hunde, der ein Stück Wild eräugt, das sich ihm ahnungslos annähert.

Veland:

O Fest, o Fest, daß endlich nun sich meiner Burg
der Schmerzen und des bittren Frones Harald naht!
Komm nun, Willkommner! Zögre nicht, Heerkönig, Jarl,
Jarl Harald Schönhaar mit dem duftgen Lockenhaupt.
Das letzte Werk ist fertig und das schönste auch,
an dem mein erster Hammer schon in Deinem Dienst,
von meinem ersten Fluch begleitet, heimlich schuf:
Jahrzehnte sind seitdem vorbeigerauscht. —
Fackeln! Der Sonne Glutball ist hinabgetaucht,
schaudernd vor meinem Werk, das diese Nacht enthüllen muß.
Fort, feiger Gott, denn Deines Lichts bedarf es nicht,
auch ohne Dich und ohne seine Fackeln selbst
wird jener, der da kommt, die Aureole sehn,
die es umgleißt, ja wird erblinden an dem Glanz.
Geduld. Veland, bezähme Deines Blutes Sturm,
sonst sprengt die Adern rasend Dir Dein junges Glück.
Wie köstlich brennen meine alten Wunden mir
und meine Sehnen trennt erst jetzt der grause Schnitt,
der mich zum Krüppel, Teufel und zum Knecht gemacht.
Geduld. Und halte Deiner Wollust Gift im Herzen fest,
nur schweigend Bosheit schwitzend, nach gewohnter Art,
denn so nur kannst Du mit langsamer Marter ihn
speisen, auf gleiche Weise, als er Dich gespeist.
Und kannst Dich weiden, weiden an dem Rachewerk.

König Harald Schönhaar tritt auf an der Spitze einer großen Gefolgschaft, darunter Jarl Gunnar, Feldhauptmann, Bjarni, Steuermann, und wiederum Atli, Bui und Boddi.

Harald:

Bist Du es, Veland, der auf einem Steine hockt
als wärst Du eins mit ihm und selbst nur Stein?

Veland:

Ich bin's.

Harald:

Meinst Du, daß Du ein Stein seist oder Veland noch?

Veland:

Als Antwort gäb ich gerne Dir ein Rätsel auf.

Harald:

Tu's, doch dann gib auch eines Rätsels Lösung mir
um derentwillen ich Dich heute aufgesucht.
Denn zauberrunenkundig, sagt man, sollst Du sein,
Verborgnes sehn in Zukunft und Vergangenheit.

Veland:

Du irrst, o König. Hätte anders tückisch mich
mein Unheil so beschleichen können wie es tat?
Ich bin ein grober Knecht mit zottiger Brust und Faust
und hätt ich wohl in Deinem Dienste etwa erst
erlernen sollen Seherkunst und Wissenschaft,
wo mir der Schweiß in rauher Arbeit Tag und Nacht
vom Leibe floß und kaum die Zeit mir übrig blieb,
das Wüten meines Dursts zu stillen und den Schmerz
der unvernarbten Wunden, die Du mir gemacht.

Harald:

Ich tat Dir unrecht, Veland, sprich nicht mehr davon.
Nur der fühlt andrer Schmerzen, der selbst Schmerzen fühlt.
Jung war ich, grausam unbedacht, als ich Dich fing.
Die Götter aber schenkten damals alles mir

schon eh ich bat, als wär ich ihr verzognes Kind.
Und darum griff ich alles mir, was mir gefiel.
Die ganze Welt und alles was darinnen war
erschien mir als mein angestammtes Eigentum.
Nun aber flog ein schwarzer Riesenvogel breit
beschwingt und krächzend über meines Daches First,
und seitdem weicht von mir sein tiefer Schatten nicht.
O Veland, nun versteh ich, was das Elend ist.

Veland:

Bist Du vor dieser Schmiede endlich angelangt,
so glaube mir, daß Du nur halb erst Lehrling bist.
Und was Du zu verstehen meinst, o armer Jarl,
vom Haus der Knechtschaft und des glutgebornen Frons:
darüber wirst Du lachen, wenn Du Meister bist.

Harald:

Und kurz und gut, ich gebe Dir mein Königswort:
unendlich vieles schon verdank ich Deiner Kunst.
Allein, gelingt es Dir, mich meinen Ängsten dieses Mal
und meinen bittren Sorgen zu entheben, Freund,
so sollst Du frei davonziehn, nicht nur ungekränkt,
auch reich belohnt, wohin es immer Dir beliebt.

Veland:

Und wie genieß ich meiner Freiheit, meines Lohns?
Knüpfst Du die Sehnen, die durchschnittnen, auch
mir wieder, daß ich wie in alter Jägerlust
das Elen überhole mit beschwingtem Sprung?

Harald:

Sag mir, wo meine Söhne Ai und Ingi sind.
Man sagt, daß Deine Seele Seherkraft besitzt
und jede Buße alten Unrechts zahl ich Dir.

Doch führst Du sie zurück in meine Arme, Schmied,
die süßen Knaben, meiner Mannesjahre Stolz,
mein und der Mutter höchste Erdenseligkeit,
so geb ich Dir ein Land zu Lehn, ein Königreich.

Veland:

Hast Du zum Wächter Deines Hauses mich bestellt?
Wie kann ich wissen, wer die Prinzen Dir geraubt?
oder hast Du zu ihrem Lehrer mich gemacht
und ihre Wohlfahrt meinen Händen anvertraut?
oder meinst Du, ich nähme es an Witterung
mit einem Bluthund auf, dem nie das Wild entgeht?
Schweißhunde, Wächter, Hüter hast Du ja genug,
genug des faulen Volks, das von des Landes Schweiß
sich mästet und nichtstuerisch herumschmarotzt
an Deinem Hof und Deinem Tisch, der unterm Fraß
für alle diese faulen Fresser fast zerbricht.

Gunnar:

Schlag ich ihm mit der flachen Klinge übers Ohr
für diese gift'ge, unverschämte Rede, Jarl?

Veland:

Versuch's, wenn Du des Lebens überdrüssig bist:
dem König hast Du manchen Sieg erfochten zwar
und dennoch bleibst Du einer, den mein bloßer Blick
hinstürzt wie eine Ferse, die der Axtschlag trifft.

Gunnar:

Nun, diesem Blicke will ich stehn und diesen Schlag
will ich erproben, aber nur an Deinem Kopf.

Harald:

Still, Gunnar, wer ihn jetzt erzürnt, der ist mein Feind

und Feind auch meinen Söhnen, denn er sperrt den Rettungsweg.
Veland, ich bleibe Dir getreu in meinem Wort.

Gunnar:

Ich kann nicht glauben, daß im Kopfe dieses Viehs
was andres brüten soll als Haß und Finsternis.
An dieses Scheusals Sehergabe glaub ich nicht.

Veland:

O wär ich blind! Ich sehe, sehe, glaub es nur.

Harald:

Du siehst, ich fühle, daß Du siehst! Und deshalb sprich,
enthülle der Verirrten, der Verschollnen Aufenthalt!
Zeig meine armen Knaben mir, sag, wo sie sind.

Veland:

Ich weiß es nicht.

Harald:

Du weißt es.

Veland:

Wer denn zwingt mich dann
es irgend jemand zu verraten, wenn ich's weiß?

Die Mannen durcheinander:

Der Marterpfahl, die Folter, wenn Du störrisch bist.

Veland:

An beides hat mich König Harald längst gewöhnt.
Noch nicht geboren ist der Folterknecht, der mir
ein Wort entreißen könnte, wenn ich schweigen will.
Allein Ihr faselt, heute, scheint mir, liegt der Jarl,
nicht ich, gefesselt auf die Folterbank gestreckt.
Und wenn ich seine Meinung recht mir deute, bin
ich's, der die Qual ihm mehren oder mindern kann.

Harald:

Veland, Erbarmen! Du hast recht: es liegt bei Dir
in Ungewißheit mich zu halten und in Folterqual.
Bist Du gleich uns unwissend, nun so mag es sein,
doch sonst, sei edel und verlängre nicht die Pein
des angstgejagten Vaters, der in bittrer Not
um seine Kinder jammert, die verschwunden sind,
und die, o Graun, vielleicht im gleichen Augenblick
in namenloser letzter Not um Hilfe schrein.
Bist Du vertiert heut, warst Du einmal doch ein Mensch
und fühltest Deiner Menschheit, drum erinnre Dich.

Veland:

Ein Mensch bin ich gewesen: sprich, wo war doch das?
und weshalb konnt ich es nicht bleiben, wenn ich's war?

Harald:

Weil Du in meinen Felsgebirgen mir das Wild
ausrottetest und meiner Flüsse Gold mir stahlst,
auch den Tribut an mich zu zahlen weigertest,
deshalb geschah Dir, was Du zu beklagen hast.

Veland:

Daß Du zum Tier aus einem Menschen mich gemacht.
Allein ich war noch mehr als nur ein Mensch, o Drost,
und das Verhängnis hatte längst den Halbgott schon
gestreift, als es Dich endlich zum Gehilfen nahm,
Mensch! weil nur Menschen zu so niedrer Bubentat
sich fähig zeigen als es mir vorherbestimmt.

Harald:

Du redest, Veland, während so die Zeit vergeht,
in der vielleicht das Unheil noch zu wenden ist,
das meiner Knaben goldnen Lockenköpfen droht.

Veland:

Du mußt Dich schon gedulden, denn in meinem Haupt
wohnt ungebrochen noch der Alfen Eigensinn.
Auch hast Du so gewaltsam mich Geduld gelehrt,
daß ich sie Dir zu lehren nun imstande bin.

Harald:

Du rissest stets in Deine Ketten, knirschtest stets
voll ungeduldigen Wütens wider mein Gesetz.

Veland:

Und dennoch hab ich mich bezähmt, sonst wär ich tot.

Harald:

Was Du ersehntest, war nur Ungebundenheit,
ich aber will zwei Kindern Hilfe bringen, die
verzweifelnd jetzt vielleicht in allerhöchster Not
darnach verlangen. Unmensch, sage, was Du weißt.

Veland:

Als Du mich die Geduld zu lehren anfingst, Jarl,
mocht ich aus Freiheitsdrang wohl ungelehrig sein.
Auch fühlt voll Grimm und Ungeduld der freie Mann
die bittre Schmach, wenn schmählich er in Fesseln liegt,
geschweigen will ich ganz von der Verstümmelung,
die meinem gottentsprossenen Leibe widerfuhr
und die zum Wurm im Schlamme mich erniedrigt hat.
Doch damals sucht ich, damals sucht ich, wie Du heut
nach meinem Kinde, das zugleich mein Weib mir war,
nach Herwar Allweiß, König Hödwers Tochter, der
geflügelten, die mir gen Süd entflogen war.
Und schon war ich auf ihrer Spur, Jarl, wie Du heut
auf Deiner Söhne Spur bist, die entflogen sind

und darum kam damals Dein Zwang mir zur Geduld
doppelt so bitter an, als heut der meine Dir.

Harald:

Weißt Du, wo meine Kinder sind? Sag dieses nur.

Veland:

Kannst Du mir sagen, wo Herware sei, o Drost?

Atli:

Hund, hast Du eines freien Mannes Tochter je
besudelt mit dem geilen Unrat Deines Leibs,
entehrt mit Deines hitzigen Hundeblutes Gier,
was hast Du andres dann verdient, als daß man Dich
mit einer räudigen Wölfin öffentlich vermählt
und mit Pestlappen Bettlervolk zu Tod Dich peitscht.

Veland:

Wohl, Atli, nicht in allem, doch in einem hast
Du wirklich recht, Vermählung steht mir nah bevor.

Harald:

Denkst Du mit Hohn uns zu bewirten, sieh Dich vor.
Wenn Du mich reizest, denke immer noch, daß ich
der gleiche bin, der Dich im Wolfstal überwand.

Veland:

Doch ich bin nicht der Überwundne mehr, o Jarl.

Harald:

An Wahnsinnsworte ist man ja von Dir gewöhnt.
Was liegt dem Herrscher, was liegt mir daran, ob sich
der Stier im Joch der Knechtschaft frei dünkt oder nicht.

Veland:

Hab Dank, daß Du nun wieder ganz der alte bist.

Schlag weiter nur mit solchen Schlägern auf Dich ein,
die jahrelang mir Brot und Lohn gewesen sind.
Ich muß sie hören, muß sie fühlen! Schlag nur, schlag!
So nur, nicht anders schmiedest Du den Racheblitz,
der unabwendbar und vernichtend niederfährt.
Doch warum ist es grade meine Hochzeit, Jarl,
die Dich auf einmal wiederum in Harnisch bringt,
nachdem Du eben noch ein Hilfeflehender
demütig bettelhaft mit Bitten mich bestürmt?

Gunnar:

Nun sei's genug. Ich halte meine Faust nicht mehr,
wenn Du den Hund auch nur ein Wort noch bellen läßt.

Harald:

Veland! Veland! sag mir, wo meine Kinder sind.
Du kannst es, da Du Meister aller Künste bist.
Und gibst Du die geliebten Söhne mir zurück,
geht Deine Macht so weit, ade dann Velandsholm!
mein Eid! ich teile gerne Reich und Thron mit Dir.

Veland:

Was mein ist, willst Du mit mir teilen, Harald Drost?
Bin ich es nicht, der Dir Dein Reich errichtet hat?
War ich es nicht, der Schwert und Pflug Dir schmiedete,
gleichwie den Kronreif und die Säule Deines Throns?
Hob ich das Erz nicht aus der Erde Schacht,
womit Du Deine Krieger wappnest und Dein Haus
mit schweren Pforten panzerst, die kein Feind zerbricht?
Wer baute Deinen Saal und schaffte Hausgerät
bis auf den Becher, dessen Rand Dich täglich labt?
Wer machte Wohnungen der Menge Deines Volks
und lehrte das Unwissende, der Tiefe Frucht

zu wecken? Ich, der solchen Zaubers Rune kennt!
Und also bin ich's, der mit goldnen Ernten Dir
weiträumige Speicher bis zum Bersten aufgefüllt.
Doch immerhin, gibst Du die Hälfte mir zurück,
so bist Du doch zur halben Einsicht nun erwacht.
Und diese Hälfte samt der halben Einsicht nun
nehm ich und prüfe sie auf ihren Goldgehalt:
Jarl, soll ich Deinen Wunsch erfüllen, mußt Du mir
zum Pfande dessen, was Du eben mir versprachst,
Bödwilde, Deine Tochter, schenken für mein Bett!

Die Mannen stoßen einen Schrei der Wut aus und greifen an die Waffen.

Harald:

Was sagt er? Denn der Brandung Ton verschlang sein Wort.

Gunnar:

Nie darf Dein Ohr vernehmen, König, was er sprach.

Veland:

Gib mir Bödwilde zur Gemahlin und Du tilgst
den Fluch der Taten, die Du einst an mir verübt.
Dies sei mir Bürgschaft, daß Dein Sinn gewandelt ist.
Und Deiner Söhne Kuß entbehrst Du ferner nicht.

Harald:

Es sei. Doch vorerst zeige meine Kinder mir.
Auch ich bedarf der Bürgschaft, daß Du Wahrheit sprichst.

Veland:

Jarl, sage mir, womit ich jemals Dich betrog?

Harald:

Nachtalfensproß, die Tücke sitzt in Deinem Blut,
der Rachedurst, die Bosheit schwelt in Deinem Blick.

Veland:

Die Lüge hockt in Deinem, lauernd, sprungbereit.
Nein, niemals siehst Du Deine holden Knaben, eh
ich meine Brunst in Deinem Königsblut gelöscht
und als Gemahl Bödwildens das Beilager hielt.

Harald:

Packt ihn! Erwürgt ihn!

Alles dringt mit Geschrei auf Veland ein, er springt ins Innere der Höhle und läßt eine schwere Gittertür hinter sich ins Schloß fallen.

Gunnar:

Brecht hinein, zerreißt die Tür.

Harald:

Zurück, wem seines Königs Wort noch etwas gilt
und meiner Söhne Leben.

Veland, durch das Gitter:

Jarl, nun sage selbst,
ob ich mit Königseiden nicht bewandert bin.

Er entfernt sich lachend ins Innere der Höhle.

Bui:

Ein toller Wolf im Zwinger, Eisenstangen her.

Boddi:

Wozu? Kein Weibgeborener sprengt dies Gittertor.

Gunnar:

Haltet den König. Er verfärbt sich. Er sinkt um.

Es entsteht ein kopfloses Durcheinander.

Rufe: Zu Schiff! Der König stirbt! Zu Hilfe! Ärzte! Helft!

II

Eine Abteilung in dem Höhlenlabyrinth Velands: schwarz, verrußt. Mehrere Schmiedeherde, Ambosse, Hämmer, Zangen usw. Gitterpforten in andere unterirdische Räumlichkeiten. An den Wänden mehrere gewaltige, kunstreich beschlagene Truhen.
An einer dieser Truhen steht Bödwild. Sie prüft Goldschmiedearbeiten und behängt sich mit Schmuck. Zuweilen blickt sie in einen metallenen Handspiegel.
Ohne von ihr zunächst bemerkt zu werden, tritt Veland durch eine der Gittertüren.

Veland:

Nun ist es wieder stille draußen vor dem Tor,
auch stieß das letzte Königsschiff vom Strande ab.

Bödwild:

Beim Himmel, Veland, ich vergaß fast, wo ich bin,
so viele der Kleinodien sind hier aufgehäuft.

Veland:

Wieviel unnützer Lärm, wo sich ein Herrscher zeigt.
Hast Du nicht Waffenklirren und Geschrei gehört?

Bödwild:

Nicht müde wird man, diesen Hort sich anzuschaun,
darin zu wühlen wie in eines Bornes Flut,
die beiden Arme badend tief hinein versenkt.
Dies ist ein Quell. Doch diese Truhe ist zugleich
unendlich vieler, bunter Strahlenquellen Quell,
von denen jede farbensprühend überquillt.
O Glanz, o Feuer, das in diesem Kasten stürmt,
mit Lichtern blitzend, die das Auge kaum erträgt.
Und manche solcher Pracht, daß ewige Blindheit selbst
dem, der sie stahl, fast noch geringe Buße scheint.

Veland:

Du hast nun, Königstochter, reichlich Muße, Dich
an dieser Kiste voll Kleinodien sattzusehen.

Bödwild:

Das will ich und das werd ich: satt sehn werd ich mich.
Du wirst mich nun so leicht nicht wieder los, o Schmied,
und keinesfalls, bevor ich den Tribut erhob,
den Zehnten dieses ungeheuren goldnen Raubs.

Veland:

An goldner Angel hing noch stets der beste Fisch.

Bödwild:

Was sagst Du?

Veland:

Nichts, als daß ich niemals knausrig bin:
nicht wenn ich gebe, freilich auch im Nehmen nicht.

Bödwild streicht sich über die Augen:

Ich bin benommen, dieses tausendfält'ge Sprühn
senkt Zauber der Betäubung schleichend in mein Blut.
Holla, Du tückscher Affe, sag, wie kam ich doch
zu dieser ungewohnten Stunde hier herein.

Veland:

Wenn über diesem Bettel schon Vergessen Dich
beschleicht, Du Strotzende, wie will denn Deine Kraft
dem ganzen noch verborgenen Hort gewachsen sein?

Bödwild:

Ich gehe nun, gleichviel wie ich hereinkam, Schmied,
mir scheint, hier ist ein lähmend Räucherwerk verteilt
im Raum, womit Du irgendwas im Schilde führst.

Veland:
Wohl führ ich was im Schilde, Du hast recht,
und was an mir liegt, denk ich's zu vollenden auch.
Verbrenn ich aber Räucherwerk für Dich, o Weib,
so ist's ein duftend Opfer höchstens, wie man es
der Liebesgottheit darzubringen schuldig ist.
Dich hat nur Gold verwirrt, und freilich es betäubt,
was immer in der Welt vom Weib geboren ist.

Bödwild, eine Gittertür rüttelnd:
Die Pforte ist verschlossen, hurtig, öffne mir.

Veland:
Du hast vorhin nach Gürtel mich und Reif gefragt,
womit Du, einer Göttin gleich, beim Hochzeitsmahl
geschmückt, an Deines Gatten Seite, ringsumher
verschmähte Männerherzen tödlich treffen willst.
Du wirst es ohne Schmuck, und auch der Frauen Glanz
beim Fest, Du wandelst ihn in Todesfarbe um.
Allein auch Reif und Gürtel sind vollendet, und
ich log aus Bosheit nur, um zornig Dich zu sehn.

Bödwild:
Du Narr und Lügner, weise die Kleinodien denn
mir endlich vor und halte mich nicht länger auf,
wie komm ich bei stockfinstrer Nacht denn durch den Sund?

Veland:
Dies, glaube mir, ist eine müß'ge Sorge nur.

Bödwild:
Die Fahrt ist weit und ohne Segel ist mein Boot,
auch kam ich ohne Bootsmann, wie es meine Art.

Weland:

Nun, eine Nacht verbracht auf Welandsholm, was tut's?
An Daunen mangelt's nicht und einem goldnen Bett.

Bödwild:

Du rasest, gottverdammter Knecht, unreiner Wicht,
bedecke Aussatz, weiß wie Schnee, doch meine Haut
lieber als daß mir einer sagen dürfte, Du
verbrachtest eine Nacht allein mit diesem Knecht
Weland: für immer wär ich ja dadurch entehrt.
Anspeien müßten mich die Helden ja im Königssaal.

Weland:

Und dennoch trug mir Deines Vaters Majestät
vor wenig Augenblicken einen halben Thron
mit seines Königreiches einer Hälfte an.

Bödwild:

Das blökt der Wahnwitz eines unvernünft'gen Tiers,
am Feuer Deiner Schmiede ist Dein Hirn verdorrt,
Du dünkelhafter Einfaltspinsel. Auf die Tür!
Denn jetzt ist mir, als drückte sich ein glühend Mal
in dieser Stunde schon schandbar auf meine Stirn.

Weland:

So willst Du Reif und Gürtel also nicht mehr sehn?

Bödwild:

So schwatze nicht und handle: bring den Plunder her.
Reif und Gürtel erscheinen in der Luft schwebend.

Weland:

Ich habe Diener, die es für den Meister tun.
Gefällt die Arbeit Dir? Wo nicht, so schilt mich aus.

Bödwild:
Ein Gott hat dies geschaffen, keines Menschen Hand,
wenn es nicht etwa nur ein bunter Schatten ist.

Veland:
Erlauchte, so geruhe Deinen weißen Arm
danach zu strecken.

Bödwild:
Gleich ist's, ob er schwarz, ob weiß.
Nun seh ich wohl, an feiner Goldschnur senkte sich
der Reif herab und Gürtel. Oh, wie köstlich gleißt
doch diese, aller Kronen Krone! Ganz umhüllt
vom brünstigen Spiele der Karfunkel muß das Haupt
erglühen, das sie trägt.

Veland:
Und dennoch hast Du nicht
zu fürchten, daß die schwere Goldlast Deines Haars
verblasse oder schmelze unter diesem Reif.

Bödwild:
Doch dieser Gürtel übertrifft die Krone fast,
wie bildete so feine Schuppen Deine grobe Faust?
Du hast das Meer an Perlen, der Gebirge Schoß
an Edelsteinen leer geraubt.

Veland:
Was tut man nicht,
würdig die Braut zu schmücken am Vermählungstag.

Bödwild:
Zwölftausend Rosse wiegen dies Geschmeid nicht auf,
nicht für drei Königreiche geb ich's wieder her.

Veland:
Und doch, erst wenn die Krone Deinen Scheitel krönt,

gewinnt sie ihre volle Flammenkraft und wird
zur zweiten Sonne, purpurdröhnend gleichsam wie
die andre, ehe sie zum Grund des Meers versinkt.
Und so der Gürtel: sieh, er schläft. Was Du jetzt siehst
an ihm, ist nicht sein wahres Leben, nur sein Schlaf,
tot im Metall noch starrt die reiche Bildnerei.
Erst wenn Du ihn gleich einem Kinde an die Brust
hebst und ihm einräumst, daß er Dich wie einen Stamm
bewegten Elfenbeins umschlinge, wacht er auf.
Dann spielt um Deine Hüften Nordlichtzauber, und
es ziehn um sie den Reigen nackte Jünglinge,
im Schwertertanz Dir huldigend.

Bödwild:

Laß sehen, Schmied.

Sie versucht den Gürtel um die Hüften zu nehmen.

Weland:

Nicht so.

Bödwild:

Wie anders? Unterweise mich denn! He,
willst Du krepieren: Deine Zähne klappern ja
und Deine Fratze starrt mich an so grau wie Blei.

Weland:

Willst Du, es sollen wirklich diese Fäuste Dir
nahen, Dich selbst gürten.

Bödwild:

Hurtig, sei nicht zimperlich!
Für mich bist Du nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Mann, noch Weib.

Weland:

Was ich für Dich bin, ahnest Du bis jetzt noch nicht.
Die Frage aber lautet jetzt: was bist Du mir?

Die einzige Macht, vor der ich zittre: hörst Du das?
sonst lach ich aller Götter, aller Könige.

Bödwild:

Ich bin ein Weib nur und ich liebe Maide nicht,
die waffentragend auf der Männer Spuren gehn.
Von mir ist nichts zu fürchten, wenn Du folgsam bist.

Veland:

Ich halte meines Schicksals Steuer in der Hand,
Herr meines Loses bin ich heut wie nie zuvor.
Den Todfeind draußen band ich auf ein glühend Rost,
wo er sich windet in unnennbar wilder Pein.
Dies weiß ich, und mein Herze hüpft vor Lust darum.
Ich fürchte keine Wächter mehr, die Woge nicht,
die Tag und Nacht mit dumpfem Drohn den Strand berennt,
nicht macht sie ferner mir zum Kerker Velandsholm.
Gram, der so lange mir am Lebensmark gezehrt,
im ersten Rachebrande ist er fast verkohlt.
Heut noch ein Krüppel, hinkend, trägt mich morgen schon —
bereite Adlerschwinge fort im höchsten Flug. —
Dann aber bin auch ich gelähmt und liege so
fortan als Leichnam lebend in der Gruft, und dann
wird alle Schmach und Not, die ich bisher ertrug,
nichts gegen die der ewigen Verdammnis sein.

Bödwild:

Du sprichst in Rätseln, wunderliche Mißgeburt,
doch nun die Riegel auf: zwar werd ich diese Nacht
kein Auge schließen, denn wahrhaftig, Veland, hier
hast Du geschaffen, was die Nacht mir taghell macht.
Allein 's ist hohe Zeit. Auch plagt mich Ungeduld,
die glotzenden Gesichter meiner Fraun zu sehn
beim Anblick dieses übermenschlich hohen Werks.

Weland:

Weh! Wehe! Wenn ich nun das Wort nicht sprechen kann
vor Schmerz um Dich, wie es mein hartes Werk verlangt.
Weh, wenn nun Deiner jungen Schönheit Unschuld mich,
den alten zauberkundigen Meister, lähmt.
Du meinst, daß Götter Deiner warten und Dein Fuß
schreite auf buntem Himmelsbogen nach Walhall,
derweil vor meiner Seele steht Dein wahres Los.

Bödwild:

Wicht, meine nicht, daß je mich eine Bangigkeit
vor Dir beschleicht: wahnwitz'ger Hochmut solcher Art
beflecke niemals Dein fronseliges Knechtsgehirn.
Doch öffne schleunigst jetzt der Pforte Riegel mir,
sonst fürchte meines Vaters Strafen, Deines Herrn!
Du kennst sie, weißt, wie einst Dein Fleisch in Fetzen hing,
als man für irgendein Vergehn Dich ausgepeitscht,
bis drüben zum Palaste drang Dein Schmerzgebrüll,
die Hunde überheulend, die es aufgestört.

Weland:

Die Dankbarkeit ist König Haralds Sache nicht
noch seiner Kinder: doch ich will ihm dankbar sein.
Er zahlt mit schlechter Münze mir mein gutes Gold:
mit gleicher Münze, mindrer nicht, vergelt ich ihm.

Bödwild:

Boshafter, tück'scher Kobold, Hilfe ruf ich nun.
Du übst hier Ränke: laß mich an die frische Luft,
in nebelhaften Dämmer hast Du mich gehüllt.
Was lockte mich zum zweiten Male hier herein?

Weland:

Nichts, doch Du suchtest Unterschlupf, flohst vor dem Jarl.

Bödwild:

Richtig, so war's. Und hat der Jarl nach mir gefragt?

Veland:

Nach Deinen beiden Brüdern, die verschollen sind.

Bödwild:

Wie, Ai und Ingi sind verschwunden?

Veland:

Ja, so scheint's:
sonst hätte schwerlich so der Jarl sein Haar gerauft.

Bödwild:

Was heißt das, Ai und Ingi sind verschollen? Wie?
Unmöglich! Alles dies ist Traum, nicht Wirklichkeit,
sie sind des Landes Zwillingssonne. Ohne sie
ist Dunkel außen so wie innen im Palast,
und meinen Vater, meine Mutter trennen kaum
noch Stunden von der eignen Gräber Finsternis.
Hallende Schläge gegen Eisen dringen vom äußeren Tor herein.

Bui, unsichtbar:

Veland! He, Veland! Gut Freund! Öffne, laß uns ein.
Bödwild rüttelt heftig am Tor.

Veland:

Was rufst Du nicht?

Bödwild:

Ich kann nicht.

Veland:

Bui und Boddi sind's,
die Wächter, und sie kommen, um nach Dir zu sehn.

Boddi, unsichtbar:

Wir sind es, Bui und Boddi, Veland, die Du kennst,

in guter Absicht kommen wir, sei des gewiß.
Wir walteten stets milde unsres Amts, Du weißt's.

Veland:
Erlauchte, gib ein Lebenszeichen, melde Dich.

Bödwild, heiser:
Du hämischer Hund hast meiner Stimme Klang geraubt.

Veland:
Sie kommen als Schatzgräber, und Du bist der Hort.

Bui, unsichtbar:
Bui bin ich, Bui! Stets ging mir nahe Dein Geschick
und manches gute Wort, Schmied, legt ich für Dich ein.
Laß uns von alten Zeiten plaudern.

Veland, zu Bödwild:
Plaudre denn.

Bödwild:
Wo bin ich? Schwarze Wogen und ein schwarzes Schiff!
Wer steht am Steuer? Haltet! Schwindel packt mich an.

Veland:
So Schiff als Woge, beide sind mir wohlbekannt.
Komm, stütze Dich, Jarl Gunnar ist's, Dein Bräutigam.
Auf kurze Zeit nur füge Dich der Macht des Schlafs,
bis Bui und Boddi ihres Wegs gegangen sind.
Stützend, haltend, fast tragend führt Veland Bödwild davon durch eine der Gitterpforten. Gleich darauf kommt er wieder und läßt Bui und Boddi ein.

Bui:
Da sind wir. Das war mehr als ich erwartete:
Du öffnest und Dein Zorn scheint mir verraucht zu sein.
Doch Rauch hast Du genug gemacht, vertrackter Schmied.

Jarl Harald, Gunnar und die Mannen allesamt
recht sehr bedenklich hustend stiegen sie an Bord.

Veland:

Was wollt Ihr hier? Macht's kurz und packt Euch Eures Wegs,
an Müßiggänger werf ich meine Zeit nicht fort.

Bui:

Fahr doch nicht gleich so zu, Du galliges Gezücht.
Wir kommen doch sonst miteinander leidlich aus.
Vergiß nicht, daß ich redlich mich dawider schon
gekehrt, als man im Felsgebirge Dich verriet,
Dich meuchlings überfiel und Dich verstümmelte.

Veland:

Hast Du's verhindern können, Knecht? Sonst prahle nicht.

Bui:

Mußt Du denn immer schimpfen, Wicht, aus vollem Hals?
Was, Köter, schnappst Du, wenn man hinterm Ohr Dich kraut.

Veland:

Einfältige Tölpel, was auch Eure Absicht ist,
mein Fell zu streicheln oder zausen, gilt mir gleich:
kommt Ihr mir nahe, reiß ich Euch die Gurgel durch.

Boddi:

Wenn Du so weiter geiferst, reißt mir die Geduld.

Bui:

Ei, laß ihn, ist er nicht der Herr im eignen Haus?

Veland:

Ich bin's! Und laßt es Euch gesagt sein: mehr als je,
seitdem sich Harald nährt von meinem blut'gen Schweiß.

Bui:

Auch unsrer schmeckt ihm: nun das ist so Königsart!
Laß uns doch endlich wackren Spießgesellen gleich
einmal vertraulich schwatzen und nicht immer Galle spein.

Veland:

Damit Ihr aller Mühen überhoben seid
und Euren Wanst nicht etwa durch ein Nadelöhr
hindurch zu quälen unnütz den Gedanken faßt. —
Auch darum, daß Ihr Eure plumpen Fäuste nicht
zerbrecht am Knoten, den kein Bui und Boddi löst —
so hört und führt Euch meine Runen zu Gemüt,
steckt sie dem Jarl, und wohl bekomm der Botenlohn.
Ich habe einen Käfig mir geschmiedet und
mit schweren Riegeln ihn verwahrt von solchem Stahl,
den selbst des Wettergottes Hammer nicht zersprengt.
In diesem Kerker aber eingeschlossen liegt,
merkt auf, das blutende, zerrißne Herz des Jarl.
Ich war's, der es ihm ausschnitt und darin verschloß.
Nun kommt das andre: Ihr sucht Bödwild. Sie ist hier.
Geht, sagt dem Jarl und seinem künftigen Tochtermann,
Gunnar, dem Strahlenden, sagt ihnen deutlich so:
der Alfe Veland ladet Euch zur Hochzeit ein.
Hört Ihr: zur Hochzeit ladet Veland beide Jarls.
Und sind sie lüstern, sagt, daß zwei Pokale schon,
zwei Wunderwerke schon von mir gebildet sind,
gefüllt mit einem heißen Trank so rot wie Blut.
Sagt: König Haralds Herz wird Eure Speise sein.

Bui:

Furchtbar freche Worte sprichst Du, Spottgeburt
aus Dreck und Feuer! Doch Du gibst uns Rätsel auf,
die sich wie leere Seifenblasen blähn

und dann zerspringen. Dies war oft so Deine Art.
Doch Dir zum bittren Leid berichten wir's dem Jarl.

Veland:

Tut's! Diese Ringe, dieses Hackgold nehmt zum Dank.
Und auch noch dieses tut ihm kund: sagt meinem Herrn,
es werden alle Gruben, Höhlen, Schächte und
Erdlöcher Deines Maulwurfs, Deines Krüppelschmieds,
die ganze Satansschmiede, sagt ihm einfach so,
auffliegen, aufgesprengt von einem Jubelschrei,
und dann hebt Veland sich mit Flügeln in die Luft,
und gleich dem Adler wirst Du ihn entkreisen sehn.

Bui und Boddi ziehen sich zurück. Veland bricht unter tollen Freudensprüngen in wahnwitziges Gelächter aus.

Veland:

O Fest, o Fest! Wie hat sich alles mir gefügt,
nun aber zögre nicht mehr, Veland: schnell ans Werk,
füge die erste Stufe von der Treppe nun,
die in des Grauens, des Entsetzens Abgrund bald
der Weichling mit den duft'gen Locken abwärts steigt,
in Weißglut wird sie zischen unter seinem Fuß. —
Nun kommt heraus, Ihr Königsknaben, kommt hervor.

Die zwölfjährigen Königssöhne Ai und Ingi, Knaben von höchster Schönheit, kommen durch eine der Gittertüren aus dem Innern des Velandbaues.

Veland:

's ist Zeit, Ihr Prinzen, daß Ihr an die Heimfahrt denkt.

Ai:

Jetzt schon, wo wir doch grade kaum gekommen sind?

Ingi:

Du strobelköpfiger Zottelbär, da irrst Du Dich,

Du wirst uns, bis der Abend dämmert, nicht mehr los
und morgen, mit dem frühsten, sind wir wieder hier.

Veland:

Wenn man Euch nur nicht etwa im Palast vermißt.

Ai:

Man meint, wir seien nur im Wald auf Vogeljagd.
Da sind wir oftmals manche Stunde unterwegs,
wir haben's unserm Vater abgetrotzt, dem Jarl,
daß uns Atli, der Jäger, nicht begleiten darf.

Veland:

Wie lange meinet Ihr wohl auf dem Holm zu sein,
Ihr Burschen, seitdem Euer Boot ans Ufer stieß?

Ai:

Kein Stündlein ist seitdem herum, so kurze Zeit.

Veland:

Ein Augenblick wird oft zur kleinen Ewigkeit
und eine kleine Ewigkeit zum Augenblick.
Drei Tage und drei Nächte sind vergangen, seit
ich Euch, auf Euer Pochen, in die Schmiede ließ.

Ingi:

Sag lieber doch drei Wochen oder Jahre, Schmied.
Wenn man schon lügt und Spaß treibt, warum soll der Spaß
so mager, nicht die Lüge von den fetten sein!

Veland:

Wie seltsam: Ihr seid gern bei mir. Und hat man Euch
denn nicht vor mir und meinem finstren Sinn gewarnt?

Ingi:

Wir sahen Deiner Essen Rauch und wollten selbst

ergründen, ob Du wirklich wie ein Feuerwurm
auf Schätzen liegst und flammenspeiend sie bewachst.

Veland:

Und also fliegen Haralds Kinder allesamt
von bösen Zaubern angetrieben in ein Licht,
das seine Wurzeln aus dem Höllenabgrund speist.
Sagt, habt Ihr wohl den Drachen nun gefunden, der
Verderben haucht? Bekennt doch: wie erschein ich Euch?

Ingi:

Ein armer Hinker bist Du: lahm und doch an Künsten reich.
An Deiner Hände Werken sieht man sich nicht satt.

Ai:

Nein, wer Dich einen Drachen nennt, der kennt Dich nicht.
Du bist ja kindgut, wie ein armer kranker Hund.

Ingi:

Und nichts bewachst Du, eher schenkst Du alles fort,
wo Du nur immer ein Begehren halbwegs spürst.

Veland:

Oh, oh!

Ai:

Was stöhnst Du so auf einmal?

Veland:

Wehe, oh!
's ist nichts! Geht weiter! Wählt Euch Ringe, wie Ihr wollt.
Nach Herzenslust Goldschnallen, Wehrgehenke — geht!
Oh, oh! — ah! — geht! Seht mich nicht an.

Ingi:

Was hast Du denn?
Du stöhnst ja auf, daß man davon ins Mark erschrickt.
Wer quält Dich?

Veland:

Eitrige, verfluchte Lappen, fort.

Er reißt Binden von seiner Wunde und schleudert sie fort.

Macht Eisen glühend, Eisen glühend, hört Ihr nicht,
und bohrt es in die Wunde mir.

Ai:

Die Wunde ist's,
Dich peinigt Schmerz in Deiner offnen Wunde, Schmied.

Veland:

Laßt, nun ist's gut.

Ai:

Was schweigst Du? Ist es wirklich gut,
Was beißest Du die Zähne aufeinander, sag
uns doch, wie wir Dir helfen können, armer Knecht?

Veland:

Laßt ab! Laß ab mit Foltern! Lieber tötet mich.

Ai:

Nennst Du es foltern, wenn man Dir zu helfen sucht?

Veland:

Ihr seid berufen, mir auf fürchterliche Art
und nicht nach Eures Herzens Wunsch mir beizustehn.

Ai:

Nun fletschest Du schon wieder Deine Zähne, Wicht.
Noch eben blickten Deine Augen flehentlich
und schon entzucken ihnen Blitze düstrer Wut.
Niemand ist Deiner sicher, und man sagt mit Recht,
wenn Du mit weicher Tatze irgendwen berührst,
erfühlst Du nur die Stelle für den Prankenhieb.

Veland:

So ist es, Bürschlein, kommt denn näher zu mir her,
denn die Gevattern logen nicht, die das gesagt.

Ingi:

Doch Du, als Du uns von den goldnen Scheiben sprachst,
die Du uns zeigen wolltest, nun, wo sind sie denn?
Die Götter spielten einst damit im Himmelreich:
so sagtest Du, in ihrer Kindheit, und es klang
vom Flug des goldnen Götterspielzeugs hell die Luft.

Veland:

Ah, wartet, gleich erinner ich jenes Wurfgolds mich:
zwölf runde Platten waren es, schwerlötigen Golds.
In Ruhe lagernd, jede gleich dem vollen Mond,
geschleudert, jede einer bunten Sonne gleich.
Dies Spiel bedurfte keines Lichtes in der Nacht,
so hell ward von der Gotteskinder Jauchzen, ward
vom herrlichen Getön des Spielwerks und vom Glanz
der Mond- und Sommerwürfe alles überflammt. —
Ein Alfe stahl sie, stahl die goldnen Scheiben, und
die Götter wurden alt und grämlich, welk und kalt.

Ingi:

Bist Du der Alfe, der sie stahl?

Veland:

Mir zeigte sie,
o weh! die Schwanenflüglige, die mich verriet,
doch auf Verrat ist ja dies ganze Sein gestellt!
Und beide trugen wir gemeinsam sie ans Licht
aus einer tiefen Spalte, die im Wolfstal klafft.
Wie bald erscholl das ganze Tal vom Vogelsang.

Ingi:

Nun also, diese Wunderscheiben zeig uns jetzt! —
Er schweigt. Er ist nicht bei sich. Was geschah mit ihm?

Ai:

Weland! He, Weland!

Ingi:

Weit die Lider aufgesperrt
kehrt er das Weiße seines Auges uns nur zu.
Die Sterne scheinen rückwärts in sein Haupt gewandt.
Wir wollen gehn. Ruf nochmals seinen Namen laut,
damit er uns entlasse durch die erzne Tür.

Ai:

Weland!

Ingi:

Er hört nicht. Einen neuen Possen hat
er ausgesonnen, uns zu ängsten. Zittert nicht
das ganze Scheusal leise wie ein Espenblatt
und scheint in sich versunken blind und taub zu sein?

Ai:

Musik! Getöne wie von Erz und Saitenspiel,
Hörst Du es auch?

Ingi:

Und niemals hört ich ähnliches
Geräusch: dazwischen Pochen wie von Hammerschlag.
Wo kommt es her? Von allen Seiten dringt es zu.

Ai:

Du irrst. Es bebt aus seiner Stirne, seiner Brust hervor.

Ingi:

Ja, Du hast recht. Wie urgewaltig braust es auf,
die Flut dringt an. Kaum halt ich auf den Füßen mich.
Er schwitzt Gewalt aus, dröhnt von göttergleicher Macht.

Ai:

Horch, süße Stimmen schweben jetzt aus ihm empor.
Oh, braucht ich dieses Jubilierens Himmelslaut
doch nie mehr missen bis zum letzten Atemzug.

Gesang weiblicher Stimmen:

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie saßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen spannen die südlichen Frau'n.
Ihrer eine hegte sich Eigel, Schlagfeder die zweite.
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.

Veland:

Weh mir! Hervare, horcht doch: Schwanenflügelschlag,
er flieht, ein letztes Blinken übern Firn davon
gen Süden eilt sie wieder hin, von wo sie kam.

Gesang weiblicher Stimmen:

Vom Waidwerk kamen die wegmüden Schützen
Slagfidr und Egil, fanden öde Säle,
gingen aus und ein und sahen sich um.
Da schritt Egil ostwärts Ölrunen nach,
und südwärts Slagfidr, Swanhwit zu finden.

Derweil im Wolfstal saß Veland,
schlug funkelndes Gold und festes Gestein,
und band die Ringe mit Lindenbast.
Also harrt er seines holden
Weibes, wenn sie ihm wiederkäme.

Ai:

Auf einmal schweigt nun alles. Ist der Alfe tot?

Veland:

Ich bin's, weil ich aus diesem Traum erwachen muß

und meines Feindes Nestbrut sehe, der mich hier
festband, daß ich mein Liebstes nicht verfolgen darf.
O Not, o namenlose Not des Darbens! — Doch
Geduld! Der Rache Flügel sprossen deutlich schon
am künstlichen Gestricke meiner blutigen List
und bald entheben Riesenschwingen mich davon
ihr, der Vermißten, nach: sie kann mir nicht entgehen.
Zieraffen, kommt nun, tretet in die Kammer ein.
Millionen Euresgleichen wirft der Mütter Schoß,
damit Jarl Harald seinen Acker düngen kann
mit Jünglingsblut. Auch ich nun fordre meinen Zoll
von ihm: denn auch mein Garten soll nun bald erblühn.

Ai:

Öffne die Pforte, Unhold, ich befehl es Dir.

Veland:

Und ich befehle Dir und ihm: tritt hier herein.

Ingi:

Ai, tritt zurück, hier riecht es nach geronnenem
Blut, rostige Eisenketten lagern dort umher
und bärtige Köpfe, blutbesudelt, wie mir scheint.

Ai:

Unwiderstehlich zieht ein unsichtbares Netz
mich dort hin. Dies sind tück'sche Zauber, laß mich frei.
Der Kronprinz bin ich, werde einstmals König sein,
und wer mir nicht gehorcht, dem blüht der Henkersblock.

Veland:

Ich zeig Euch eine Kiste ganz aus schwerem Erz,
darin ich die zwölf goldnen Scheiben aufbewahrt.
Das Götterspielzeug wartet Eurer, greift hinein.

Ai:

Behalt Dein Spielzeug. Laß uns frei, sonst will ich Dich
lehren, welch eines starken Herrschers Blut ich bin.

Veland:

Dir hilft kein Flehn. Dein Weg ist vorgezeichnet.

Ai:

Wie?
Gebieten nennst Du Flehn, armseliger Feuerwurm?

Ingi:

Oh, laß uns leben, laß uns leben, Veland.

Veland:

Er
weiß besser, welcher Augenblick für Euch erschien.
Hurtig. Seid mir doch dankbar! Denn was mühsam sich
andre erarmen in jahrzehntelangen Mühn,
Euch, die Ihr noch nicht flügge seid, fällt's in den Schoß.

Ai:

Jarl Harald! König Harald, höre Deinen Sohn,
o hätt ich doch gemieden diesen Velandsholm
und Dein Gebot nicht übertreten. Rette mich,
mein Vater, hilf, aus tiefer Not schrei ich zu Dir.

Veland:

Dies tat ich oft. Sei sicher, daß er Dich nicht hört.

Ai:

Ingi, reiß mich zurück.

Ingi:

Mich selber spült es fort
mit Dir, als wären wir im Strudel eines Stroms.

Beide werden magisch fortgezogen durch das Pförtchen eines Verlieses, in dem schwere Ketten rasseln.

XII. 21

Ai, von innen:
Mir graut. Hier kriecht in schwarzen Lachen Giftgewürm.

Ingi:
O Sonne, Wiesen, Wogen, Meer und Vogelsang.

Veland:
Des Kastens erzner Deckel gähnt: blickt nur hinein
und aller Wünsche höchster ist sogleich erfüllt.
Man hört krachend den Erzdeckel der Kiste zuschlagen. Danach ebenso die Pforte des Verlieses.

Veland:
Nun ist's geschehn, und wie auf Dein Gebot man einst
die Sehnen mir durchschnitt, so tat ich heute Dir.
Doch weiter nun ans Werk, ans Werk! Die Zeit vergeht. —
Doch welch ein Laut ist das? Ketill, der Schafhirt, scheint's.
Vor ihm ist keine Rettung. Seiner Flöte Ton
macht erzne Pforten schmelzen, alle Riegel auf.
Ketill tritt flötespielend ein.

Ketill setzt die Flöte ab:
Erlaube, daß ich Dich besuche, fleiß'ger Schmied.

Veland:
Du kamst zu mir und hast mich nie deshalb gefragt.

Ketill:
Ich kam, wenn Du mich riefest aus gequälter Brust.

Veland:
Hab ich Dich je gerufen, tat ich's ohne Laut,
nie hörte jemand Veland um Erbarmen flehn.

Ketill:
Dein Los allein schon, Veland, fordert es heraus.

Veland:

Nicht mehr, Ketill! Bald wirst Du dessen Zeuge sein.

Ketill:

In Reichtum wühlend und in Schätzen ohne Maß
lebst Du als Ärmster aller Armen hier zu Land.

Veland:

Nicht mehr, nicht mehr! Und hin ist alle Not, Ketill.

Ketill:

So sprachst Du oft, wenn blut'ger Schweiß von Deiner Stirn
herabtroff und das bleiche Graun in Deinem Blick
vom Bohren Deiner immer offnen Wunden sprach.
Des Leiden ist unsterblich, der unsterblich ist.

Veland:

Du lügst. Unsterblich bin ich, aber nicht mein Leid.
Noch heute brenn ich selber es für ewig aus.

Ketill:

Allein noch schüttelt's Dich. Die Zähne klappern Dir
umsonst nicht so vor Frost. Trink dies, es nimmt
das Fieber, nicht nur meinen Schafen tut es gut.

Veland:

Dies Fieber stillet Dein armseliges Tränklein nicht.

Ketill:

So mögen meiner Flöte Klänge, wie schon oft,
Dir Lind'rung träufeln in der Seele wilde Glut.

Veland:

O dieser Flammen Wollust, Schafhirt, kennst Du nicht.

Ketill:

Und doch, könnt ich sie dämpfen, Schmied, ich tät es gern.

Veland:

Du kannst kein Blut sehn, Rache aber stillt nur Blut.

Ketill:

Gern würd ich meins vergießen, könnt ich nur damit
auslöschen diesen fürchterlichen Rachebrand,
wahrlich, er legt die ganze Welt in Asche noch.

Veland:

Gib hin Dein Blut, für wen Du magst, mich dürstet nicht
nach Deiner Arzenei, denn meine steht bereit,
von ihren glühen Läuterbränden ahnst Du nichts.

Ketill:

O Veland, tue denen wohl, die Übles tun,
und liebe, die Dich hassen, Dir zum ew'gen Heil.

Veland:

Ich lache Deiner und es lachen Dein noch mehr
die Unsichtbaren, deren Lefzen fließen schon
vor Gier, weil sie nach meinem Gastmahl hungrig sind.
Und nun, Ketill, getreuer Knecht, heb Dich hinweg,
es drängt die Zeit, und Bui und Boddi bitten schon
zu meiner Hochzeit. Richten muß ich eilig jetzt
für das Gelage Hochsitz, Becher, Wein und Brot.

Ketill:

O segne, die Dir fluchen, Schmied, und fluche nicht
dem Fluchenden: denn Du verdoppelst nur den Fluch,
und Doppelfluch erwürgt den Segen ihm und Dir.

Veland:

Zu spät, Ketill. Schon band ich los den Höllenhund,
und eh er ganz nicht seinen blut'gen Fraß verzehrt,
zwingt ihn an seine Kette wiederum kein Gott.

Ketill:

Leb wohl, und denke mein in aller Deiner Not.

Weland:

O Not, o heil'ge Not, nun erst erkenn ich ganz,
daß Du es bist, die mich zum Gott emporgesäugt.

Ketill:

Leb wohl. Bedarfst Du meiner dennoch, rufe nur.

Weland:

Bleib! Gern hört ich immer Deiner Flöte Klang
und Deiner sanften Herde Rauschen war mir lieb.
Oft, wenn ich es vernahm, entspannte sich mein Hirn,
das brennende, das lange Nächte durch umsonst
gerungen um Erlösung von des Wachens Qual.
Da schlief ich ein und hatte Frieden, wußte nichts
von meiner Schmerzen Wut. Und dafür sei bedankt. —
Fast ist mir weh, wo Du nun von mir gehst, Ketill,
denn dies ist wohl zum letztenmal, daß ich Dich hier
erblicke. Mit dem Tagesgrauen fahr ich hin
von diesem Unheilsholme weit ins Morgenrot.
Nur meiner Qual Gespenster bleiben hier bei Dir.
Ade, Du lieber Schäfer! Dank! Und nochmals Dank!

Ketill:

Soll ich im Scheiden spielen oder hast Du nun
schon bessere Musik und brauchst die meine nicht?

Weland:

Du guter Hirte, spiele, Deine Flöte hab
ich nicht umsonst aus heil'gem Weidenholz gefügt
von einem Ast, auf dem Hervare saß und sang
und strählte ihres schweren Haares goldnen Strom.

laß ihrer Stimme einen fernen Widerhall
das Herz mir hüpfen machen in entmenschter Brust.
O Täler, Gärten, Inseln ihr voll Seligkeit,
an deren Brust mein Flügelpaar nun bald mich trägt,
wenn erst die Furt des blut'gen Sumpfs durchwatet ist.
Kenll hat sich entfernt. Sein Flötenspiel ist verhallt.

Veland, nach kurzem, verfinstertem Schweigen:
Wie kommt's, daß Du erblassest, Veland, und Dein Herz
aussetzt, wie eine Feldmaus sich nicht mehr bewegt,
wenn eine Faust von Eisen sie zusammenpreßt.
Du bist allein und Deine Brust verrät es Dir,
im Wollustkerne Deiner übersel'gen Tat.
Du stießest manchem Feuersee den Zapfen aus
und brülltest auf, wenn sich das glühende Metall
weißglühend in die Form ergoß. Was bist Du nun
so kleinlaut? Hast auf Deiner Stirne Todesschweiß
und Totenstarre in der eiseskalten Hand,
wo zeugend sich der Rache Glut ergießen soll. —
Es bricht durch Eis und Schnee des Heklas rote Brunst,
er schmilzt Gestein und wälzt es kochend ab zu Tal
in Liebeshaß verheerend, was ihm widersteht.
Wach auf, Bödwild, furchtlos tritt zu mir herein.
Bödwild erscheint wiederum.

Bödwild:
Wann wirst Du aus dem Traume mich entlassen, Schmied?

Veland:
Nicht eh zu Ende dieser ganze Traum geträumt,
wenn Du für Traum dies halten magst, o Königskind.

Bödwild:
Obgleich dies alles wirklich scheint, ist es doch Traum.

Seit Du mich einst als Kind auf Deine Arme nahmst
und ich aus vollem Halse schrie, mich zu befrein,
träumt ich den Traum und alles, wie es jetzt geschieht.

Veland:

Und wie, wie war der Traum, den Du so oft geträumt?

Bödwild:

Wenn ich die Augen kaum geschlossen, spricht zu mir
der Vater: meide, meide, Kind, den Velandsholm.

Veland:

Und dann?

Bödwild:

Versprech ich es und tu es wiederum
trotzdem, wie heut, und wie ich's auch vordem getan.

Veland:

Was also tatest Du?

Bödwild:

Den Holm besucht ich doch.

Veland:

Trotzdem er sagte: meide ihn?

Bödwild:

Gewiß, trotzdem.

Veland:

Allein, Du sagtest eben doch, Du träumtest jetzt.

Bödwild:

Ach ja, das kommt, weil Träume stets verwirrend sind.

Veland:

So bist Du also wahrhaft hier und nicht im Traum?

Bödwild:

— Hier bin ich wohl, gewiß, wo sollt ich anders sein?

Veland:

Zu Haus, in Deinem königlichen Bett, Bödwild.

Bödwild:

Du Ausgeburt des Traums, wie seltsam doch, daß Du
zurecht mich weisest und den Irrtum richtig stellst.

Veland:

So liegst Du nun im Bett und schläfst?

Bödwild:

Ja, wenn man will.
Ein sonderbarer Schlaf ist freilich solch ein Traum.

Veland:

Erwachst Du nun wohl lieber oder träumest fort?

Bödwild:

Erwachen, fürcht ich, steht jetzt nicht in meiner Macht.

Veland:

Da sprichst Du lautre Wahrheit aus im tiefsten Traum.

Bödwild:

So sagst Du immer, und so stierst Du stets mich an,
wenn Du mit Deinem fürchterlichen Alpdruck drohst.
Allein ich schreie, und so weck ich selbst mich auf.

Veland:

Versuch's.

Bödwild:

Weshalb? Ich weiß ja, Unhold, Traum ist Traum.

Veland:

Du wagst es nicht. Und das ist gut. Sei ganz ein Lamm,
so fühlst Du nicht die mag'sche Fessel, die Dich lähmt.

Bödwild:

Aus hundert Träumen kenn ich Deine Tücke, Wicht,
heut sollst Du mich nicht lähmen, wie so manches Mal.

Weland:

Zerschlage doch das Gruftgewölb, das Dich bedeckt.

Bödwild:

Du sprichst von einem Gruftgewölb, das nicht besteht.

Weland:

Nun gut, nun also: wenn Du träumst, was träumst Du denn?

Bödwild:

Ich möchte heim und etwas hemmt mich fort und fort.

Weland:

Was hemmt Dich denn?

Bödwild:

Bald ist es das, bald ist es das.

Weland:

Und was?

Bödwild:

Ein Brautschmuck bald, bald eine Tür und bald
der König und die Seinen vor dem Welandsschacht.

Weland:

Und solche Not bereitet Dir der Welandstraum?

Bödwild:

Stets, und noch größre, doch ich kenn ihn allzu gut,
selbst heute, wahrlich, jagt er wenig Furcht mir ein.

Weland:

So ist der Traum wohl, sage, heut besonders schwer?

Bödwild:

Gewiß, weil heute im Palaste Hochzeit ist.

Veland:

Wo ist die Hochzeit? Und wer wird vermählt, Niarenkind?

Bödwild:

Bödwild, des Königs Tochter, weißt Du das nicht, Schmied?

Veland:

Mit wem wird sie vermählt? Mit Veland?

Bödwild:

Bist Du toll,

Gespenst? Mit König Gunnar, wie ein jeder weiß.

Veland:

Gunnar? Ist das nicht das geleckte Milchgesicht?

Bödwild:

Gunnar ist Gunnar, Knecht, und weiter sag ich nichts.

Veland:

Ich bin der Schatten Deines Traums, hast Du vor mir
Geheimnisse, Bödwild, vor Deinem andern Ich?

Bödwild:

Gibt es doch Dinge, die man sich selbst doch nicht gesteht.
Und Du, mein andres Ich, Du machst mich lachen, Schmied.

Veland:

Demnach, so scheint es, Liebchen, träumst Du wieder nicht.

Bödwild:

Wie wagst Du mich zu nennen, ekles Schlanggezücht?

Veland:

Was tut's, Du träumst ja nur.

Bödwild:

Nimm Dich in acht, es packt
mich zehnfach heftig kalter Jähzorn oft im Traum.

Veland:

Es ist die Angst des, den lebendig man begrub.

Bödwild:

Laß mich hinaus, im Hochsitz prangt der Vater schon,
im Schmucke steht die Mutter da und ihre Frau'n.
Die Hörner schmettern und des Volkes Woge jauchzt.
Der Bräutgam harrt und seine Fürsten um ihn her.

Veland:

Laß Väter thronen, Mütter harren, laß Gunnar
stehn, blöde wie den Ochsen vor dem Tor: was tut's?

Bödwild:

Wenn bei dem Hochzeitsfest die Braut fehlt, tut das nichts?

Veland:

Nur keine Angst, nur keine Angst, Du träumst ja bloß,
von Kindheit auf ist Dir bekannt der Velandstraum.

Bödwild:

Scheußliche Fratze, freilich, ja, ich träume, ja!
Doch seh ich meine Mutter aufgelösten Haars
nach Ai und Jngi rufend, des Palastes Tor
verlassen, wilden Blickes, auf den Lippen Schaum.

Veland:

Dein Velandstraum, nichts weiter, den Du längst ja kennst.
Auch Harald Schönhaar hat ihn oft geträumt
im Königsbett. Jndes aus jeder Pore ihm
in kalten Perlen brach der gift'ge Todesschweiß.

Bödwild:

Ich will nun wachen!

Veland:

Packt nun doch die Angst Dich an.

Bödwild:

Geschmeiß! Nie! Hocktest Du leibhaftig selbst vor mir.

Veland:

So recht! Stolz muß der Nacken sein, den Veland sich
mit ruß'gen Arbeitsfäusten beugt und, muß es sein,
auch krachend bricht. — Komm nun, laß uns zu Bette gehn.

Bödwild:

Daran erkenn ich meinen Velandstraum. Daran
erkenn ich ihn und will geduldig warten, bis
wie immer mich die Wintersonne freundlich weckt.

Veland:

Wie aber setzt Dein Velandstraum sich weiter fort?

Bödwild:

Ich rufe Hilfe!

Veland:

Rufe nur so viel Du magst.

Bödwild:

Hört mich, ich rufe Hilfe, drüben im Palast.

Veland:

Sie hören Dich. Auch sandt ich meine Boten schon,
und ihre Schiffe stoßen schon vom Ufer ab.

Bödwild:

Ich bin gelähmt.

Veland:

Das bist Du.

Bödwild:

Rettet, rettet, eilt!

Weland:

Blick her nun, König Harald und Du Königin,
so wickelt Weland langsam sich um seine Faust
dies fürchterliche Gold, das Euerm Blut entquoll.

Bödwild:

Ich bin gelähmt, Erbarmen!

Weland:

Kein Erbarmen! Nein.

Bödwild:

Weland, Erbarmen.

Weland:

Dir entflieht zum zweiten Mal
ein Wort, das Deinen stolzen Lippen selbst im Traum,
nun gar in Deinem Welandstraum, sonst nie entschlüpft.
Hornruf.

Bödwild:

Schon hör ich König Haralds Horn. Hier bin ich! Hier!

Weland:

So ist es, ja, die Hochzeitsgäste nahn, mein Lieb.
Doch meine Riegel weichen nur auf mein Geheiß.

Bödwild:

Ach wehe!

Weland:

Welches Labsal, dieser Weheschrei.
Wie tief vertraut. Schon er allein vermählt Dich mir.

Bödwild:

Nimm weg die wilde, rohe Faust aus meinem Haar.

Veland:

Lösch aus die Glut, die Haar und Hand mir jetzt verschmilzt.

Bödwild:

Du machst mich wehrlos, niedriger, gemeiner Wicht.
Fort, fort, unreiner Griff, hinweg aus meinem Schopf.

Veland:

Er nimmt ein Bad, es badet die verfluchte Faust,
die Frönerfaust von allem blut'gen Schweiß sich rein.

Bödwild:

Furchtbarer Teufel, laß mich los.

Veland:

Mit diesem Wulst
bleibt meine Hand verbissen, meine Faust vermählt,
bis wir vom Hochzeitslager wieder auferstehn.

Bödwild:

Fort, Kröte, ich zertrete Dich.

Veland:

Wie's Dir beliebt.
Tu, was Du kannst und magst, ich will das gleiche tun.

Bödwild:

Tier!

Veland:

König Harald, König Harald, sieh, nun sieh.

Bödwild:

Tier! Niemals!

Veland:

Bödwild! Bödwild! Bödwild! Bödwild! Oh!

Längeres Stillschweigen. Dann hört man Knabenstimmen singen wie vorher.

Durch Myrkwidr flogen Mädchen von Süden.
Sie saßen am Strand der See und ruhten.
Schönes Linnen spannen die südlichen Fraun,
ihrer eine hegte sich Eigel, Schlagfeder die zweite,
Aber Hervare Allweiß nahm Veland zum Weibe.

Die Hörner Haralds tönen näher und näher.

III

Bödwild sitzt wenig erhöht und hält Velands Haupt auf ihrem Schoß.

Bödwild:

O welches Leid geschah Dir, welche bittre Not
ward in der Unglücksjahre schmerzerfüllter Zeit
auf Dich, Du Gott, wie eine Bergeslast gehäuft.
Verflucht mein Blut, dieweil es meines Vaters Blut,
der allen Deinen Jammers einz'ger Ursprung ist.
Ich hasse meinen Vater. Fluch dem goldnen Bett,
in das er mich, als Säugling, einst hineingelegt.
War es doch Deiner blut'gen Marter Werk, und ich
ward schuldig, als ich sel'ger Ruh darin genoß.
Schlagt mich, mißbrauchte Hände.

Veland:

Sprich, was träuft so heiß
herab auf mich wie Regen in der Sommernacht?
Was ist's, was mir so brennend übers Antlitz spült
und alles ganz zerschmilzt, was an und in mir ist?
Soll ich mit allem, was ich bin, in Nichts vergehn?

Bödwild:

Verflucht der Estrich, den ich trat im Königshaus,
weil er mir nicht verraten, daß Dein Schweiß und Blut

ihn bildete! Weil er nicht schrie und meinen Fuß,
den ahnungslosen, nicht mit Stacheln mir durchstach.
Verflucht das goldne Dach, weil es mich deckte und
vor Schnee und Schloßen sicher barg, indes Du hier
die Geißelhiebe littest Deiner bittren Fron.
Es sei verflucht, weil es in schwarzer Höllennacht
des Winters mir den Strahl der Sonne vorgetäuscht,
so daß voll Freude schlug das Herz in meiner Brust,
indes hier Nacht und Trübsal würgend auf Dir lag.

Veland:

Dies alles sei gesegnet, sei gesegnet heut.
Gesegnet sei dies alles, weil es Dir gedient.

Bödwild:

Verflucht der Zaum, der mir das wilde Roß gezähmt,
der Zügel, der nicht glühend ward in meiner Hand,
weil beides Dir erpreßt und Deiner Kunst der Jarl.
O Du, durch Leiden heilig, Du Gesegneter
durch Not! Befreiter durch der Knechtesketten Last,
der höchsten Ehr teilhaftig durch die tiefste Schmach.
Durch Ohnmacht mächtig, ja allmächtig! Deine Hand
gefesselt selbst, doch Täter jeder guten Tat,
Verwundeter und dennoch Arzt der ganzen Welt.
Mit Schlangengift getränkt, mit Schlangengift gespeist
wardst grade Du zum Schrecken allen Giftgewürms,
durch Aussatz rein, durch Eiterbeulen lieblich! Schön
durch der Scheusäligkeit entmenschtes Götzenbild.
Du, hart und leuchtend wie Demant, ganz ungetrübt
gehärtet und geläutert von der Niedertracht
im Tiegel der Gemeinheit.

Veland:

O Bödwild, Du bist
nicht Deines Vaters Tochter.

Bödwild:

Niemals drang mir noch
ein Lob so sehr wie Balsam in die wunde Brust
als dies, Geliebter.

Veland:

Niemals wusch mir solche Flut
die Wunden, wie sie jetzt mein Elend überrinnt. —
Doch nun geh heim, Dein Vater wartet.

Bödwild:

Wartet er?
Mag er denn warten wie die Klippe in der Bucht.
So wie zu dieser und nicht mehr zieht's mich zu ihm.

Veland:

Doch Deine Mutter schreit nach Dir, Schaum vor dem Mund.

Bödwild:

Laß schreien, bis sie heiser wird, was geht's mich an?

Veland:

Du bist das letzte ihrer Kinder, außer Dir
ist nichts von dem lebendig, was ihr Schoß gebar.

Bödwild:

Sie haben Ai und Jngi, meine Brüder.

Veland:

Nein! —
Wenn ich Verbrechen eingestehe, lüg ich nie.

Bödwild:
So laß sie leben, laß sie tot sein, einerlei!
Stürb ihnen doch die Mutter, doch der Vater nach.
Ich hasse beide, will sie niemals wiedersehn.

Veland:
Bist Du so hart? Nun grade bricht zum erstenmal
das Mitleid in mir auf mit Deiner Eltern Not.

Bödwild:
Oh, reiße diese Pflanze mit der Wurzel aus,
die Deine wahre Kraft vernichtet und Dich so
zwiefach ohnmächtig wieder preisgibt dem Verrat.

Veland:
Die Hochzeit ist bereitet und der Doppelthron
des Brautpaars wartet schon im hohen Skaldensaal.

Bödwild:
Du willst mich von Dir stoßen, Leidgehärteter,
nachdem uns Deines Himmelsfeuers Glut vereint.

Veland:
Jarl Gunnar hat des Vaters, hat der Mutter Wort
und Deins. Eidbrüche rächt des Himmelsvaters Zorn.

Bödwild:
Wenn Du nur, Veland, gnädig auf mich niederblickst.

Veland:
Jarl Gunnar ist der schönste Mann im ganzen Nord,
und auch der stärkste unter allen, wie man sagt.

Bödwild:
Laß Deiner Wunden Eiter mich mit meinem Haar

auftrocknen, gönne mir nur diese Seligkeit
und gönne mir's, Jarl Gunnar ins Gesicht zu spein.

Veland:
Warum nicht wählst Du mein entstelltes Angesicht,
das Deinem Speichel oftmals als Gefäß gedient?

Bödwild schreit auf, wirft sich zu seinen Füßen:
O Veland, hab Erbarmen, hab Erbarmen, oh!

Veland:
Steh auf, die Hörner dringen näher schon. Mir ist,
als mahne mich an Längstvergessenes ihr Getön.
Wie seltsam kann verwandeln uns ein Augenblick.

Bödwild:
Oh, nimm mich an, Veland, o Veland, nimm mich an
als Deine Magd, als Deine Metze meinethalb.
Als Teppich diene Deinem wunden Fuß, Veland,
mein Haar, der Hände Flächen! Wolle nicht verschmähn,
dem Wert zu geben, was mir so nur Wert gewinnt.
Nur stoße mich nicht von Dir aus und wirf mich nicht
den Wölfen hin, die nun schon heulen vor dem Tor.

Veland:
Mir sind es Wölfe, Dir ist's eine lichte Schar
erlauchter Männer, Fürsten, die, wenn Du erscheinst,
bereit sind, auf den Knien Dir zu huldigen.

Bödwild:
Sind es Dir Wölfe, Veland, laß uns fliehn,
den aber schicken wir mit blut'ger Schnauze heim,
der sich zu nah an unsere flücht'gen Fersen wagt.

Veland:
Ich wob, ein ruß'ger Weber, mir mit blut'ger Faust

gewalt'ger Fittiche ein Zwillingspaar: so will
mir's scheinen, wenn ich grüble. — Wüßt ich nur warum?
Wo soll ich atmen, wenn nicht hier im Paradies?

Bödwild:

Verdammt die Stätte, die Dein Gram allein begrünt.
Verschlinge doch der Abgrund diesen Welandsholm,
der willig sich zur Marterstätte eines Gotts
hergab, verdammt auch sei die bittre Meeresflut,
die sein Entweichen feige, liebedienerisch
den Strand umrollend, Tag und Nacht verhinderte.

Weland:

Was fluchst Du diesem sel'gen Eiland, Königskind?
Die Brüste meiner Mutter sind mir nicht so wert.

Bödwild:

Weland, die Feinde wettern schon an Deine Tür
und fordern Einlaß.

Weland:

Kind, es ist der Südsturm nur,
der weiche Süd, der duft'ge Süd, der liebe Süd,
der Weihrauch heißer Zauberwälder mit sich führt.

Bödwild:

Weland, in Splitter kracht das Tor; wach auf, Du schläfst,
wenn Du vor Gunnars Händen mich nicht schützen kannst,
so tut es dieser scharfe Stahl in meiner Hand.

Weland:

Wohl, nun erwache ich. Prasselnd bricht der Schutt herein
der Steinlawine, deren Bollwerk ich zerstört,
und der sie löste, hält sie nun nicht wieder auf.
Nun laß mich handeln, Bödwild, meine stolze Magd,

und harre folgsam hier, gewärtig meines Rufs.
Es kommen Gäste, Hochzeitsgäste, die ich lud,
und ich muß sie empfangen.

Bödwild geht ab durch die gleiche Tür. Veland hockt sich in die Asche seines Herdes. Es erscheinen zuerst Bui und Boddi, mit Eisenstangen vorfühlend, alsdann Harald, Gunnar und die frühere Gefolgschaft.

Bui:
Bestie, bist Du hier?

Boddi:
Knurrt nicht und faucht der Feuerwurm hier irgendwo,
so wie ein Raubtier knurrt, das Haß und Bosheit schwitzt?

Bui:
Dort schillern grün zwei Augen aus dem Dunkel auf,
sie dunsten schweflig, wie die Haut des Dorsches raucht.

Gunnar:
Die Fackeln vor.

Atli, eine brennende Fackel in der Hand:
Hätt ich die gelbgefleckten doch,
die Doggen, längst wär ausgestöbert dieses Wild.
Selbst nicht wenn sie den Eisbär wittern, sträubt ihr Kamm
so wild empor, ist halb so fürchterlich ihr Grimm,
als wenn des Schmiedes Witt'rung ihre Nase streift.

Gunnar:
Jarl, bleibe aufrecht, niemals hast Du Deiner Kraft
so sehr bedurft, als gerade jetzt im Augenblick,
auf keinem Ting, in keinem Kampf, in keiner Schlacht.

Harald:
Oh, meine Söhne, meine Tochter! Wehe, oh!
Mein Stamm bricht nieder, bricht in einem Augenblick,
wo an die Sternenwölbung schon sein Wipfel stößt.

Gunnar:

Oh, Vater Bödwilds, Jarl, gib nicht verloren, was
die Angst uns als verloren an die schwarze Wand
der sorgenvoll durchwachten Wintersturmnacht malt.
Der Schmied streut drohend Worte aus, doch scheut die Tat.
Sei stark.

Harald:

Den Bären schlug ich mit der bloßen Faust.
Ich griff ihm in den Rachen und es krachten ihm
die Kiefer auseinander. Heute schreckt mich schon
ein fallend Blatt.

Atli:

Wie seltsam diese Höhlung ist.
Ein Bild der Sonne trägt mit Kreis und Strahlenkranz
die Decke: sie erleuchtet schwerlich diese Gruft.
Und hier ein Haupt und halber Schlangenleib entringt
der Wand sich.

Harald:

Ja, in meinem Grabgewölbe bin
ich nun als ein Lebendig-Toter angelangt.
Ich stürbe ganz und stürbe gern, wüßt ich gewiß,
daß meiner Kinder Geist erlöst und sie nicht mehr
in des erfinderischen Höllenknechts Gewalt
Martern erleiden, die er gnadenlos verhängt,
um furchtbar mir zu würzen der Vergeltung Trank.

Bui:

Zurück! hier hockt der Wicht.

Veland:

Wo wollt Ihr mich denn
antreffen, den Begrabnen, außer wenn Ihr mich
in Gräbern sucht?

Gunnar:

Man zerrt ans Licht Dich gleich hinauf,
die Inselraben jagen kreischend schon umher,
des Fraßes froh, der ihnen bald vom Galgen blüht.

Atli:

Dein Zauber ist gebrochen, wie Du siehst, Veland.
Wir stießen Deine Tore ein und sind nun hier.
Gibst Du die Geiseln nicht heraus, die Du verbirgst,
so wirst Du an den Marterpfahl gebunden, uns
belust'gen durch ein volles Jahr der Todespein.

Harald:

Hört, ich verbiete, daß Ihr so mit Veland sprecht!
Nachläß'ge Mannen, Euer ist die ganze Schuld
an dem, was plötzlich uns so hart betroffen hat.
Veland, ich biete meine Hand Dir zum Vertrag.
Wir ritzen unsern Arm und mischen Blut mit Blut.
Dein Haß verzehrt Dich selbst, Veland, vergib, vergiß.

Veland:

Du irrst, Du irrst, ich liebe Dich, o Jarl.

Harald:

Oh, Veland, dies ist Deine wahre Meinung nicht.

Veland:

Ich liebe Dich, verbände sonst mich Haß mit Dir?

Harald:

Du legst in Eisen gleichsam meinen ganzen Leib.

Veland:

Wie Du den meinen.

Harald:

Nun so sag ich: Sei nun frei!

Veland:

Des Alls gramvoller Notzucht doch entgeh ich nicht!

Harald:

Gib meine lieben Kinder mir heraus, Veland,
und sei mein Bruder. Wahnwitz hat mein Weib erfaßt.

Veland:

Ich weiß.

Harald:

Die Königsburg mit Gästen angefüllt
harrt Bödwilds, dieses jungen Herrschers Braut.
Du siehst ihn bleich, entstellt, von bittrem Gram zerstört.

Veland:

Er lebt.

Harald:

Der Tod ist solchem Leben vorzuziehen.
Heut, wo ich ihm sein höchstes Glück vollenden soll,
verkehrt sich alles ihm in uferloses Leid,
wenn Du nicht Mitleid und Erbarmen hast mit ihm.

Veland:

Er lebt, er lebt! Jetzt lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:

Tu einmal Gutes, lerne endlich Gutes tun
und öffne uns das Grab, zu dem Du uns die Welt
gemacht.

Veland:

Nun lebst Du, lebt Ihr beide wahrhaft, Jarl.

Harald:

Oh, dehne nicht die Zeit mit diesem dunklen Wort:
führ ihm die Braut, mir meine beiden Söhne zu,

und meine Harfenmeister sollen durch das Reich
hin Deinen Ruhm nur singen jetzt und alle Zeit,
und auch Dein Leid und welches Unrecht ich Dir tat.

Weland:

Ich grüble, grüble, habe nur Geduld mit mir.

Gunnar:

O Jarl, die Zunge blutet mir, und länger will
ich nun nicht mehr so reden hören diesen Knecht
und auch den König nicht mehr reden so wie jetzt.

Weland, zu Gunnar:

Es tut mir leid, daß Dich ein Blitz zerschmettern wird.

Gunnar:

Mir nicht, wenn meine Axt in Deinem Kopfe sitzt.

Weland:

Unholde Gäste, wißt Ihr nicht, wozu ich Euch
lud? Hat nicht Bui und Boddi meinen Spruch gesagt?

Harald:

Nur hirnverbrannter Wahnsinn kam aus ihrem Mund.

Weland:

Seid Ihr so schlechte Boten?

Harald:

Bödwild sei bei Dir.
Zur Hochzeit ludest Du uns ein und was noch sonst.
Die ganze Schmiede sollte jauchzen und Du selbst
auf und davon Dich heben einem Geier gleich.

Weland:

Gleich einem Adler! Und so wird es alles sein.
Doch Hochzeitsgäste, dünkt mich, die geladen sind

zu reichem Mahle und zu reichem Schauspiel dann:
Sie sollten dankbar, freundlich und bescheiden sein.

Harald:

Jarl Gunnar, schweige, ich gebiet es Dir!! —
Wir nehmen Deine Abendmahlzeit an, Veland.
Doch wenn ich Dir nun sage, Lieber, sei mein Gast,
des Königs und der Königin im goldnen Saal! —?
Wo Du, ein Gott, auf meinem Hochsitz thronen sollst! —?
Oh, Schmied, mein Haar ist weiß geworden diese Nacht.
Die Kinder! Meine Kinder! Gib sie mir zurück.

Veland:

Du warst bisher gewohnt an heitre Träume, Jarl:
Der heute Dich besucht, ist mehr von meiner Art.
Wie ich jahraus, jahrein sie aß als täglich Brot.

Gunnar:

Willst Du uns hier noch länger schmählich hinziehn, Schmied?

Veland:

Gewiß nicht, und so nehmt denn Platz an meinem Tisch.

Harald:

Und also nimmst Du selbst als Bruder mich nicht an,
verschmähst die Hochzeit und den Hochsitz? Beides? —

Veland:

Nein!

Du siehst, ich setze auf den Hochsitz mich
Er tut es

und auch

der eignen Hochzeitsfeier halt ich mich nicht fern.

Harald:

Schweigt still, Ihr Mannen, ich befehle, reizt ihn nicht!

noch liegt's in seiner Hand, zum Paradiese mir
die Grabesnacht zu wandeln, die mich jetzt umgibt.
Sieh, Veland, blut'ger Angstschweiß quillt auf meiner Stirn.
Wir wollen gern wohl Deine Gäste sein, wohlan.
Nur eines sage mir: ob mir beschieden ist
ans Herz zu reißen Ai und Ingi einmal noch?
Sprich: werd ich meine beiden Knaben wiedersehn?

Veland:

Du wirst die Knaben wiedersehn, o armer Jarl.

Harald:

Wenn dies mir vorbehalten ist, bin ich nicht arm. —
Bist Du voll Tücke? Spielst Du wie die Katze spielt
mit ihrem Opfer, das dabei vom Blute trieft?
O Veland, kehre Deine sinnlos kalte Wut
hier gegen mich, hier gegen meine offne Brust.
Erbarme Dich nur meiner lieben Kinder, Schmied.
Sag nur zwei Worte: „sie sind ledig aller Qual!"
Und Deinen Stahl im Herzen, will ich glücklich sein.

Veland:

Nun, sie sind ledig aller Qual! So sagt ich's denn!

Harald:

Schwörst Du bei Hel im dunklen Erdenschoß den Eid?

Veland:

Bei Hel sei es geschworen.

Harald:

Oh, so laß mich Dir
abbitten alles, was ich je an Dir verübt,
der Du mir Böses so mit Gutem jetzt vergiltst.

Veland:

Wie anders. Bist Du doch jetzt wie ein Vater mir.

Harald:

Nun setzt Euch alle. Dunkel zwar ist Velands Tun,
allein, ich habe nun sein Wort und fühle klar,
daß Frühlingsatem seines Hasses Eis zerschmilzt
und er nichts Arges weiterhin im Schilde führt.

Gunnar:

Das lahme Scheusal soll auch mir mit Eiden sich
verbürgen, daß Bödwild, die königliche Braut,
an Leib und Leben ungekränkt uns wiederkehrt:
nicht eher nehm ich Platz an dieses Wichtes Tisch.

Veland:

Nehmt meinen Eid: die Braut wird bei der Hochzeit sein.

Alle, auch Gunnar, haben jetzt an der Tafel Platz genommen.

Gunnar:

Könnt ich dem Lahmen auf den Grund der Seele sehn.

Veland:

Oh, dort ist Jubel, namenlose Seligkeit,
dort jauchzen aller Himmel Himmel im Triumph,
o Jarl, ich liebe Dich, mehr als ich sagen kann,
denn nie, nie tatst Du an mir Böses. Aber stets
tatst Du mir Gutes, Gutes ohne Maß und Ziel.

Gunnar:

Nun schöpf ich Hoffnung, wenn auf Deines Herzens Grund
die wahre Wahrheit endlich so zum Lichte dringt.

Harald:

Eins ist gewiß, das Rechte dacht ich stets zu tun.

Veland:

Und tatst es stets an Deinem überſel'gen Knecht. —
He, Magd, he, Trulle, bring das Hochzeitsbier herein,
daß wir es lustig kreisen lassen um den Tisch.

Bödwild mit dem Bierkrug erscheint. Sie stellt ihn vor Veland.

Harald:

Hast Du hier Mägde, Veland?

Veland:

Eine nur. Nur eine Magd.

Gunnar:

Hast Du hier Mägde?

Veland:

Wie ich sagte: eine nur!

Gunnar:

Ich hätte nie geglaubt, es könnte eine sich
wegwerfen, sei's die schlecht'ste Vettel, an den Schmied.

Veland:

Da hast Du recht, die schlecht'ste Vettel ist es nicht.

Harald:

Ein Zwang liegt auf mir. Täuschung, Veland, senkt Dein Blick
mit kaltem Gleißen uns, den Gästen, in das Hirn.
Ein Schatten, ein Gespenst ist diese Deine Magd.

Veland:

So schenk dem Vater Bier und sprich ihn an, Bödwild.
Denn beides, Trank und Stimme, lehrt ihn etwa wohl,
daß kein Gespenst Du, keines Zaubers Täuschung bist.

Gunnar:

Bei Gott, auch mich bezaubert dieser Krüppel: und
was ich zu sehen glaube, ist verruchter Trug.

Bjarni springt auf, als Bödwild ihm eingießt:
O Königstochter, Du bemühst Dich mir?

Harald:
Was ist?
Was redet Bjarni, packt uns alle Wahnwitz an?

Gunnar, wie Bjarni:
Nein! Ja! — Ja! Nein! Mir braust es in den Ohren, ich...
Verrückung überfällt mich, es zerspringt mein Haupt.
Ich wage diese Magd nicht anzusprechen.

Harald:
Bist
Du tot? Bist Du der Traum, der liebe Menschen uns
zeigt, schon Gestorbene, mit uns hausend so wie sonst
im altgewohnten, lieben Haus, am alten Herd,
und doch uns unerreichbar fern? Entlassen nur
gleichsam dem Hügel, den man über sie gehäuft?

Gunnar:
Bist Du der Traum, der aus dem tiefsten Schlamm der Hel
in gift'gen Blasen quillt und trächtig jeder Qual
sich stechend, würgend, mordend auf den Menschen wirft?
Wer hörte je mich schreien, weil ich Schmerzen nicht
ertrug? Erpreßte irgendwas mir einen Laut
der Furcht, der Angst? Nun aber... Nicht, wenn Blut hoch auf
aus meinem Herzen spritzte, schrie ich, doch was hier
mich anhaucht, anbläst, reißt den feigen Schrei der Not
aus meiner Brust.

Veland:
Es geht vorüber, Jarl: Du trinkst
am besten eilig, was die Norne Dir kredenzt.

Harald:

Bödwild!

Gunnar:

Erlauchte Königstochter!

Harald:

Kind! mein Kind!
Bödwild, mein Kind! Bist Du's, mein vielgeliebtes Kind?

Bödwild:

Ich bin's, mein Vater.

Allgemeines Entsetzen und Aufstand unter Haralds Gefolge.

Bödwild

Und warum erschreckt Ihr so,
wenn ich Euch sage, daß ich bin die, die ich bin?

Harald:

Sie spricht, sie spricht! Was spricht sie? Oh, verliert kein Wort.

Bödwild:

Mein Vater...

Harald:

Ja, es ist der glockenklare Laut,
der tiefe Laut, von dem die Hallen des Palasts
so königlich erschollen. Sagt mir, was sie spricht
und wann und wie verruchter Mord an ihr geschah:
denn dies ist eine Tote.

Veland:

Nein, hier irrst Du, Jarl.
Auch Tote werden Dich bedienen, doch sie ist
nicht tot.

Bödwild:

Nicht tot! So selig hab ich nie gelebt.

Harald:

Was sagt sie? Sprecht. Er hat durch Zauber sie gelähmt.

Veland:

Ist sie gelähmt, so lähmt ich sie, sonst aber nicht.

Bödwild:

Vater, Du hast auf Unrecht Deinen Stuhl gestellt,
und Deiner Hochburg Quadern seufzen qualvoll nachts.
Ein goldner Wehruf ist am Tag Dein goldnes Dach.
Wie magst Du auf dem Stuhle sitzen, magst
im Wimmern Deiner Mauern, die mit blut'gem Kitt
gebunden sind, mit taubem Ohr ein Glück Dir lügen, das
nicht wahres Glück ist, sondern Raub und Fraß und Fluch.
Ich mag nicht, daß ich je an solchem Glück
mit stumpfen Sinnen frevelnd mich beteiligte.

Harald:

Du leere Hülse meiner Tochter, die
der Wicht mit seiner bittren Galle angefüllt,
hinweg von meinem Blicke, denn Du schändest die,
die nachzuäffen der verdammte Schmied Dich zwingt.

Bödwild:

Verdammt sei der Verdammer!

Harald:

Bödwild, Bödwild, oh!
Ich bin's, weil ich in Velands Höllen dieses Wort
von dem Gespenste höre, das sich meine Tochter lügt.
Hinaus, Ihr Männer! Folgt mir! Gebt mir Licht! Licht! Luft!

Veland:

O Jarl, wär unentrinnbar nicht der Norne Spruch,
ich ließe unvollendet meine Rache gern.
Ein Etwas hat den Haß gedämpft in meiner Brust.
Doch Velands Höllen sind nun einmal jetzt im Gang;

und Veland selbst vermag sie nicht zu löschen, noch
Jarl Harald zu befrein aus dieser Höllen Brunst,
und wär der Jarl mein Vater.

Gunnar:

Einen Hund als Sohn
zeugt immer nur ein Hund und niemals, Hund! ein Jarl.

Veland:

So müßt ich, was im Schoße Bödwilds wächst, die Frucht,
Hund, Hundesohn am Ende nennen.

Bödwild:

Gunnar, höre mich.
Viel lieber will ich einen Hund gebären, und von ihm,
als einen König, der aus Deinen Lenden stammt.

Gunnar:

Du bist nicht Bödwild.

Bödwild:

Meinst Du, darum bin ich's nicht,
weil Dir der Haß ins Antlitz springt, den Du mich lehrst?

Harald:

Fort, fort von hier, wo Wahnwitz uns das Haupt versengt.

Bödwild:

Vergeßt nicht, daß man Euch zur Hochzeit lud, Ihr Herrn.

Veland bricht aus in Weinen:

Laß, Bödwild, laß dies Häuflein Jammers, laß
dies arme Trüpplein Schafe, blökender
verstörter Lämmer, die des Wolfes heißer Rachen schreckt.

Inhalt der zwölf Bände

Inhalt der zwölf Bände

Erster Band:

Vor Sonnenaufgang
Das Friedensfest
Einsame Menschen

Zweiter Band:

Die Weber
Kollege Crampton
Der Biberpelz
Hanneles Himmelfahrt

Dritter Band:

Florian Geyer
Elga
Die versunkene Glocke
Fuhrmann Henschel

Vierter Band:

Schluck und Jau
Michael Kramer
Der rote Hahn
Der arme Heinrich

Fünfter Band:

Rose Bernd
Die Jungfern vom Bischofsberg
Und Pippa tanzt!
Gabriel Schillings Flucht

Sechster Band:

Kaiser Karls Geisel
Griselda
Die Ratten
Peter Brauer

Siebenter Band

Festspiel in deutschen Reimen
Der Bogen des Odysseus
Winterballade

Achter Band:

Der weiße Heiland
Indipohdi

Neunter Band:

Bahnwärter Thiel
Der Apostel
Atlantis

Zehnter Band:

Der Narr in Christo Emanuel Quint

Elfter Band:

Griechischer Frühling
Der Ketzer von Soana
Anna

Zwölfter Band:

Aufzeichnungen
Erzählendes:
Das Fest / Velas Testament / Aus dem Tagebuch eines Edelmannes
Gedichte
Dramatisches:
Helios / Das Hirtenlied / Kaiser Maxens Brautfahrt / Der Dom / Till Eulenspiegel / Veland

---

Chronologisches Verzeichnis

Bahnwärter Thiel	1887
Vor Sonnenaufgang	1889
Der Apostel	1890
Das Friedensfest	1890
Einsame Menschen	1891
Die Weber	1892
Kollege Crampton	1892
Der Biberpelz	1893
Hanneles Himmelfahrt	1893
Florian Geyer	1896
Elga	1896
Die versunkene Glocke	1896
Fuhrmann Henschel	1898
Schluck und Jau	1900
Michael Kramer	1900
Der rote Hahn	1901
Der arme Heinrich	1902
Rose Bernd	1903
Die Jungfern vom Bischofsberg	1905
Und Pippa tanzt!	1906
Gabriel Schillings Flucht	1907
Griechischer Frühling	1907
Kaiser Karls Geisel	1908
Griselda	1909
Die Ratten	1910
Der Narr in Christo Emanuel Quint	1910

Chronologisches Verzeichnis

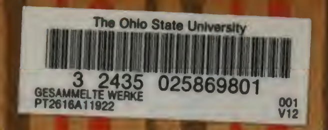
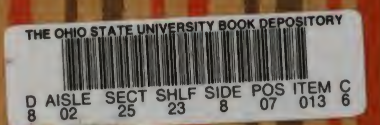
Peter Brauer	1911
Atlantis	1912
Festspiel in deutschen Reimen	1913
Der Bogen des Odysseus	1914
Winterballade	1917
Der Ketzer von Soana	1918
Der weiße Heiland	1920
Indipohdi	1920
Anna	1921

Gedruckt in einer numerierten Ausgabe von zweitausend Exemplaren bei W. Drugulin in Leipzig

Den Nummern 1 bis 400 ist ein von Max Liebermann radiertes und signiertes Porträt des Dichters beigegeben
Diese 400 Exemplare wurden vom Dichter signiert

Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

Dies ist Nummer 1660


The Ohio State University
3 2435 025869801
GESAMMELTE WERKE
PT2616A11922
001
V12

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 25 23 8 07 013 6